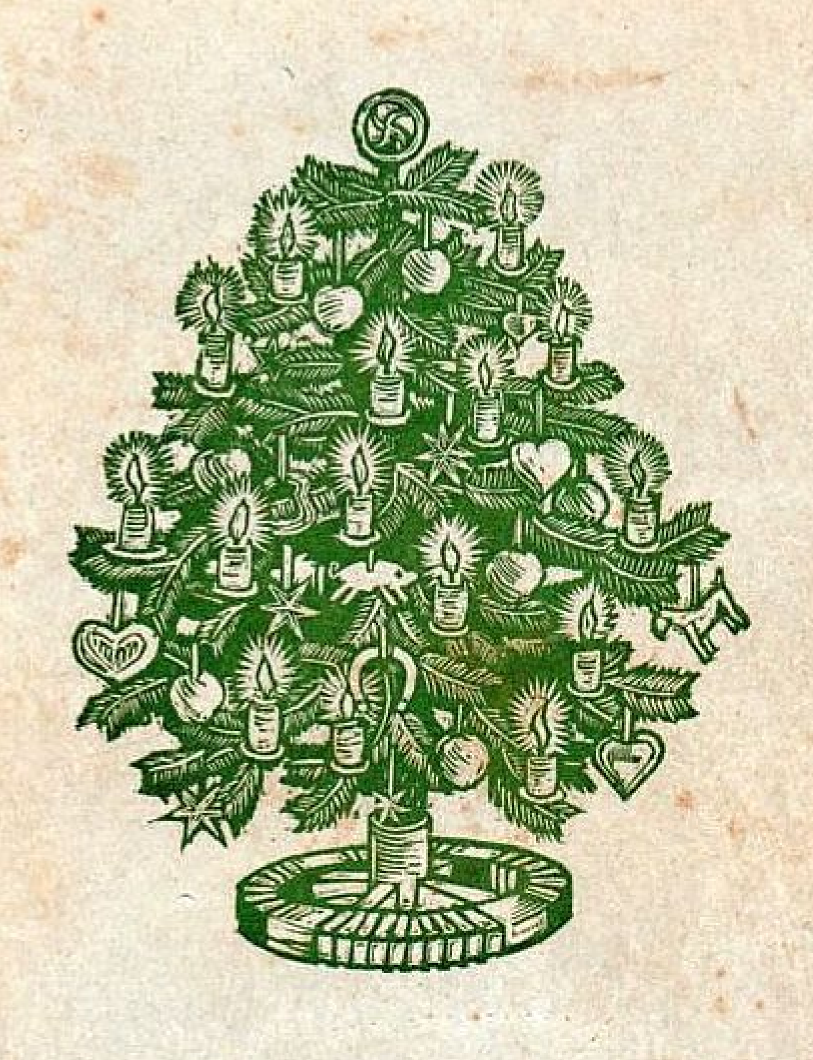
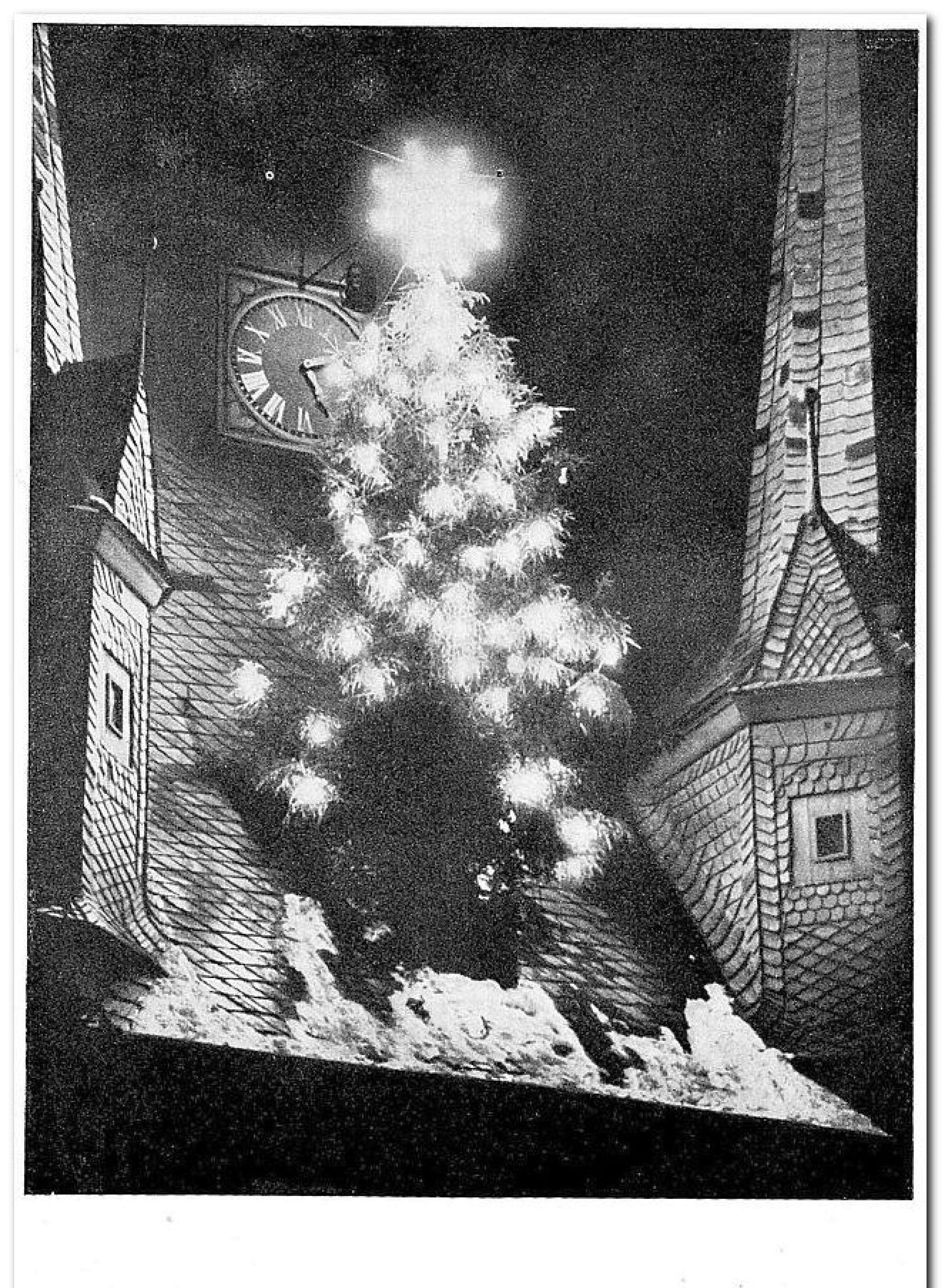


KARL-HEINZ BOLAY

Deutsche Weihnachten



Weihnachtsbaum auf dem Dach des alten Rathauses von Wernigerode

Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie,
zusammengestellt und herausgegeben von

Karl-Heinz Bolay

Dritte Auflage



1 9 4 3

Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin

Inhaltsübersicht

Vorwort

Der heutige Weltkampf geht nicht zuletzt um den Bestand der deutschen Seele, die sich neben vielen anderen Äußerungen auch das Weihnachtsfest als eine ihr gemäße Form schuf. Die tiefe Verankerung dieses Festes in der Seele unseres Volkes gibt immer wieder dem deutschen Dichter den inneren Auftrag, das Erlebnis dieser Zeit zu gestalten. Zu unserem Schaden verstand es eine fremde Weltanschauung, sich gerade dieses innigsten deutschen Festes zu bemächtigen und ihm fremdes Gedanken- und Ideengut zu unterschieben, so daß wir heute in der klaren Erkenntnis einer deutschen Weltschau das Echte vom Unechten scheiden und sichten müssen.

Der Herausgeber unterzog sich der nicht leichten Aufgabe, das weit verstreute, brauchbare Gut an Erzählungen, Gedichten und Liedern zu einem Hausbuche zusammenzustellen, um der deutschen Familie eine wertvolle Hilfe zur Ausgestaltung, Bereicherung und Vertiefung der weihnachtlichen Feier zu geben. Die Sammlung will dabei keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erheben; aus verständlichen Gründen konnte aus dem reichhaltigen und vielfältigen Material nur eine Auswahl geboten werden. Manch einer allerdings wird erstaunt sein, in welch einer Fülle von Liedern, Gedichten und Erzählungen einwandfreier deutscher Haltung Weihnachten eine Gestaltung erfuhr. Manche deutsche Mutter wird zur Mittwinterzeit Märchen und Geschichten aus diesem Buche ihren lauschenden Kindern vorlesen oder nacherzählen können, aber auch zur vorweihnachtlichen Feier der nationalsozialistischen Gemeinschaften wird dieser Band als brauchbares Rüstmittel dienen. Möge er mit dazu beitragen, eines der wesentlichsten Feste im Jahreslauf von seiner Überwucherung mit artfremdem Brauchtum und Gedankengut zu reinigen.

Zum Schlusse möchte ich dem Pg. Franz Kolbrand danken für seinen wertvollen Beitrag und für die freundliche Überlassung der Lichtbilder und Zeichnungen; danken möchte ich aber auch dem Verleger, der in verständnisvoller Weise trotz bestehender Schwierigkeiten die Drucklegung ermöglichte.

Im Sommer 1941 Karl-Heinz Bolay

Vorwort zur zweiten Auflage

Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage innerhalb eines knappen Jahres, die freundliche Aufnahme und die überall geäußerte Zustimmung zum Erscheinen dieses Buches gaben Verleger und Verfasser die endgültige Bestätigung dafür, daß sie mit ihrer Arbeit auf dem rechten Wege sind.

Die zweite Auflage bringt neben geringfügigen Berichtigungen einige neue Beiträge, die den dargebotenen Stoff ergänzen und abrunden. Möge dies Buch auch weiterhin seiner schönen Aufgabe dienen, Ratgeber und Helfer zu sein für die weihnachtliche Zeit.

Im Frühjahr 1942 Karl-Heinz Bolay

Deutsche Weihnachten

Wir feiern, hier in dieser Zeitlichkeit, an der ewigen Geburt, die Gottvater ohne Unterlaß in der Ewigkeit vollbracht hat und noch vollbringt, daß diese selbe Geburt sich nun auch vollzogen hat innerhalb der Zeit in der menschlichen Natur...

Meister Eckehard


Laßt uns nicht
verzagen
Licht
muß wieder werden
nach diesen
dunklen Tagen

„Die Nordländer senden in ihrer langen Winternacht am 35. Tage derselben Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen, und wenn sie dieselbe erblicken, so verkündet man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht in die Täler dringen werde. Dann erhebt sich ein unermeßlicher Jubel, und man feiert ein großes Fest, das Fest der frohen Botschaft des Lichtes!"

Aus einem alten Bericht

Weihnachten wurde uns zum tiefsten Erlebnis im Reigen der Jahreslauffeste. Weit zurück in die Geburtsstunde des nordischen Menschen reichen die Wurzeln dieses Festes, da bei den nordisch germanischen Bauern zum ersten Male wieder tief im Süden am Horizonte der blitzende Strahl der lebenspendenden Sonne schimmerte und neues Werden und Wachstum siegfroh verhieß.

Nordisches Gotterleben spricht aus dem Brauchtum und den zahlreichen Sinnbildern der heiligen Weihe-Nächte. Das ewig neue und doch uralte Gleichnis vom „Stirb und Werde" findet hier sein sinnfälligstes Zeugnis. Der unerschütterliche Glaube an die gesetzmäßige Ordnung aller Naturvorgänge und eines göttlichen Willens, der alles belebt, ließ immer wieder zur Zeit der Wintersonnenwende unsere Vorfahren auf den Gipfeln und Kuppen der Berge die Höhenfeuer entzünden. Unerschütterlich war in ihnen der Glaube, daß nach allem Dunkel das Licht doch siegen muß.

Heilige Nacht! Weihe-Nacht! Mutternacht nannten unsere Ahnen die Wintersonnenwende (angelsächsisch: „modraneht"). Aus dem Schoße der Allmutter Erde steigt wiedergeboren ihr lichtes Kind, die sieghafte Sonne und erweckt das schlafende Land zu neuem Lichte und neuem Leben; gleich wie im Märchen Dornröschen bei seinem Aufwachen das ganze schlafende Schloß zu neuem Leben erweckt. Heute wissen wir wieder, daß unsere Vorfahren in ihre Märchen und Sagen die großen Geschehnisse des Jahreslaufes hineinwebten. Als Sinnbild des neuen Lichtes und der Erneuerung des Lebens kennen wir in vielen Überlieferungen noch in unseren Tagen das Kind in der goldenen Wiege, das zu dieser Zeit seine tiefe Sinndeutung erhält, und mit der Geburt des Lichtes verbindet sich so die heilige Verehrung der Mutterschaft und der Geburt des Menschen. Eng verknüpft sich das innige Naturerleben mit dem menschlichen Lebenslaufe.

Geburtsfest aber zugleich auch Totenfest war Weihnachten unseren Vorfahren, so seltsam dies uns fürs erste auch berühren mag. Germanische Anschauung war es, daß in der heiligen Mutternacht die Gräber der Ahnen sich öffneten und sie in ihre Sippe einkehrten. Sinnfällig wurde das zum Ausdruck gebracht, indem die Germanen ihr neugeborenes Kind auf die Erde des Ahnengrabes legten. Denn von den Ahnen kommt alle Kraft und das Neugeborene ist Blut von ihrem Blute und solange noch einer der Sippe lebt, solange leben auch sie, die längst schon im Grabe schlummern.

Heilige Mutternacht! Nacht des werdenden Lebens! Das höchste Fest des Jahreslaufes wurde ein Fest der Mutter. Immer drangen unsere Vorfahren bis zum Urgrund des Seins vor. In der Frau und vor allem in der Mutter sahen sie hehre Hüterin ihrer Art, aus derem fruchtbaren Schoße das heilige Leben geboren wird, stets von neuem die Ewigkeit der Sippe und damit des gesamten Volkes gewährleistend.

Julfrieden (julafred) herrschte in Nordland. (Jul kommt von nordisch hjul = Rad und ist dem englischen wheel verwandt.) Alle Fehden ruhten in dieser Zeit, aller Hader und Zank mußte schweigen, kein Gericht wurde abgehalten. Wer in diesen heiligen und festlichen Tagen angriff oder verletzte, wurde friedlos und büßte drei- und vierfach gegenüber den sonst üblichen Bußen.

Im Schutze des Julfriedens versammelte sich die Sippe unter dem Weltenbaum, um dieses hohe Fest des Jahres gemeinsam zu begehen. Aus dem Urgrunde ragt die Weltenesche Yggdrasil, ewig grünend im Werden und Vergehen der Zeit, stets von neuem Zeugnis gebend vom heiligen Leben der Welt.

Überall, wo dieser Glaube an das ewige Leben im Diesseits noch nicht erloschen war, da stand die Irminsul, als Zeichen der Gottgläubigkeit unserer Vorfahren. Und als man die Irminsul und die Weltenesche zu kappen versuchte, da stand sie wieder auf im lichterstrahlenden Lebensbaume und wird erst gefällt, wenn der letzte Zeuge unseres Blutes seinen Lebensatem ausgehaucht haben wird.

Selbst bis in unsere Tage, in unsere friedlose Zeit, erhielt sich der Julfriede unter dem strahlenden Lebensbaume, im großen Kriege schwieg das Dröhnen der Geschütze, verstummte das Hämmern der Maschinengewehre, achteten Freund und Feind den Julfrieden. Vergessen ist noch heute zur Zeit der Weihe-Nächte aller Streit und Hader des grauen Alltags, und ein erschauerndes Ahnen jener heiligen Stille und Ruhe der Julzeit unserer Vorfahren überkommt uns.

Denn immer noch kreist jenes Blut der Mütter und Väter unseres Volkes, die hoch aus dem Norden kamen, in unseren Adern, und wie ehedem vollendet sich noch von Sonnenwend zu Sonnenwend der Rhythmus unseres Lebens, und die uralten Symbole als Rad, Licht und Baum, sie kehren alljährlich von neuem wieder.

Weihnachten in der deutschen Volksüberlieferung

Über alle Zeiten hinweg ist uns Weihnachten das liebste Fest geblieben. Auch der Städter empfindet hier noch, welche Kräfte aus den großen Bindungen Volk, Heimat und Überlieferung strömen. Selbst wo das Fest den einstigen Inhalt fast ganz eingebüßt hat, sind die Herzen im Gedanken an die Kindheit aufgeschlossen und ahnen etwas von der früheren Bedeutung und Erlebnistiefe. Um so mehr ist in den letzten Jahren, da mit der Größe unserer Zeit altes Erbe auch in der Feiergesinnung wieder spürbar wird, die Frage nach dem Inhalte des Weihnachtsfestes gestellt worden. Hier geht es nicht um ein ehrfurchtloses Zergliedern seelischer Werte. Die Forderung nach einer sinnvollen und würdigen Feier setzt indes die klare Erkenntnis der wesentlichen Züge dieses Festes voraus, ohne die auch ein neues künstlerisches Gestalten leicht in die Irre führt. Eine spätere Zeit, in der das von uns heute Erarbeitete wieder Überlieferung geworden ist, wird sich diese Betrachtung im allgemeinen sparen können und die Erlebniswerte allein sprechen lassen.

Es wäre allerdings fehl am Orte, wenn wir beim Feste selbst erst von Sinn und Bedeutung sprächen. Gerade Weihnachten fordert innerlich und äußerlich eine Zeit der Vorbereitung, und so werden sich die Gemeinschaften bereits Wochen vorher darauf einstellen, ehe sie sich zur weihnachtlichen Vorfeier zusammenfinden. Der Weihnachtsabend selbst aber und der Baum gehören der Familie. Die gemeinsamen Abende vor dem Feste sollen nicht nur der Herstellung von Geschenken und Festschmuck dienen, Lieder, Sprüche, Sagen und Märchen werden all den anderen Vorbereitungen erst den rechten Sinn verleihen. Es ist dabei durchaus unnötig, etwa zwischen einzelnen Märchen oder Sprüchen und dem Jahreslaufe gewaltsam Beziehungen herstellen zu wollen. Erst dadurch, daß die gleichen Lieder und Erzählungen Jahr für Jahr zu dieser Zeit gepflegt werden, wachsen sie wieder richtig in die Festeszeit hinein.

Schon der Name des Festes sagt über Herkommen und Inhalt manches aus. Weihnachten — eine Mehrzahlform — zeigt, daß sich das Fest über eine längere Zeit erstreckte. Es ist nach Nächten benannt; der geläufigste Name stammt also noch aus jener Zeit, da die Germanen, wie einst alle arischen Völker, nach Nächten rechneten. Während in der Stadt vom Brauchtum der gesamten Weihnachtszeit im wesentlichen meist nur der heilige Abend übrig geblieben ist und neben bestimmten Neujahrsbräuchen eigentlich nur der Weihnachtsbaum, der bis zum 6. Januar die Stube schmückt, auf eine längere Festeszeit hindeutet, ist in allen deutschen Landschaften ein reiches germanisches Erbe lebendig, das uns heute wieder sinnvoll und innerlich nahe ist.

So kennt Kärnten drei heilige Abende, am 24. und 31. Dezember und am 5. Januar, denen auch in der Steiermark und in Niederdonau Bedeutung

zukommt, und in Thüringen sind es drei „heilige Nächte", die besonders gefeiert werden. Im germanischen Norden entsprechen ihnen jene drei Nächte, die als Abschluß einer zwölf Nächte währenden Festeszeit hervortreten. Gerade diese längere Frist, die seit mehr als zwei Jahrtausenden bei anderen arischen Völkern, so bei Indern, Iraniern, Griechen und Römern bezeugt ist, hat auf deutschem Boden weite Verbreitung gefunden. Vielfältig, wie ihr Inhalt, ist auch ihr Name. Die einfachste Bezeichnung „Zwölften" geht von der Festesdauer aus. Recht bedeutsam ist der friesische Name „twasche üjl en nai" (zwischen Alt- und Neujahr), dem das badische „Zwischen den Jahren" entspricht. Den gleichen Sinn haben die Benennungen „Unternächte" und „Zwischennächte", die neben „Rauhnächte" und ähnlichen gebraucht werden. In den letzten Jahrzehnten war für völkische Weihnachtsfeiern die Bezeichnung „Jul" aus dem Norden entlehnt worden. Auch sie bezeichnet ursprünglich eine längere Festeszeit und ist zweifellos alt, doch besteht kein Anlaß, sie an die Stelle der deutschen Benennungen des Festes zu setzen.

Dieser eigentlichen Weihnachtszeit, den Zwölften, geht ein alter Festmonat voraus, der in verschiedenen Formen noch weiter lebt. Auch diese Vorweihnachtszeit kennt ganz ähnliche Bräuche und Anschauungen. So ziehen an den drei Donnerstagnächten vor Weihnachten, den Klöpflinsnächten — auch Fahr- oder Boselnächte genannt —, Scharen von Haus zu Haus, klopfen mit Hämmerlein oder Stöcken an Türen und Fenster, und fordern mit einem Spruche Früchte oder Kuchen.

Holla, holla Klopfertag,
Schüttelt Äpfel und Bira 'rab!

In den gleichen drei Fahrnächten geht aber auch der Pelzmärte um, der sich durch seine Schelle ankündigt, und teilt Nüsse, Äpfelschnitten und Zwetschken aus.

Andere Bezeichnungen für die drei Donnerstagnächte wie für die Weihnachtszeit weisen unmittelbar auf Hauptgestalten der Volksüberlieferung hin. Wie die Bezeichnung „die drei heiligen Nächte" nicht nur in die Zeit der Rauhnächte fällt, sondern auch den Klöpflinsnächten zukommt, so heißen diese, wie die Gesamtzeit der Zwölften auch Perchtennächte. Auch der Weihnachtstag allein oder der Vorabend des 6. Januars werden nach der Berchta benannt. Ihr tirolischer Name Stampa ist Anlaß der dort üblichen Bezeichnung Stampanächte für die drei Donnerstagnächte und für die Zwölften. So kündet schon der Name, daß in dieser Zeit nach Volksglaube und Brauch die Schicksalsfrauen durch das Land ziehen. Wie in der altnordischen Überlieferung und im Volksmärchen tritt uns auch in Sage und Brauch eine Schicksalsgestalt entgegen, die zwei gegensätzliche Wesensseiten in sich vereint. Oft sind es drei Schwestern, von denen eine zweispältige Züge in sich vereint, so in den zahllosen Sagen von den drei edlen Fräulein, den Maien oder Mergen, die die Menschen bei

Geburt, Hochzeit und Tod aufsuchen. Zuweilen tritt zu drei schönen und gutgesinnten Schwestern eine vierte gegensätzliche. Es sind die Schicksalsfrauen, die in diesen Nächten einkehren und nach der häuslichen Ordnung sehen, wie die Sagen von Frau Holle, Harke, Percht oder Fru Goor berichten, die gerade in den Zwölften erzählt werden.

Die drei Frauen achten auf ihren Umzügen vor allem darauf, daß der Wocken abgesponnen ist und die Spinnerinnen nicht zur Festeszeit der Arbeit obliegen. Eine Sage aus Oberfranken erzählt, wie ein Wanderer sie unterwegs trifft; jede trägt einen Rocken mit neun Spindeln. Die Erinnerung an die spinnenden und webenden Schicksalsschwestern, aus deren Brunnen die neugeborenen Kindlein hervorgehen, ist auch im Kinderliede wach geblieben:

Storch, Storch, Stane
Flieg über Hane (Hanau)
Flieg übers Bäckerhaus
Gucke drei Poppen raus.
D' An spinnt Seide,
D' Ander wickelt Weide,
D' Dritt geht an Brunnen,
Hatt e Kindche funnen,
Storch, Storch, Storch.

Auch das Volkslied gedenkt der drei wundersamen Frauen:

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein goldenes Haus,
Da schauen wohl alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.

In den Zwölften wird von Frau Holle aber nicht nur erzählt, ihr Umzug wird auch dargestellt; wo die Darstellung selbst im Brauchtume verloren gegangen ist, werden wenigstens den Kindern gegenüber die Geschenke auf die Schicksalsgestalten zurückgeführt. Nach dem Vergessen der ursprünglichen Zusammenhänge weicht die bestimmte und sinnvolle Zahl, wie sie Sage und Märchen meist noch aufweisen, im Brauchtum leicht einer unklaren Vielheit von Gestalten, die dann fremden Einflüssen einer Dämonisierung zugänglicher ist. Dennoch reichen zahllose Bräuche bis in unsere Zeit, die den Umzug der Fru Gaur, Berta oder Holle zum Inhalt haben. In Kärnten gingen einst drei schöne und eine häßliche Perchtel. Alle vier trugen Glocken umgehängt, wie die Klöckler der Klöpflesnächte. Eine hatte einen Besen, mit dem sie die Stube fegte, die zweite trug den Kehrricht in die Ecke, die dritte warf ihn mit der

Mistgabel, die sie mit sich trug, zur Tür hinaus. Die schiache Perchtel erhielt dann ein Stück Speck, das sie in ihren Sack steckte. In Oberbayern zogen drei Berchten, die ähnliche Tätigkeiten verrichteten, um. Zu ihnen gesellte sich der Sage nach beim letzten Hause des Ortes eine unheimliche vierte.

Eine weibliche Gestalt finden wir nicht nur in den Umzügen der Zwölften, sondern auch in den Wochen vorher, dann aber auch gemeinsam mit einem ähnlich oder gegensätzlich gearteten Manne, in Pelz oder Stroh gehüllt. Eine wesensgemäße Entsprechung der drei Berchten sind die zwölf „Klose", deren Umzug schon lange einem behördlichen Verbote zum Opfer gefallen ist und denen sich nach der Sage außerhalb des Ortes ein dreizehnter beigesellte, wie dies von den Perchten so oft berichtet wird. In den Klöcklernächten zieht bereits der Schimmelreiter um. Die Glöckler selbst haben beim Lösen der Rätselfragen, die von den Hausbewohnern vor dem Einlaß an sie gestellt werden, ihre Schlagfertigkeit zu beweisen. Die kärglichen Bruchstücke alter Spiele, die mit ihren Umzügen verbunden sind, erinnern an den Grundgedanken des Festes, die Erneuerung. Menschen- und Tiergestalt wechseln ab. Am Tage der Luzia, die an die Stelle einer Schicksalsschwester getreten ist, beschenkt die „Lutzelfrau" die Mädchen, falls sie nicht als „Lucka" mit einem Vogelkopfe umzieht, um mit dem Schnabel zu stechen, ähnlich wie in Niederdeutschland der Storch im Gefolge des Zwölftenumzuges. Ihre alpenländische Entsprechung ist die Schnabelpercht. Luzia erscheint aber auch als Ziege, von einem Manne begleitet, wie in Kärnten die Habergeiß mit dem Nikolaus, in Pommern der Klapperbock mit dem Ruprecht und in Schweden der Julbock mit dem Sternknaben kommt.

Mancherorts wird der Schimmel oder auch das goldene Rößlein allein als Gabenspender erwartet. Die flämischen Kinder aber rufen:

Sint Niklaes, Gods heilge man,
Doe uwen besten tabbaerd (Rock) aen,
En rydt er mee naer Spanje,
Om appelen van Oranje,
Om peeren van den boom.

Wenn uns aber aus einigen Landschaften berichtet wird, daß in den Zwölften goldene Schweinchen zu sehen sind, so weist dies mit anderen Tiergestalten aus Spiel, Brauch und Sage auf alte Zusammenhänge. Holle-Bercht wohnt in einem Hause der Fülle. Sie und ihr männlicher Gegenspieler spenden wundersame Speisen, die nie zu Ende gehen, ein Gefäß mit nie versiegendem Tranke und unerschöpflichem Reichtum, ja Holle selbst ist ein Sinnbild ewiger Erneuerung. Sowohl das Weihnachtsgebäck in Ebergestalt als auch die goldenen Schweinchen des Volksglaubens erinnern an den goldborstigen Eber der Edda,

der zweifellos dem sich ewig erneuernden Eber entspricht, von dem die Einherier in Wallhall zehren. Fast anderthalb Jahrtausende zurück liegt die Nachricht von einem germanischen Weihnachtsspiele, das die „Wiedererstehung des Ebers" darstellt. Das nordische Gegenstück der alpenländischen Habergeiß, der Julbock, aber ist heute noch Hauptgestalt eines Weihnachtsspieles, das von seiner Tötung und Wiedererweckung handelt. Auch in Liedern ist davon die Rede, und ähnliche Spiele klingen in den Umzügen des Schimmelreiters auf deutschem Boden nach.

Weist schon die hier angedeutete Vielfalt auf ein reiches arteigenes Erbe aus früher Zeit hin, so erschließt sich der tiefe Sinn der Weihnachtszeit erst recht aus den nahestehenden Märchen. Aus den „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm ist uns von Jugend her die Geschichte vom Teufel mit den drei goldenen Haaren vertraut. Der Teufel ist hier freilich an die Stelle einer anderen heimischen Gestalt, des Herrn der Außenwelt, getreten. Auch der Eingang der Erzählung ist nur schlecht erhalten.

Dem Sohne einer armen Frau wird bei der Geburt geweissagt, daß er einst die Tochter des Königs heiraten werde. Der König, der bald davon erfährt, ist mit einem derartigen Nachfolger nicht einverstanden und trachtet dem Knaben nach dem Leben. Er begibt sich zu den Eltern und erbietet sich, den Knaben aufzuziehen. Die Eltern wissen, daß ihr Junge ein Glückskind ist und ihm schließlich alles gut ausgeht, und so geben sie in guter Zuversicht das Kind hin. Der König wirft den Knaben samt seiner Hülle in den nahen Fluß und hofft so, den Widersacher losgeworden zu sein. Die Strömung trägt den Knaben flußabwärts, bis ihn ein Müller findet, der ihn zu sich nimmt und aufzieht. Trotz aller Nachstellungen des Königs heiratet der Junge dessen Tochter, ja endlich kommt der König selbst um.

In diesem Märchen klingt ein Mythenstoff nach, der uns frühzeitig und häufig auch als Reichsgründer- und Religionsgründerlegende entgegentritt. Sein Inhalt wird uns aber erst klar, wenn wir verwandte Märchen betrachten, die in diesen Kreis gehören. Da sie den arischen Völkern aus früher Zeit gemeinsam sind, ähnlich wie viele Bräuche auf eine gemeinsame Vergangenheit zurückgehen, können wir zum Vergleiche über die deutschen Volksgrenzen hinaus greifen. Dies ist um so eher geboten, als gerade im deutschen Märchen hier bestimmte Züge durch widrige Einwirkungen ausgefallen sind. Ein albanisches Märchen hält auch einen Brauch fest, der in den deutschen Alpenländern in ähnlicher Art zu Weihnachten wiederkehrt:

Ein reicher Mann kehrt abends in einer ärmlichen Hütte ein, als die drei Schicksalsfrauen erwartet werden, um dem neugeborenen Knaben sein Schicksal zu künden. Speise und Trank sind für sie bereitet, und sie lassen sich nieder zum Mahle. Als die Frauen gegessen haben, bestimmen sie den Knaben zum Erben und Schwiegersohne des Reichen. Dieser belauscht die Frauen und sucht ihren

Spruch unwirksam zu machen. Er dringt so lange in die Eltern, bis sie ihm das Kind zur Erziehung übergeben. Unterwegs aber legt er es in eine Felsenhöhle, in der Hoffnung, daß es dort umkomme. Eine der drei Frauen holt aber aus der nahen Herde eine Ziege, die den Knaben so lange säugt, bis die Hirten ihr eines Tages nachspüren und das Kind finden. Der Knabe wächst bei ihnen heran und der Spruch der Schicksalsfrauen erfüllt sich.

Hier erfahren wir, zum Unterschiede von dem deutschen Märchen, wer das Geschick des Kindes vorher gesagt hat. Wir wissen jetzt auch, woher das Sprichwort stammt: „Es ist ihm an der Wiege gesungen worden". In ewiger Schönheit künden die Worte der Edda von dem Wirken der Nornen bei Helgis Geburt. Selbst die Übersetzung läßt die dichterische Kraft des Helgiliedes ahnen:

In alter Zeit war's, als Aare kreischten,
Heilige Wasser vom Himmelsberg rannen,
Da hatte Helgi, den heldenmüt'gen,
Borghild geboren in Bralunds Reich.

Nacht war's im Hofe, Nornen kamen
Und schufen dem Kinde des Königs sein Schicksal:
Die Fülle des Ruhms dem Fürsten verliehn sie,
Den herrlichsten Namen im Heldenkreise.

Sie schlangen gewaltig das Schicksalsgewebe,
Während Sturm die Burgen in Bralund stürzte.
Sie entwirrten flink die Fäden aus Gold
Und knüpften sie mitten im Mondsaal fest.

Treten gegenüber dieser gewaltigen dichterischen Schau die deutschen Kinderlieder von den drei Frauen in ihrer Schlichtheit etwas zurück, so finden wir auch in der nordischen Erzählung von Nornagests Geburt einen Bericht, der in seiner Einfachheit an die Beschreibung gegenwärtiger Volksbräuche mahnt. Als Nornagest geboren wird, ziehen gerade die Schicksalsfrauen durch das Land und sind auch bei seinem Vater zu Gaste. Zwei Frauen bescheiden dem Kinde besonderes Glück, die dritte aber wird gekränkt und bestimmt, daß der Knabe nur so lange leben soll, als das Licht zu seinen Häupten brennt. Ihre Schwester mildert den Spruch, indem sie die Kerze löscht und der Mutter des Knaben zur Aufbewahrung übergibt. In dieser Sage offenbart sich uns zugleich der Sinn der Redensart vom Lebenslicht. Der Spruch der Nornen erinnert aber an das Märchen vom Dornröschen, dem die nicht geladene dreizehnte Frau Unheil wünscht.

Auch nach einem isländischen Märchen droht einem eben geborenen Mädchen von der jüngsten Schicksalsfrau Unheil. Als die Herzogin das auf wunderbare Art empfangene Kind geboren hat, treten die drei Schwestern in ihr Haus. Eine alte Frau, die sie begrüßt, setzt nur zweien Speise und Trank vor und behält das der jüngsten Gehörende für sich, was diese sehr erzürnt. Die älteste der Frauen nimmt zuerst das Kind in ihre Arme und spricht: „Du sollst Märdöll heißen, nach meiner Mutter. Das bestimme ich dir, daß du durch Schönheit und Verstand ausgezeichnet sein sollst vor allen Frauen. So oft du weinst, sollen deine Tränen zu Golde werden. Das wirst du vor allen Frauen voraus haben, die es je gegeben hat." Darauf reicht sie das Kind ihrer Schwester, die spricht: „Du sollst Märdöll heißen nach meiner Mutter und ich wünsche dir das Gute, das dir meine Schwester bestimmt hat. Du sollst einen edlen Königssohn zum Gemahle bekommen, und ihr werdet Euch von Herzen zugetan sein." Da nimmt die jüngste der Schwestern das Kind, doch zornig sagt sie: „Du sollst all das Gute von mir haben, das dir meine Schwestern verhießen. Weil mich deine Mutter aber ohne Grund gekränkt hat, so lege ich auf dich, daß du in der Hochzeitsnacht zu einem Vogel wirst. Nur in den ersten drei Nächten kannst du auf kurze Zeit die Vogelhaut abwerfen, später nie mehr. Von diesem Unheile kannst du nur befreit werden, wenn jemand in der dritten Nacht die Vogelhaut verbrennt!" — Der Unheilsspruch bewahrheitet sich, aber in der dritten Nacht befreit sie ihr Liebster.

Berichten uns diese Märchen, wie die Schicksalsfrauen das Kind an der Wiege aufsuchen und begaben, so erzählen uns andere von der wunderbaren Beschenkung des Mädchens, das die Schicksalsgestalten in der Außenwelt aufsucht. Wie im Volksbrauche treten sie uns auch in den Erzählungen zuweilen in männlicher Ausprägung gegenüber, so in dem Grimmschen Märchen von den „Drei Männlein im Walde". Das arme Mädchen, das zur kalten Winterszeit hungernd und frierend in den Wald geht, um dort auf Geheiß der Stiefmutter Erdbeeren zu suchen, findet gastliche Aufnahme bei den Haulemännchen. Für ihre Bescheidenheit und ihren Fleiß erhält sie reichlichen Lohn. Unter dem Schnee leuchten ihr reife Erdbeeren entgegen und die Haulemännchen verleihen ihr ein besonderes Geschick, das dem Märdölls gleicht. Der eine spricht ihr große Schönheit zu, der zweite die Gabe, daß ihr bei jedem Worte ein Goldstück aus dem Munde fällt, und der dritte bestimmt, daß ein Königssohn sie als Braut heimführt. Ähnlich wie im isländischen Märchen ist dem Mädchen aber auch Unheil bestimmt, und zwar gleichfalls die Verwandlung in Vogelgestalt. Denn als sie Königin geworden ist, und ihr erstes Kind zur Welt bringt, da wird sie von der Stiefmutter in den Strom geworfen und dabei in eine Ente verwandelt. In den nächsten drei Nächten sucht sie in Menschengestalt ihr Kindlein auf, und ehe sie auf immer zur Ente wird, erlöst sie ihr Gemahl.

Die Schicksalsgestalten verleihen also wunderbare Gaben, seltene Schönheit,

Reichtum und königliche Hochzeit. Die gleichen Geschenke empfängt die Goldmarie von Frau Holle, und auch hier erweist sich die Gleichartigkeit von Brauch und Volkserzählung. Durch den Brunnen steigt das Mädchen zu Frau Holle hinab, und während auf Erden Winter herrscht, blühen dort die Blumen. Mit der wieder gewonnenen Spindel erlangt sie Schönheit und Gold. Neben der uns von den Brüdern Grimm her bekannten Erzählung gibt es noch viele ähnliche aus anderen Landschaften. Da geht die Heldin im Winter zur Schicksalsfrau, um dort Blumen zu holen oder wie von den Haulemännchen Früchte. Zuweilen aber holt sie von ihr auch neues Feuer, da es in ihrem Heime erloschen ist. So kommt sie in einem volksdeutschen Märchen, das zum Teile gesungen wird, hintereinander zu drei Häusern, in denen Katzen wohnen. Im letzten erhält sie schließlich Feuer. Eine deutsche Sage erzählt, daß die Magd im Hause kein Feuer anzuzünden vermag. Sie geht schließlich auf die vom Wasser umgebene Burg, von der sie feurige Kohlen holt, die daheim zu Golde werden. Blüten, Früchte und Feuer sind gleichwertige Sinnbilder der ewigen Erneuerung alles Lebens, die in Märchen und Brauch dieselbe Stelle einnehmen. So ist bei der Entstehung der großen Jahresfeste diese Vorstellung auch sinnvoll mit dem Sonnenlaufe verbunden worden, und selbst die im späten Rom auf den 25. Dezember angesetzte Geburtsfeier der unbesiegten Sonne bleibt den Anschauungen der arischen Volksüberlieferung verbunden.

Den tiefsten Ausdruck findet die Lebenszuversicht aber in den Erzählungen von dem Heldenkinde, das in diesen Nächten geboren wird. Es ist wunderbar empfangen, wie Märdöll, und an seine Wiege treten die Schicksalsfrauen, die ihm hervorragende Gaben verleihen. Sie sind es, denen das neugeborene Kind nach alter Volksanschauung besondere Wesenszüge verdankt, die es befähigen, ein großes Schicksal zu leben. Diese Vorstellung hat nichts mit der vom starren Schicksale zu tun, dem man nicht ausweichen kann und das man daher tatenlos über sich hereinbrechen läßt. Das Schicksal im arischen Sinne ist vor allem eine Aufgabe, ein Auftrag zu einer geraden und tatenfrohen Lebensführung. Der Mensch trägt es in sich selber, und sein Leben, richtig gelebt, ist ein Widerklang der Weltordnung. Schicksal heißt hier Verbundenheit und Verpflichtung einer alles überhöhenden Schau gegenüber. Auch wenn der Held weiß, daß es ihm letztlich den Untergang bringt, führt er sein Vorhaben aus. Daher sprechen die Schicksalsfrauen in Vogelgestalt zu Sigurd:

Zusammen binde, Sigurd, die Ringe —
einem Könige bangt vor dem Kommenden nicht! —
Ich weiß eine Maid, die wunderholde,
umwunden mit Gold, ich wünsche sie dir.

Und obwohl Sigurd weiß, daß ihm aus dem Bunde mit Brünhild Unheil erwachsen wird, entscheidet er sich für sie:

Dräue mir Tod auch, ich denk nicht an Flucht,
Als Zager nicht ward ich gezeugt;
mein Glück wird's sein, dich ganz zu besitzen,
so lange das Leben mir währt.

In diesem Sinne walten die Schicksalsfrauen nach alter germanischer Anschauung, und da sie das Kind in der Wiege mit besonderen Wesenszügen ausstatten, so werden sie gleichsam zu dessen mythischen Müttern. Aus diesen Vorstellungen wird uns erst die Sage von Heimdalls neun „Müttern" verständlich (auf die sich freilich noch andere Vorstellungen beziehen) und nun ist auch die alte angelsächsische Bezeichnung für die Zwölften, modraneht, die in der bis in die Gegenwart üblichen deutschen Benennung „Mütternächte" ihr Gegenstück hat, in ihrer Bedeutung klar. Denn in diesen Nächten wird ja das Heldenkind geboren, an dessen Wiege die drei jungfräulichen „Mütter" treten, und wie im Märchen für die Schicksalsfrauen der Tisch gedeckt wird, so noch heute nach altem Volksbrauche für Perchta und ihr Gefolge. Die begabenden Schicksalsfrauen, zuweilen auch sieben, neun oder zwölf an der Zahl, werden manchmal gleichsam zu Wesenszügen der von ihnen beglückten Gestalt selbst, wie in dem Rätselliede, in dem sie wieder in Vogelgestalt auftreten:

Hübscher junger knab! uf mines vatter giwel
sitzen de fögelin süben:
wes die fögelin geleben,
kinnen ir mir das gesagen,
so süllent ir min rosenkrenzlin von hinnen tragen.

Der erst gelebt üger jugent,
der ander üger tugent,
der dritt üger sießen eigelin blicke,
der fierde ügers guotes,
der fünfte ügers muotes,
der sechste ügers stolzen libs,
der sübende ügers reinen herzen schrins;
Zart jungfrouw, gen mir das rosenkrenzlin.

(Vgl. Spieß, Marksteine).

Behutsam wachen die Schicksalsfrauen über das Wachstum des Heldenkindes, und im Tanze bewegen sie sich um die goldene Wiege des Mädchens, das zu einstiger Schönheit auserkoren ist. Diese Vorstellungen, die mehrfach auch in der griechischen Sage wiederkehren und in manchen Bräuchen heute noch fortklingen, sind der Anlaß zum mittelalterlichen Kindelwiegen und den Tänzen um die Krippe.

Ähnlich wie hier Erzählgut und Brauchtum einander entsprechen, ist es bei den Erzählungen von den Zweigen und Blüten, die von Frau Holle geholt werden. An dem Orte, wo die drei Jungfrauen unter ihrem Birnbaume erscheinen, findet das Mädchen zur kalten Jahreszeit grünes Laub, das ihr Reichtum verleiht. Noch heute ist ein Brauch sehr verbreitet, der mit dieser Sage in Verbindung steht, denn an den Tagen der Schicksalsfrauen bringen die Mädchen einen Zweig in die winterliche Stube, der bis Weihnachten aufblühen und dann Hochzeit verheißen soll. Die drei Frauen, die sehr oft auch im kirchlichen Bereiche weiterlebten, besonders unter den Namen Ainbet, Warbet und Wilbet, sind aus dem Bereiche des dörflichen Kirchenlebens auch in die Stadt gedrungen und dort zu einer, den Legenden durchaus widersprechenden, neuen Dreiheit geworden. Katharina, Barbara und Margareta, vom Volke als Schwestern aufgefaßt, hegen im Sinne der alten Kinderlieder das neu geborene Kindlein. Ihre Bedeutung war so groß, daß die Dreiheit der Schicksalsfrauen auch in den Festkalender der Vorweihnachtszeit aufgenommen werden mußte (vgl. Spieß). Selbst die germanische Zeitrechnung nach dem Monde ist dazu beibehalten worden. Mit Katharina (25. November) beginnt diese Zeit. Ihr gehören neun Nächte zu. Am 4. Dezember folgt Barbara und nach abermals neun Nächten Luzia, die im Volksbrauch völlig der Frau Holle entspricht und in den Umzügen auch Ziegengestalt annimmt. Ihr gehören, als der Zwiespältigen, neun helle Nächte und anschließend die drei dunklen Nächte zu, nach denen der Held geboren wird. Mit Luzia beginnen auch nach anderer Überlieferung die Zwölften. Gerade an den Tagen dieser Frauen wird aber der Zweig gepflückt, der zu Weihnachten blühen soll. Er entspricht durchaus den Blüten und Zweigen in Sagen und Märchen. Die gleiche Bedeutung kommt auch jenen immergrünen Zweigen zu, die in den Alpen an manchen Orten, wo der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Form noch nicht üblich ist, seine Stelle einnehmen. Sie heißen Perchtelboschen, also Berchtenzweige, führen also jenen Namen, der für die Barbara- und Luzienzweige Vorbild gewesen ist.

Die Verbindung der Vorweihnachtszeit mit den Schicksalsgestalten in ihrem Wirken für die Fruchtbarkeit von Mensch und Acker klingt in manchen Bräuchen, Sagen und Anschauungen nach. In den Alpen geht der Bauer zu Weihnachten in den Garten und schüttelt die Obstbäume, wobei er spricht:

Bäumchen wach auf und trag,
Morgen ist der heilige Tag.

Oft überläßt man das Schütteln dem Winde, und es herrscht die Meinung, daß Wind in der Weihnachtszeit ein gutes Obstjahr zur Folge hat. Auch hier gelten ähnliche Anschauungen für die Vorweihnachtszeit. So hat der Drei-Wochen-Wind, der vor Weihnachten wehen soll, die gleiche gute Wirkung. Auch

diese wird mit Frau Holle in Verbindung gebracht. In Thüringen schüttelt der Bauer die Obstbäume mit den Worten:

Bäumchen wach auf,
Frau Holle kommt.

Von dem Rauschen des Windes, das in dieser Zeit vernehmbar ist, meint hier das Volk, es komme von einer Taube, die in den Zwölften über das Land fliegt und deren Kommen ein fruchtbares Jahr bewirkt. Überall, wo sie sich niederläßt, herrscht im nächsten Sommer besondere Fruchtbarkeit. Diese Taube aber ist eigentlich eine Frau, die nur die Zwölften über Vogelgestalt annimmt und nachher wieder Frauengestalt.

Der Drei-Wochen-Wind und die Klöpfelnächte haben die Erinnerung an den alten Festmonat bewahrt. Sie sind indes auf die neue siebentägige Woche bezogen. Zugleich ist uns mit der zeitlichen Ansetzung der neuen kirchlichen Einheit der Schicksalsfrauen auch die ursprüngliche Einteilung der Vorweihnachtszeit erhalten geblieben.

Die Berchtenzweige entsprechen dem Weihnachtsbaum, der in seiner heute üblichen Gestalt erst spät die jetzige Verbreitung fand, und sagen damit über dessen Bedeutung aus. Denn auch der Weihnachtsbaum ist ein Sinnbild des ewig sich erneuernden Lebens, das bezeugen zudem seine landschaftlichen Entsprechungen bei allen germanischen Völkern und über deren Volksboden hinaus.

Noch heute stellt der Kärntner Bauer die Zwölften über ein schlichtes Fichtenbäumchen an das Tor oder auf den Brunnen. Im Mölltale wählt er zwei größere Fichten, die er zu beiden Seiten des Haupttores aufrichtet und deren über den First ragende Wipfel er mit Bändern schmückt. Diese an den Maibaum gemahnenden „Weihnachtstachsen“ von der Südgrenze des geschlossenen deutschen Volksbodens haben ihr Gegenstück im skandinavischen Norden, da der schwedische Bauer links und rechts vom Tore an einer hohen Stange Tannenwipfel anbringt und daran Gabe für die Vögel bindet. Aber auch den Kärtner Brauch, den Weihnachtsbaum an den Brunnen zu setzen, finden wir in anderen Landschaften wieder. So war es im Elsaß üblich, zu Neujahr am Brunnen eine mit Eiern und Bändern gezierte Tanne aufzurichten, die von Mädchen umtanzt wurde. Wir erinnern uns dabei des Brauches, im Mai oder zur Sonnwend den Brunnen zu schmücken und darum zu tanzen.

Im allgemeinen aber steht der Lebensbaum zum Weihnachtsfeste im Gegensatze zu anderen Jahreszeiten nicht im Freien, sondern in der Stube. Dabei ist es nicht immer ein Nadelbaum. Während in Schweden früher eine Eberesche ohne jeglichen Schmuck eingeholt wurde, brachte man in Thüringen Ebereschenzweige in die Stube, die am Weihnachtsabend geschmückt wurden. In Salzburg wählte man Eiben- und Wacholderzweige für die Perchtelboschen. Neben dem

immergrünen Baume oder Zweige steht der blühende, der an den Tagen der heiligen Frauen geschnitten wird und bis Weihnachten aufblühen soll. Am beliebtesten sind Kirschen- und Weichselzweige, aber auch Linde und Flieder werden eingeholt. Bis in das vorige Jahrhundert wurde zuweilen ein ganzer Baum in die Stube gepflanzt, damit er bis Weihnachten blühe. In seine Zweige wurden dann noch Lichter gesteckt. Zu diesen vielfältigen Formen gesellen sich die künstlichen Bäume, wie der Klausenbaum, der ostfriesische Weihnachtsbogen oder die Weihnachtspyramide. Immergrüner Baum, Blüte, Frucht und Licht sind wie das neugeborene Kindlein Sinnbild der Erneuerung, wie der gleiche Gedanke auch in den Weihnachtsspielen von Eber und Julbock zum Ausdruck kommt. Die Gleichsetzung des neuen Menschenlebens mit der Blüte oder dem Zweige ist uns allen aus Liedern geläufig, nach denen aus dem Grabe ein Baum oder eine Blume wächst, in denen der Tote gleichsam wieder ersteht, oder etwa aus dem Weihnachtsliede:

Es ist ein Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart.

Entsprechend der Jahreszeit finden wir den Baum und besonders das Festesfeuer seltener als zu den anderen Festen im Freien. Allerdings war in Thüringen, Kärnten, Tirol, auch in Holland und anderwärts schon vor der Einführung der neuen Sonnwendfeier das Weihnachtsfeuer im Freien üblich, zuweilen in Verbindung mit Fackelzügen. So lange im deutschen Bauernhaus das Feuer auf dem Herde entzündet wurde, brannte auch auf ihm das Festfeuer der Weihnachtszeit. Vor Weihnachten wurde ein Baum gefällt, dessen Stamm drei oder zwölf Nächte hindurch langsam auf dem offenen Herde verbrannte. Später steckte man an den drei heiligen Nächten einen großen Holzstock in den Ofen, der die ganze Nacht brennen mußte. Nachklänge finden sich, wenn gefordert wird, daß die ganze Weihnacht Feuer im Ofen sei oder die Asche der Zwölften für die Felder gesammelt wird. Nach alter Anschauung soll zu diesem Feuer auch neunerlei Holz Verwendung finden. Mit dem Anzünden und Verbrennen des Blockes verbanden sich Lieder, in denen ganz ähnlich wie in unseren Ansingeliedern der Rauhnächte Glück und Gedeihen für das kommende Jahr verheißen wurde. In einem bulgarischen Liede, in dem der Baum selbst als Sprecher aufgefaßt wird, erzählt dieser, daß er im Gebirge aufgewachsen sei, mit silbernen Blättern und goldenen Früchten. Die allen arischen Völkern gemeinsame Vorstellung vom Lebensbaume klingt hier ebenso nach wie in den Sagen vom Baume, der zur Winterszeit erblüht und Früchte trägt und dessen Lichter kein Sturm zu löschen vermag. Nach schwedischer Volksanschauung durfte der glimmende Weihnachtsblock nicht gänzlich verbrannt werden, da in ihm der Kuckuck verborgen war, der die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres gewährleistet. Auch im luxemburgischen „Schnekuoscht", der

mit drei Pferden eingeholt wird, steckt ein Kuckuck. Er beginnt zu singen, sobald der Klotz warm wird. Mit dem letzten Stücke wurde zum nächsten Weihnachtsfeste der neue Stamm entzündet.

Wie bei allen anderen Festen ist auch zu Weihnachten das Festmahl besonders wichtig. Es werden neun verschiedene Speisen aufgetragen, und ganz bestimmte Gerichte sind selbst in den Städten noch üblich. Erinnert sei nur an den Schweinskopf, der eine beliebte Weihnachtsspeise darstellt.

Besondere Sorgfalt gilt in dieser Zeit aber den Festgebäcken verschiedenster Art. So wird das Weihnachtsgebäck, das mit bildhaften Wiedergaben von Tieren geschmückt ist, erst am Ende der Zwölften angeschnitten. Alle Hausgenossen und auch die Tiere erhalten davon. Besonders häufig sind in dieser Zeit die Gebildbrote, die in engster Beziehung zum Inhalt des Weihnachtsfestes stehen. So gibt es in Flandern zu Weihnachten Kuchen in Ebergestalt, wie anderwärts aus Weizenteig gebackene Wickelkinder, Männlein, Tauben, Hühner mit Küken, Hündlein und auch den Reiter. Sage und Volksglaube spiegeln sich auch in den Festesspeisen.

Neben den Sagen, die vom Umzuge der Frau Holle berichten, sind die vom Wilden Jäger und dem wütenden Heere näher mit der Weihnachtszeit verbunden. Wenngleich viele Volkserzählungen bereits entstellt sind, so läßt sich doch der eigene Wesenskern bei aufmerksamer Betrachtung erkennen. Die Redensart „ins alte Heer gehen" für sterben weist darauf hin, daß man in dem während der Zwölften aus dem Berge ziehenden Heere die toten Vorfahren sah. Der wilde Jäger wird vielfach als der bergentrückte Held aufgefaßt. Der nächtliche Umzug der außerweltlichen Gestalten brachte Fruchtbarkeit und Gedeihen mit sich.

Eine naturverbundene Lebensanschauung und das Vertrauen auf die Ewigkeit des Lebens können nur in einem Volke bestehen, das auch der Vergangenheit eng verbunden ist. So ist Weihnachten auch das Fest des Gedenkens, da in besinnlichen Stunden der Ahnen gedacht wird und der Bauer hinausgeht, ihre Grabhügel zu schmücken. Nach nordischer Überlieferung wohnen sie im heiligen Berge, der zu Weihnachten offen steht. Denn dann ziehen sie gleich den Schicksalsgestalten umher und kehren bei ihrer Sippe ein. Feierlich werden die Namen der verstorbenen Ahnen aufgerufen, wenn sie zum weihnachtlichen Festmahle geladen werden, ein Brauch, der in sinnvoller Entsprechung heute bei der Aufrufung der Toten der Bewegung am 9. November wiederkehrt. Ohne Vorbild ist hier aus gesundem Empfinden und einer zeitlos gültigen, rassisch bedingten Gesinnung der gleiche Ausdruck für eine politische Feier des 20. Jahrhunderts gefunden worden, wie für einen viele Jahrtausende alten Brauch unserer bäuerlichen Vorfahren, der ähnlich auch an den Totentagen des Novembers in Südtiroler Dörfern üblich war. Wenn es irgend eines Beweises bedurft hätte, daß wir mit unserem Bemühen um eine artgemäße Festgestaltung auf dem rechten Wege sind, so ist er durch die innere Gemein-

samkeit zwischen altem bäuerlichem Brauchtume und den neuen Reichsfeiern, die hier nur angedeutet wird, erwiesen. Nicht krampfhafte Übernahme, sondern sinnvolles Gestalten aus der gleichen, artbedingten Gesinnung ist von uns anzustreben. Vieles vom überlieferten Brauchtum wird uns dabei nicht nur geistige Ausrichtung, sondern auch Anregung und unmittelbarer Feierinhalt sein können. Eine urgesunde und schöpferische Frühzeit unseres Volkes hat einst diese Bräuche geschaffen. Soll die Erneuerung unseres Volkes Bestand haben, dann müssen auch die Feiern unserer Zeit der großen Vergangenheit würdig sein.

Karl Haiding

Weiteres Schrifttum für die Weihnachtszeit:
Hüsing Georg, Die vierte Märge (Bausteine z. Geschichte, Völkerkunde u. Mythenkunde, Jg. 4).
Schultz Wolfgang, Weihnachten (Nat.-soz. Monatshefte, Dez. 1935).
Spieß, Karl von, Marksteine der Volkskunst I u. II.
Spieß, Karl von, Die Weihnachtszeit und ihre Gestalten (Nat.-soz. Monatshefte, Dez. 1941).
Spieß, Karl von, und Mudrak Edmund, Deutsche Märchen — Deutsche Welt.
Strobel Hans, Bauernbrauch im Jahreslauf.

Weihnachtsschmuck

Im Weihnachtsgeschehen erfüllt sich der Gedanke, daß alles Jugendstarke und Große im Kampf und Not geboren wird: Darin liegt nicht zuletzt das Geheimnis des besonders starken Erlebens, das gerade die Weihnacht unseres kampferprobten Volkstums in sich birgt.

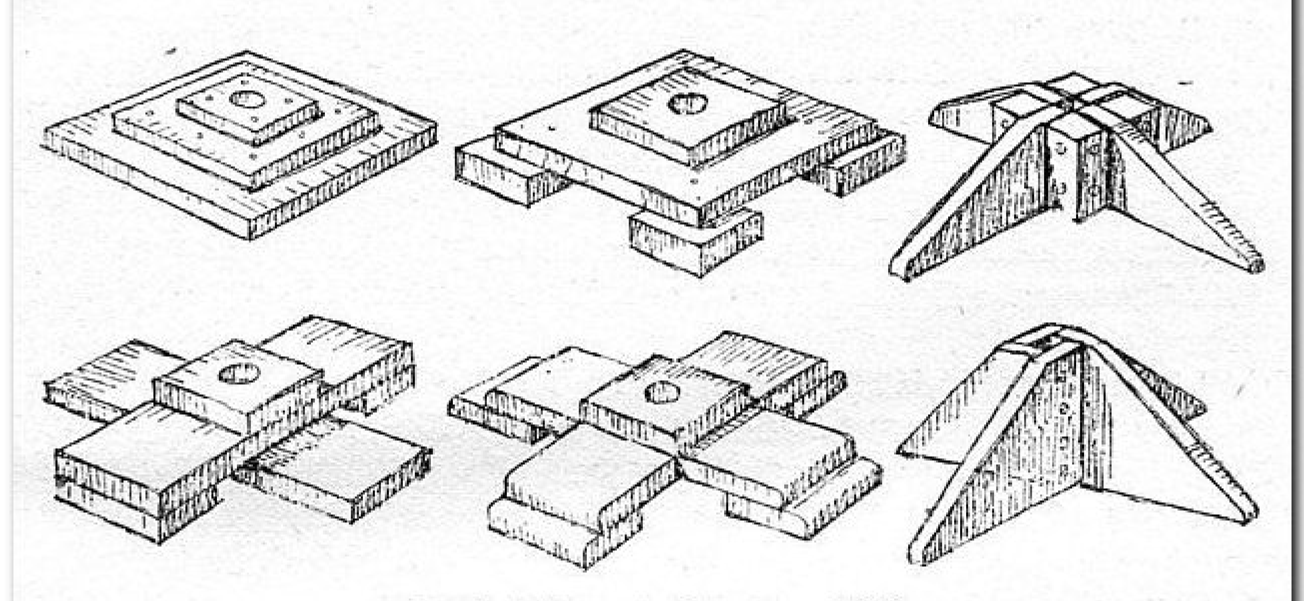
Ein schönes Weihnachtsfest ist das wertvollste und köstlichste Geschenk, das wir unserer Familie bieten können.

Glanzvoll kann ein Fest verlaufen, das unter kostspieligem Aufwand an Ausstattung und Geschenken, an gutem Essen und Trinken geboten wird. Herz und Gemüt werden aber weit stärker und nachhaltiger ergriffen von der schlichtesten Feier, die wir aus eigener Kraft und aus unserem Erleben heraus vorbereiten und durchführen. Im gemeinsamen Planen und Abmühen einer fröhlichen Gemeinschaftsarbeit finden sich alle Herzen. Unser Sinnen und Trachten stellt sich ganz ein auf das weihnachtliche Geschehen und Erleben. Im Werden erleben wir schon eine Vorfreude und Spannung, die dann doppelt beglückend sich lösen wird, wenn der Tag des Festes angebrochen ist.

Der Grundsatz, daß besser als gekaufter äußerer Glanz der aus eigener Kraft gewonnene innere Wert eines Festes ist, gilt auch besonders für den Festschmuck des Raumes, die Ausgestaltung des Sinnbildgutes, die wohlbedachte Wahl und das liebevoll festliche Zurechtmachen der Gaben. Darum wollen wir all diese Dinge selbst sinnvoll vorbereiten und schaffen.

Neben der heute zumeist üblichen Tanne oder Fichte entspricht alles andere im Winter grünende oder blühende Gezweig der Landschaft dem Sinne des Weihnachtsbrauches, also auch Buchs, Wacholder, Efeu, Eibe, Ilex und besonders die Mistel. Für den Gebrauch im kleinen Kreis, als Tafelschmuck oder Beigabe zu Geschenken, freuen wir uns an den mannigfachen wunderschönen Weihnachtsgebinden und Weihnachtsleuchtern unserer Heimatgaue.

Damit es aber den ganzen Winter über in unserem Heim „weihnachtet", binden wir schon zu Beginn der Weihnachtszeit den Lichterkranz, der im Flur oder inmitten unseres Wohnraumes prangen soll. Der vorweihnachtliche Lichterkranz trägt vier Kerzen. Die vorgeschnittenen Zweige werden büschelweise mit Blumendraht oder Bindfaden umwickelt und dann, Büschel um Büschel, aneinandergereiht. Kränze, die für freien Hang bestimmt sind,



Beispiele selbstangefertigter Baumständer

müssen doppelseitig begrünt werden. Goldband und rote Kerzen geben dem Kranz festliche Farbenfreude. Aus Goldpapier, das man mehrfach zu einer Walze zusammenrollt, kann man Tüllen basteln, die der Kerze guten Halt geben. Eingelegtes Staniol und Anstrich mit Wasserglas verhüten das Anbrennen. Diese Tülle wird am untern Ende fest mit derbem Draht verschnürt, der durch den Kranz gebohrt und dann von unten her zurückgesteckt wird. Dann kann man leicht die fest in der Tülle steckende Kerze in aufrechte Haltung bringen.

Der Weihnachtsbaum trägt die Früchte und Lebkuchen, die zum Abschluß eines richtigen Weihnachtsfestes „geplündert" werden. Auch aller andere Schmuck hat sinnbildliche Bedeutung. Wir behängen also den Baum nicht willkürlich mit irgendwelchem Flitter, sondern vor allem mit Äpfeln, Nüssen

(die gerne vergoldet werden), auch mit Kienzapfen, mit Backwerk wie Sterne, Scheiben (Sonnen), Mondsicheln, Glückssterne, Ringeln, Rädkränze, Brezeln u. a. Dazu kommen noch Weihnachtseber, Kindchen, Vögel, Blumen und andere schöne Dinge.

Ein mit billigem, schreiendem Flitterkram überladener Weihnachtsbaum ist genau so verfehlt, wie etwa ein nur mit Lametta oder anderem eintönigen Schmuck behangener „ästhetischer" Baum.

Lebendiges Brauchtum will auch nichts von Fälschungen wissen. Elektrische Kerzen, z. B. mit ihrer toten gleißenden Helle stehen im Widerspruch zum naturhaften Wesen des Festes. Euer Baum soll im lebendigen, milden Licht echter Kerzen erstrahlen.

Selbstgebastelter Baumschmuck. Selbstverständlich soll unser Baum neben seinem naturhaften Schmuck nun auch mit bunten und goldenen und silbernen Farben leuchten. Nichts ist unterhaltsamer als das Basteln von Baumschmuck. Aus Gold- und Silberpapier, auch Buntpapieren, die man für doppelseitige Schau zusammenklebt, entstehen im Faltschnitt Sterne und Blumen, Doppeladler, Lebensbäume und Lebensrunen und im einfachen Formschnitt auch Vögel und alle weihnachtlichen Sinnbilder und Sinnzeichen. In Streifen geschnitten und zu ineinandergreifenden Ringeln zusammengeklebt, gibt's schimmernde Ketten. Rundherum aneinandergeklebt bilden diese Ringel schöne Rosetten.

Klebt man zurechtgeschnittene Strohhalme in dichter Reihung auf eine Unterlage von Pappe, so entstehen Sterne und andere Weihnachtsgebilde, die im Lichterglanz des Baumes wie Gold funkeln.

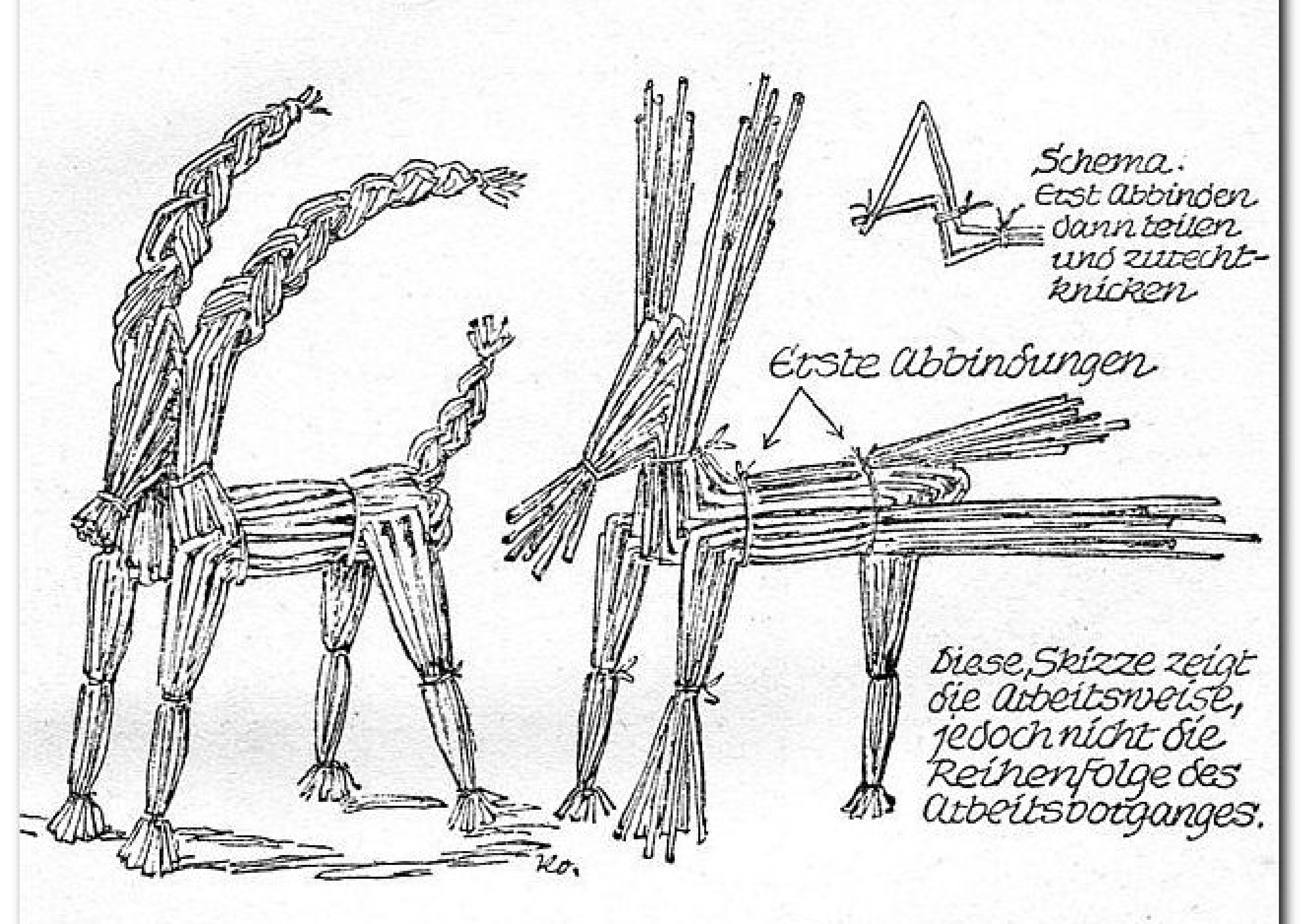
So können auch z. B. Windrädchen, die sich in der aufsteigenden Wärme der Kerzen drehen, aufgehängt werden. Vielfach zieren sie auch die Spitze des volkstümlichen Weihnachtsgeleuchts.

Wir erinnern uns auch wieder des Klausenbaumes, der Putzäpfel, der Weihnachtsklausen, der Tunscheere und anderer urtümlicher weihnachtlicher Gebilde.

Der Klausenbaum ist wie der Lichterkranz auch ein besonders schöner und stimmungsvoller weihnachtlicher Tafelschmuck. Sieben schöne Äpfel mit hartem Fleisch werden durch Einstecken von beiderseitig etwas zugespitzten, nicht zu kräftigen Zweigstücken so miteinander verbunden, daß ein dreieckiges Gerüst entsteht. Die neun Stäbchen für einen etwa 70 cm hohen Klausenbaum sind je 25 cm, die drei Querstäbchen, die die mittleren Äpfel verbinden, etwa 12 cm lang. Mit 4 Äpfeln und 6 Stäbchen kann man auch schon einen Klausenbaum bauen. In die Äpfel werden rote Kerzen gesteckt, denen mit Hilfe eines erhitzten Nagels halbierte Zündhölzer eingeschmolzen werden. Mittels solcher Hölzchen steckt man auch je 3 Nüsse in den Apfel. Dazu kommt wintergrünes Gezweig, Tanne, Eibe, auch Buchs, oder was die Landschaft sonst an grünem Leben bietet. Wo Äpfel fehlen, müssen auch Kartoffeln genügen, besteckt mit

irgendwelchem sinnentsprechenden Beiwerk. Der Klausenbaum eignet sich auch als sinnige Beigabe für weihnachtliche Ehren- und Liebesgaben.

Der Putzapfel mit Kerze, Grün und Nüssen besteckt kann auf drei eingesteckte Hölzen gestellt werden, die einen sicheren Stand geben. Er ist an der Weihnachtstafel der besondere Schmuck am Platze eines jeden Gastes. Er ist,



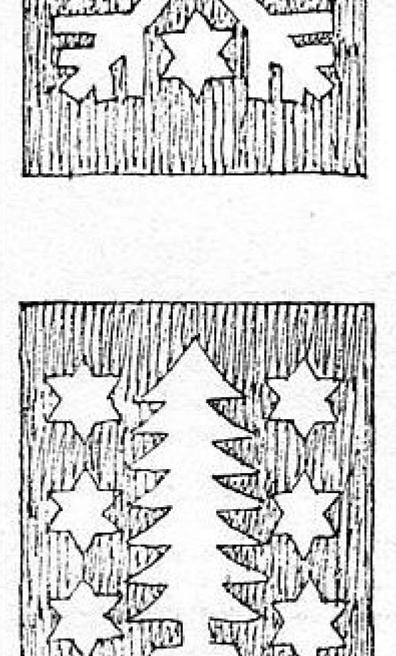
Anleitung zur Herstellung eines Julbockes

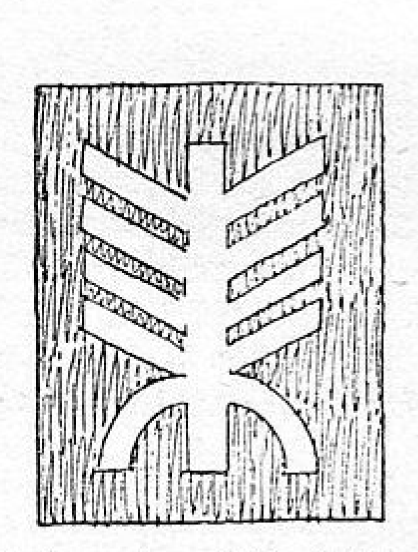
um nur einige weitere Verwendungsmöglichkeiten zu nennen, sinnige Begleitgabe für Weihnachtsgeschenke oder er prangt inmitten des Gabentellers.

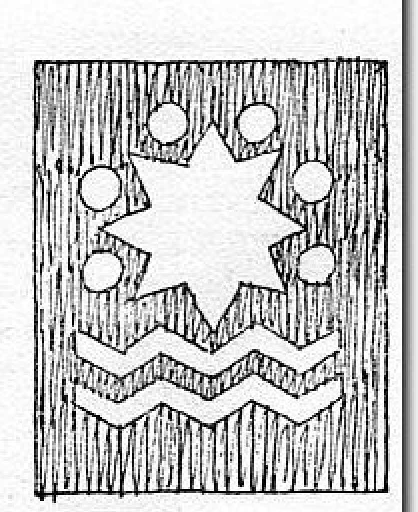
Mancher wird sich beim Lesen dieser Zeilen auch der anderen, meist stammeseigenen Weihnachtsgebilde erinnern, wie z. B. der niederdeutschen Tunscheer und der Weihnachtsleuchter.

Fruchtmännchen und Strohtiere, besonders der nordische Julbock, sind vergnügliche Tischgäste, sie werden als liebevoll gebastelte Beigabe gern gesehen.

Als weihnachtlichen Raumschmuck steckt man einfach grünes Gezweig (auch Misteln) in möglichst regelmäßiger Verteilung überall da ein, wo sich







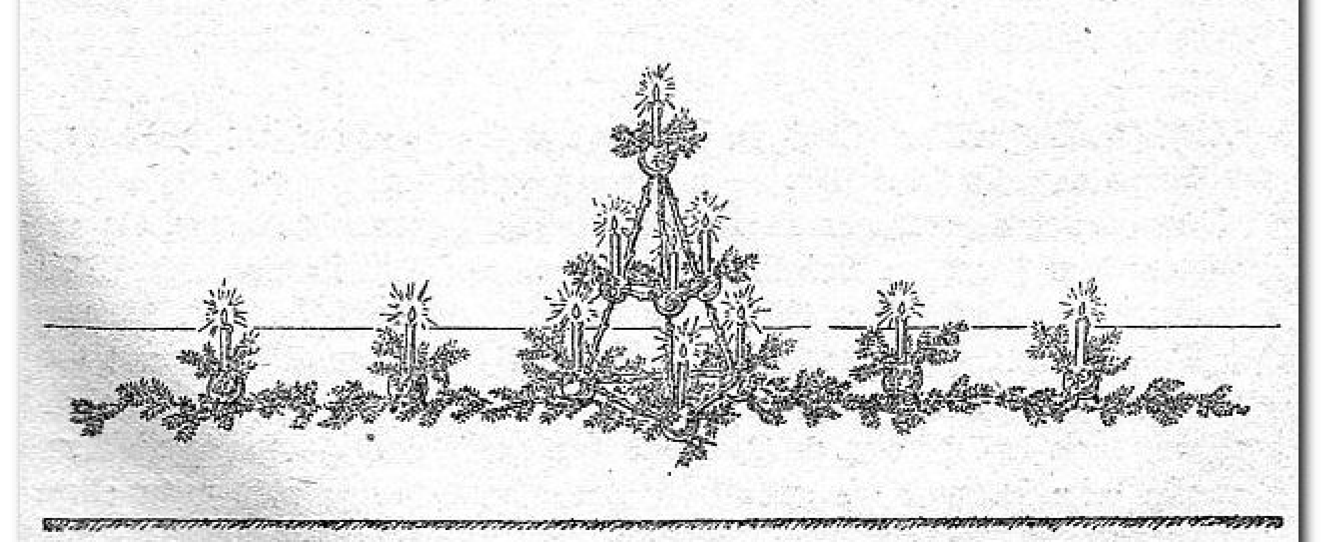
Vorschlag zur Anfertigung einer Weihnachtslaterne für Sternsinger

Gelegenheit bietet. Lichterkranz, Weihnachtsbaum und Tafelschmuck vollenden das festliche Bild des Raumes.

Es gibt noch mancherlei volkstümlichen Weihnachtsbaum, der sinnvoll die Weihnacht verschönern kann. Im Feiern, im eindrucksvollen Sinnbild und Gleichnis, offenbaren sich die inneren Werte unseres Volkstums. Das Bewußtwerden dieser Werte stärkt ganz entscheidend unsere Seelenkräfte und damit auch unser ganzes Lebensglück und unsere Lebenskraft.

Darum wollen wir uns mit Lust und Liebe auf die Weihnacht vorbereiten und sie als ein glückliches Fest der Familie, als ein Fest beseelter Bindung an Volk, Sippe und Heimat feiern.

Franz Kolbrand



Vom richtigen Schenken

Was wäre das Weihnachtsfest ohne die Zeit der vielen heimlichen Vorbereitungen. Ein großer Teil des geheimnisvollen Zaubers, der dieses Fest umgibt, wäre ihm genommen. Eine der wichtigsten Vorbereitungen aber ist die sorgfältige Auswahl, der Kauf oder die liebevolle Selbstanfertigung von Geschenken.

Weihnachten ist die Zeit des Freudebereitens.

Allen Menschen, denen wir uns enger verbunden fühlen, denen wir näher stehen, wünschen wir ein frohes Fest und überreichen ihnen ein Geschenk zum Zeichen unserer Liebe, Freundschaft, Zuneigung oder Verehrung.

Selbst das kleinste sinnvolle Geschenk kann Freude bereiten, kann dem Nächsten die Gewißheit geben, daß wir uns bemühen, ihn zu verstehen, ihm näherzukommen.

Wir müssen also sinnvoll schenken! Wer bedenkenlos und bequem in den nächsten Laden tritt, um irgend etwas zu kaufen, wird selten das Richtige treffen. Wer aber versucht, des anderen geheime Wünsche zu erraten und sich Zeit nimmt beim Geschenkeaussuchen, wer versucht, sich in die Seele und das Gemüt des anderen zu vertiefen, der wird immer richtig schenken und freudige Überraschung auslösen; der wird schon längst bemerkt haben, daß hier ein kleiner Bernsteinschmuck in schlichter Ausführung, dort ein guter Roman von einem bestimmten Schriftsteller besonders erfreuen.

Oder fehlt etwa einem befreundeten jungen Ehepaar in der Wohnung ein geschmackvolles Bild, eine zierliche Vase, ein handgeschmiedeter Leuchter? Oder aber sind von der Hausgehilfin praktische Dinge, vielleicht für die Aussteuer, heimlich erhofft? Und dann erst das rechte Beschenken der Kinder; kein Flitterkram, kein Tand, nichts, was zu kostbar, ist für die stets griffbereiten Hände eines alles Inwendige erforschenden Geistes, dessen Drang jedes Kind in sich spürt.

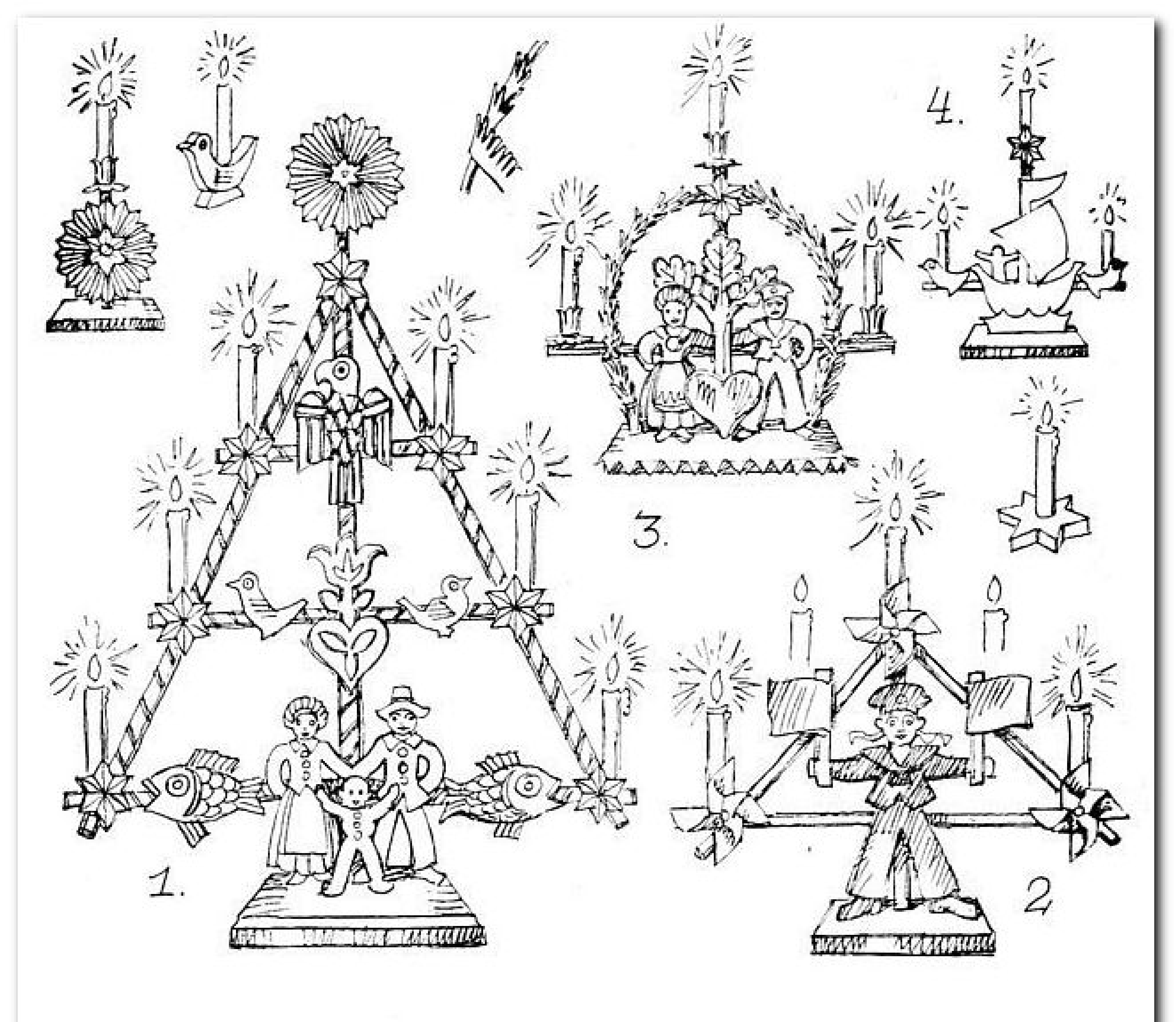
Nicht schenken, weil es üblich ist, sondern um Freude zu bereiten, der andere soll spüren, daß wir seine Wünsche zu erraten versuchten.

Sinnvoll und von tieferer Bedeutung sind jedoch immer Geschenke, die wir selbst auf dem Wege des Laienschaffens anfertigten. Die Tochter stickt, häkelt oder strickt eine Decke, einen Schal oder sonst eine Kleinigkeit für die Mutter, den Vater. Der Sohn bastelt, sägt, klebt, leimt ein Schmuckkästchen mit den alten Symbolen der Liebe und Verehrung.

Wenn dann den Geschenken als kleine Ehrengabe noch ein Zweiglein Tannengrün beigefügt wird, so erblickt ein Jeder im Schenken nicht mehr einen Warenaustausch, sondern den Freundschaftsbeweis eines ihm nahestehenden



Faltschnitte für den Weihnachtsbaum aus Gold-, Silber- oder Glanzpapier



Weihnachtsleuchter für Schiffe und Insel ohne Baumwuchs

1. Baumgestell mit Paar und Sprößling, blühendem Herz, Vögeln, Weihnachtskarpfen, Adler, Glückssternen und Sonne.
2. Leuchter mit Sternen und Winker, drei oder sechs Kerzen.
3. Glücksbogen (Laube) mit Liebespaar und sprossendem Herz, Glücksstern, drei Kerzen („Tunscher").
4. Leuchter mit Lebensschiff, Vögeln und Sonne.

Applikationsarbeit mit Gold-, Silber- und Metall-Glanzpapier, Holzteile roh oder grün umwickelt.

Menschen. Diese kleine sinnbildliche Beigabe gibt dem Geschenk eine verinnerlichte Note.

Die Heimlichkeit in der Zeit des Vorbereitens, das immerwährende Beschäftigen mit der Person, für die man arbeitet, all dies gibt schon eine innere Befriedigung, einen inneren Frieden, und erhöht den seelischen Wert des Geschenkes. So wird das Schenken persönlicher, herzlicher.



Der deutsche Weihnachtsbaum

Sinnzeichen der deutschen Weihnacht ist der Tannenbaum. An ihn denken wir, wenn in den stetig kürzer werdenden Tagen nach der Ernte die Lichtsehnsucht aufsteigt, mit ihm beschäftigen wir uns in den Tagen der Rüste vor dem Fest und unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum versammeln sich die Glieder der Familie zu ihrem schönsten Fest. So urdeutsch erscheint den Völkern um uns der Lichterbaum, daß sein Brauch nur selten Eingang fand in ihren Häusern, so deutsch, daß in Kriegszeiten in Veröffentlichungen und Verboten gegen das Aufstellen des geschmückten Tannenbaumes vorgegangen wurde. Selbst die Kirche, die sich durch Jahrhunderte hindurch bemühte, alles Brauchtum der Jahreswendnächte auf das von ihr im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführte Fest der Christgeburt zu vereinen, empfand den Weihnachtsbaum so sehr als ihren Anschauungen wesensfremd, daß sie ihm ihre Gotteshäuser bis in unsere Tage hinein verschloß.

Sie tat recht daran, denn der Weihnachtsbaum ist nun einmal gewachsen aus germanisch-deutschem Glauben, der weit vor der Einführung der fremden Heilslehre lebendig war und abseits der gebotenen Dogmengläubigkeit nach der Zwangschristianisierung im deutschen Volke am Leben blieb. Unser Lichterbaum ist der rechtmäßige Enkel jenes Jahresbaumes, den wir gegenwärtig noch als Maibaum oder Erntebaum aufstellen, den wir als „Lebensbaum" finden auf den mannigfaltigen Gestaltungen deutscher Volkskunst. So trägt er das Erbe eines urgermanischen Heilszeichens, verbunden mit dem Lichterbrauch, der seine Ahnen im Jahresfeuer, im Wintersonnenwendefeuer erblicken darf.

Wie die Jahresfeuer aus germanischem Brauchtum noch jahrhundertelang trotz kirchlicher Verfolgung auf deutschem Boden aufleuchteten, wurden auch die Jahresbäume immer wieder aufgestellt. Selbst dort, wo es fremden Gewalten gelungen war, Feuer und Baum zu verdrängen, blieb der Tannenzweig als glückverheißendes Zeichen der Jahreswende verbunden. So sagt Sebastian Brant am Ende des 15. Jahrhunderts:

„Und wer nit etwas nüwes hat
und ums das nüw jor singen gat
und grinen tann riß steckt in syn hus,
der meint, er leb das jor nit us."

Verbote aus den folgenden Jahrzehnten beweisen, wie sehr das Schlagen von „Weihnachtsmaien" im Volke noch im Schwange war. So ließ das Städtchen Schlettstadt vom Jahre 1521 an die Tannen im Kinsheimer Wald zur Weihnachtszeit bewachen, während eine Waldordnung von Ammerschweier

aus dem Jahre 1561 jedem Bürger das Abschlagen einer Weihnachtsmaien bis zu 8 Schuh Größe gestattete. Das waren dann ausgewachsene Weihnachtsbäume, die wohl zu dieser Zeit schon, wie um 1600 aus Schlettstadt berichtet wird, mit Äpfeln und Oblaten behangen und den Kindern zur Plünderung überlassen wurden. In Reval, das zu dieser Zeit unbestreitbar deutscher Lebensraum war, wurden 1514 von den unverheirateten Kaufleuten der Hanse zwei Tannenbäume nach dem Weihnachtstrunk auf den Marktplatz getragen und dort umtanzt und verbrannt. Brauchtum der niederdeutschen Heimat war es, das dort auf dem Boden des Kolonialgebietes geübt wurde.

Während die frühen schriftlichen Belege über den Weihnachtsbaum sich so kurz fassen, daß man lange säumte, sie anzuerkennen, wird in einem Bericht aus Straßburg von 1605 schon eingehender berichtet: „Auff Weihenachten richtett man Dannenbäume zu Straßburg in der Stubben auf, daran hencket man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker...". Papierrosen, Blumen in der Winternacht, Äpfel, Rauschgold und Zuckerwerk gehören auch heute noch zu den stammesmäßig unterschiedlichen Schmückweisen des Weihnachtsbaumes. Die aus kirchlicher Redeweise kommende Bezeichnung „Oblaten" soll uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um besonderes Weihnachtsgebäck, „Gebildbrote", handeln wird.

In diesen Jahren spricht man noch nicht vom Kerzenschein des Weihnachtsbaumes. Allein, neben ihm finden wir den Lichtbrauch auch schon in dieser Zeit, die das Jahresfeuer zur Mittwinternacht kaum noch erwähnt. Beim Heiligabendmahl brennt das Licht zum Schutze der Familie im kommenden Jahre, wie die „Zimmersche Chronik" aus dem 16. Jahrhundert berichtet, das Licht, das dann um die volkstümlichen Festaufbauten, Weihnachtsberge und Krippen, gestellt wird und schließlich auf der Weihnachtspyramide noch lange Zeit neben dem Lichterbaum die deutsche Weihnacht verschönt.

Die Vereinigung des Baumbrauches mit dem Lichtbrauch in einer Zeit, die schon durch Jahrhunderte von den Quellen germanischen Glaubens getrennt war, ist uns ein Beweis für die Lebenskraft eines im Blute ruhenden Volkstums. Seitdem so der deutsche Weihnachtsbaum seine Vollendung erfuhr, strahlt sein Glanz Jahr für Jahr in allen deutschen Familien und überhöht das alte Fest der Jahreswende. Die Dichter unseres Volkes haben ihn besungen als der Weihenacht Mittelpunkt, die Maler ihn abgebildet als des Festes schönste Zier.

Wo nun deutsche Menschen im Vaterlande oder in der weiten Welt ihr Weihnachtsfest feiern, umringen sie den Tannenbaum, dessen brennende Kerzen den Sieg des Lichtes künden. Selbst der Seemann auf dem blauen Meer putzt den Baum zum Feste und bereitet sich einen Baumersatz aus Holz, Tauwerk und Farbe, wenn ihm kein grünes Reis zur Verfügung steht. Glitzernde Kugeln spiegeln das Licht wider, Äpfel leuchten gelb und rot aus dem dunklen

Grün, süßer Zuckerkand und schmackhaftes Weihnachtsgebäck locken verheißend die Kinder zu den niederhängenden Tannenzweigen.
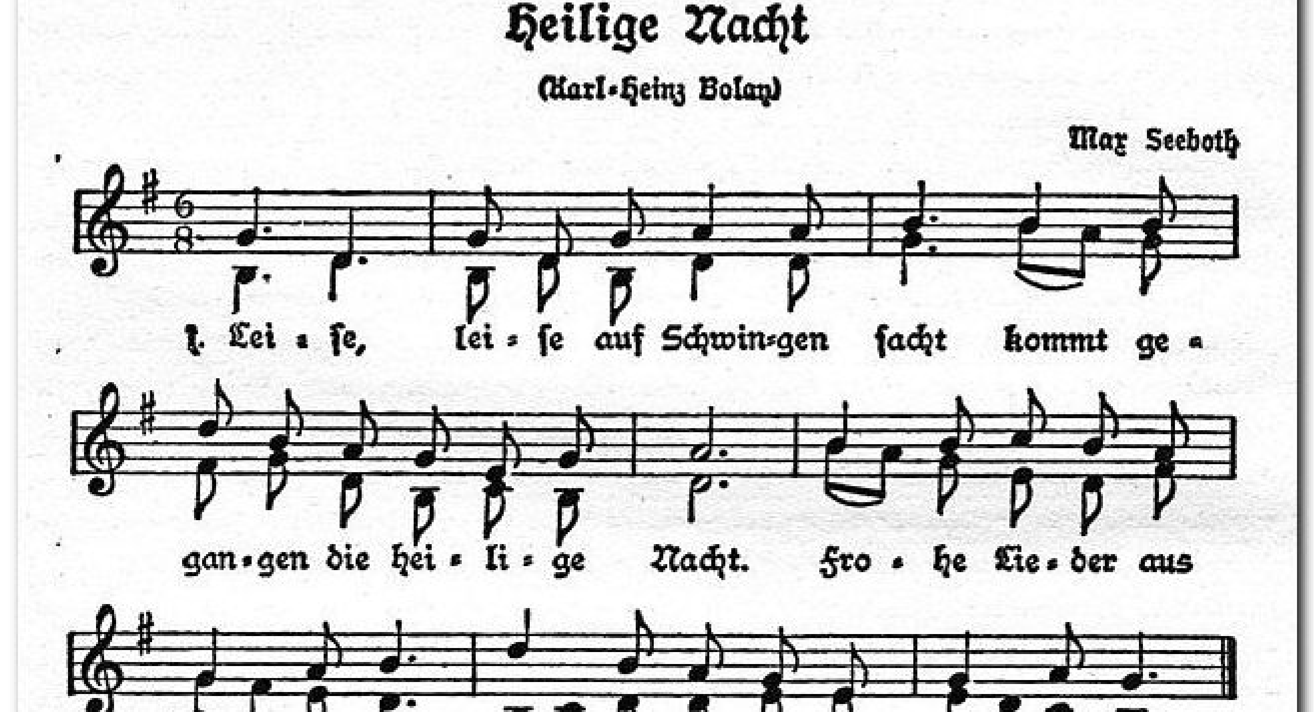
Unser Weihnachtsbaum ist kein ernstfeierlicher Kultbaum zu Ehren einer fremden Gottheit, er ist heute, wie zu alten Zeiten, Sinnzeichen einer lichten und freudereichen Festzeit und Mittelpunkt der fröhlichen Familienfeier, die mit Glückwünschen, Schenken und Schmaus das neue Jahr einleitet.

Wilhelm Stölting

Heilige Nacht

(Karl-Heinz Bolay)

Max Seeboth



2. Hell erstrahlen am Lebensbaum Sternenlichter im Weltenraum. Leise, leise auf Schwingen sacht kommt gegangen die heilge Nacht.

O Tannenbaum

Manche Lieder unseres Volkes sind, sowohl was den Wortlaut als auch was die Weise betrifft, entstanden unter dem Oberlicht einer einzigen gnadenreichen schöpferischen Stunde, an anderen haben Jahrhunderte mitgedichtet und mitkomponiert. Zu diesen gehört das unverwüstliche Kinderlied vom Tannenbaum.

Als es zum erstenmal auftaucht im Lieder- und Melodienstrom der Zeit, ist es kein eigentliches Kinderlied, weder dem Wortlaut noch der Weise nach. Als Fliegendes Blatt ging es um gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts:

O Tanne, du bist ein edler Zweig,
du grünest den Winter und die liebe Sommerzeit.
Wenn alle Bäume dürre sein,
so grünest du, du edles Tannenbäumelein.

Diesem nachdenklichen Wortlaut gesellte sich alsbald eine ebenso nachdenkliche Melodie in Moll. Der vortreffliche Melchior Franck, der 1580 zu Zittau in der Lausitz geboren wurde und der einer der ersten Musikmeister war, die es nicht unter ihrer Würde hielten, deutsche Gesänge und Tänze zu schreiben, hat sie aufgezeichnet. Bei ihm lautet der Text:

Ach Tannebaum, ach Tannebaum,
du bist ein edler Zweig,
du grünest uns den Winter,
die liebe Sommerzeit.

Wenn andre feine Bäumelein
in großen Trauren stehn,
so grünest du uns den Winter,
du edler Tannebaum.

In Melchior Francks Liederbuch „Fasciculus quodlibeticus" ist allerdings der Text nur in seiner zweiten Hälfte vertreten. Wie beliebt er aber war, ist daraus zu ersehen, daß er bereits zum Tanz und von den Soldaten gesungen wurde. Heißt es doch in einem der berühmten Sinngedichte des Schlesiers Friedrich von Logau, die 1654 erschienen:

Wenn's höflich wo ging zu,
so klang ein Reuterlied:

der „grüne Tannenbaum"
und dann der „Lindenschmied".

Und in dem „Alamodisch technologisch Interim", das 1675 zu Rappersweil in der Schweiz herauskam, rühmt sich einer, er sei noch nicht so alt, er könne noch den „Hildebrand" und „Gut Hänschen über die Heide reit'" zum besten geben und nach dem „Tannenbaum" ein Tänzlein springen. Ja, auch die Studenten machten sich bald das Lied zu eigen, wie in einem 1719 gedruckten Historienbuch zu lesen steht.

Im Laufe der Jahre war zu den ersten beiden Strophen noch eine dritte hinzugekommen, in der das Tannenbäumlein wie ein ländliches Waisenkind redend eingeführt wurde. So sangen schlesische Hirten:

Worum soll ich ne gruna,
do ich no gruna kann?
Ich ho weder Vater noch Mutter,
die mich versorge kann.

Auch „geistliche Umdichtungen" mußte sich das Lied gefallen lassen. Schon im 17. Jahrhundert sangen katholische Gegenden von einem himmlischen Tannenbaum:

O Tannebaum, o Tannebaum,
holdselig ist dein Nam'.

Im Züricher Oberland lauteten Anfang und Ende eines ebenso kirchlich ausgedeuteten Sanges:

O Tannebaum, o Tannebaum,
du bist ein edler Zwig,
du grünest Sommer und Winter,
es regni oder schni.

So kann es nicht wundernehmen, daß das Tannenbaumlied im Lauf der Zeiten und unter veränderten Umständen verschiedenemal seine Gestalt wechselte. Sogar getrennt wurden Melodie und Wortlaut zuweilen, und der vielgeliebten Weise schob man andere Texte unter. Der kölnische Poet Nicolai Peucker ließ bereits 1702 bäuerliche Verse seiner „lustigen Pauke" im Ton des Tannenbaums daherkommen. Und der schwäbische Dichter Ludwig Uhland, der Volksliedforscher, gewann dem Grundgedanken des Liedes eine neue Seite

ab, indem er folgende herzlich-schmerzliche Betrachtung eines Liebenden an seine Melodie bindet:

O Tannenbaum, du kannst doch nie
in Farben freudig blühn.
So ist auch meine Liebe,
ach, ewig dunkelgrün.

Aus der nachdenklichen Tanzweise, aus dem Lied, das Soldaten, Studenten, Hirten mit gleicher Inbrunst sangen, war ein Liebeslied geworden. Mit dieser neuen Berufung kam auch seine große Stunde.

Die Studenten kannten bereits seit Jahren eine Melodie, die dem „Tannenbaum" vor allem in den Anfangstakten, nahestand. „Gott grüß dich, Bruder Straubinger" — sangen sie dazu. Diese Weise beschwingte den Berliner Musiker August Zarnack derart, daß er, das alte Motiv bedenkend, die jüngere Minnebeziehung beibehaltend, ein Lied schuf, das durchaus im Zeichen eines glücklichen Sterns entstand. 1820 erschien es zum erstenmal, zusammen mit der neuen beschaulichen Melodie, die heute noch gültig ist, in seinen „Volksliedern":

O Tannebaum, o Tannebaum,
wie treu sind deine Blätter;
du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
nein, auch im Winter, wenn es schneit.

O Mägdelein, o Mägdelein,
wie falsch ist dein Gemüte;
du schwurst mir Treu in meinem Glück,
nun arm ich bin, gehst du zurück!

Und kaum hatte sich dieses anmutige Lied verbreitet und bei arm und reich ungeteilten Beifall erworben, als einer auf dem Plan erschien, dem es doch nicht behagte: Ihm war zuviel Liebe darin, er bedachte, die kleinen Buben und Mädchen könnten Schaden an Leib und Seele nehmen, falls sie das Liedlein hörten, und hielt es nicht für einen Raub, besagte böse Liebe durch Moral zu ersetzen. Es war natürlich ein Pädagog, ein braver Schulmann zu Leipzig, Ernst Anschütz. Durch ihn erhielt 1824 der Text des „Tannenbaums" alsbald die vorläufig letzte Form.

Und wenn es einem übermütigen Buben hierbei immer wieder einmal einfällt zu krähen: „Du grünst nicht nur zur Winterszeit, nein auch im Sommer, wenn es schneit", so geschieht dem kerngesunden Liede, das so viele Wechselfälle

des Schicksals hinter sich hat, dadurch noch lange kein Schaden, zumal ihm nun eine Erhebung zubereitet wird, die für alles entschädigt, die Krönung zum „Weihnachtslied":

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
du kannst mir sehr gefallen.
Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit
ein Baum wie du mich hoch erfreut!
O Tannenbaum — — —
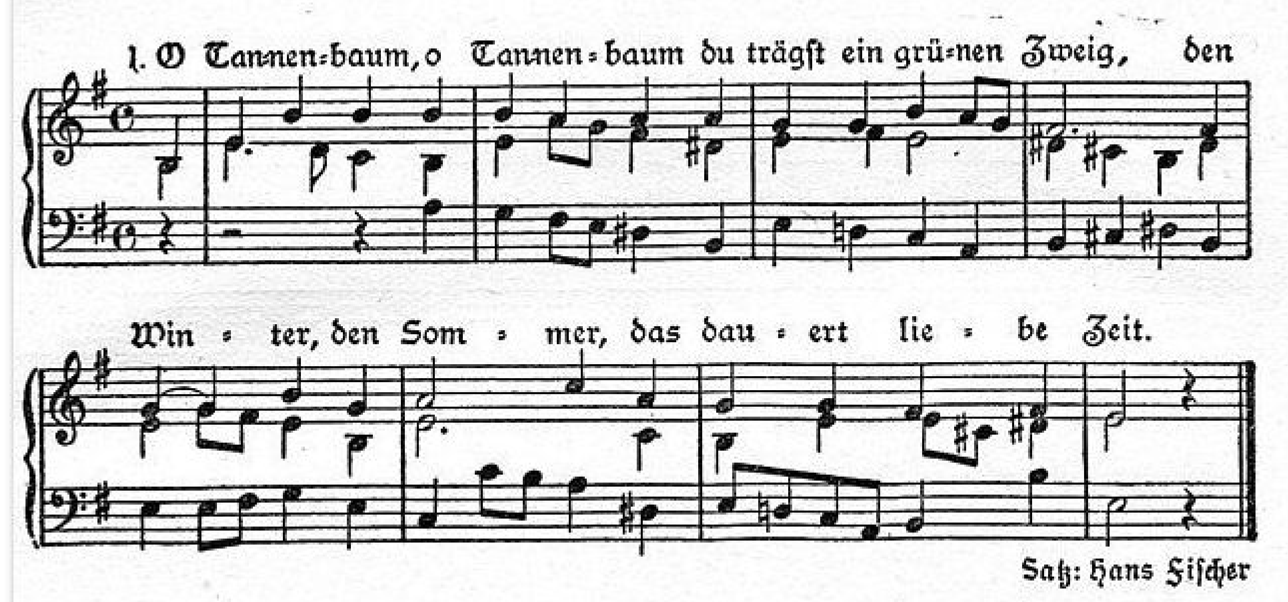
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
dein Kleid will mich was lehren.
Die Hoffnung und Beständigkeit
gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit!
O Tannenbaum — — —

Lustig ist dabei anzusehen, wie auch durch die Umformung des Schulmannes noch der Grundgedanke von der Zuverlässigkeit der winterharten Tannennadeln schimmert, und so laufen Ende und Anfang bedeutungsvoll zusammen. Dazu ist das Lied auch innerlich, und diesmal erfreulich undogmatisch, ein rechtes Weihnachtslied: Der Trost und die Kraft, die es verschenken kann, ist nichts anderes als die wundervolle Verheißung der Wintersonnenwende, die Verheißung der immer wiederkehrenden Jugend, des ewigen Frühlings.

Kurt Arnold Findeisen



Der Tannenbaum

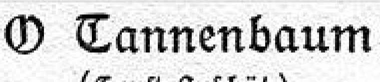


Satz: Hans Fischer

2. „Warum sollt ich nicht grünen, da ich noch grünen kann? Ich hab nicht Vater noch Mutter, die mich versorgen kann.
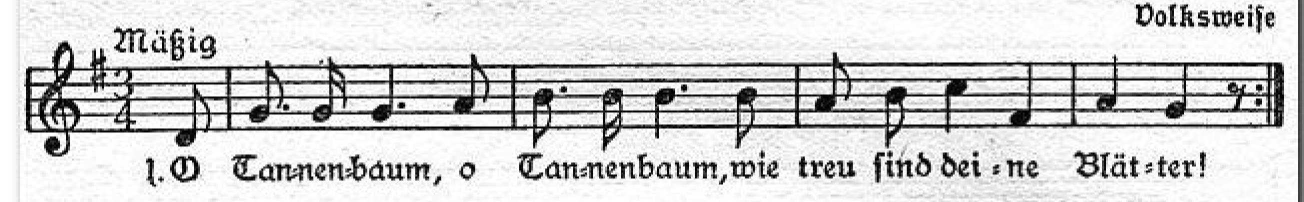
3. Und der mich kann versorgen, das ist der gute Gott, der läßt mich wachsen und grünen, drum bin ich stark und groß."
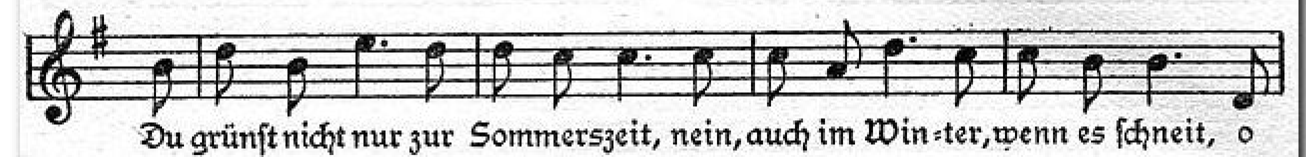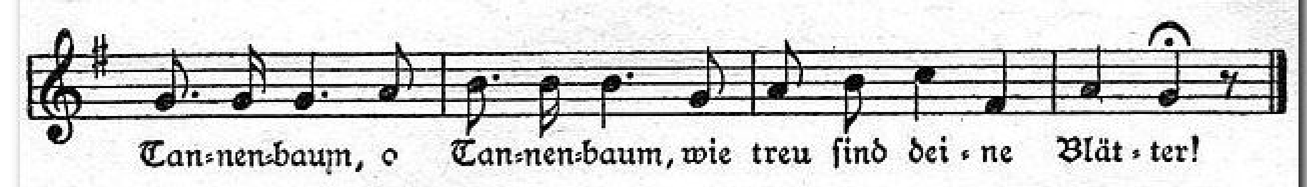




O Tannenbaum

(Ernst Anschütz)

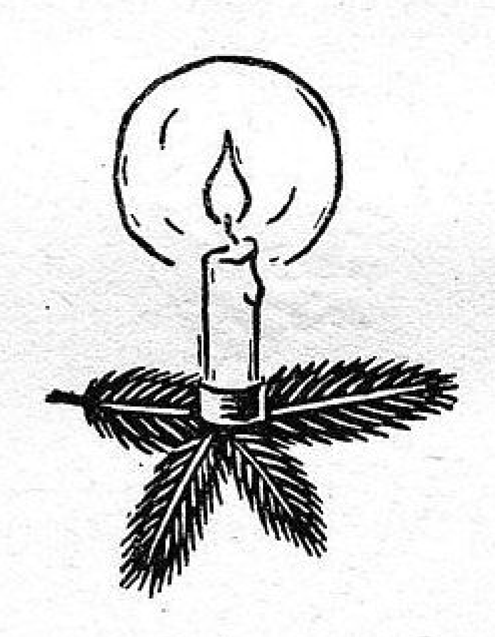






2. O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen! Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit ein Baum von dir mich hoch erfreut! O Tannenbaum, o Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen.

3. O Tannenbaum, o Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren: Die Hoffnung und Beständigkeit gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit! O Tannenbaum, o Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren.
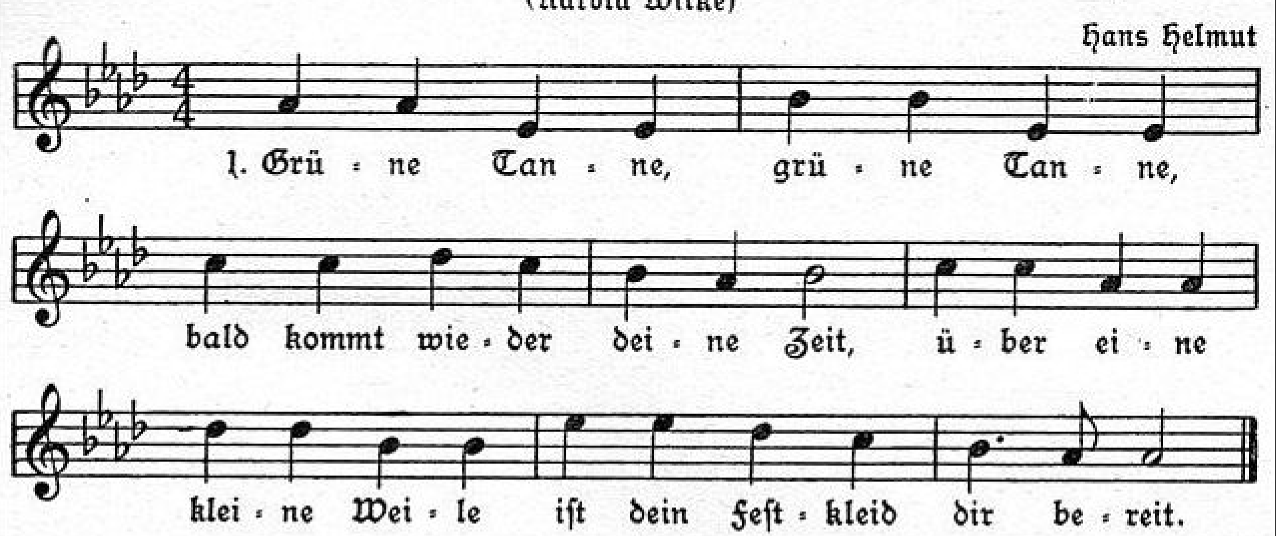




Grüne Tanne, grüne Tanne

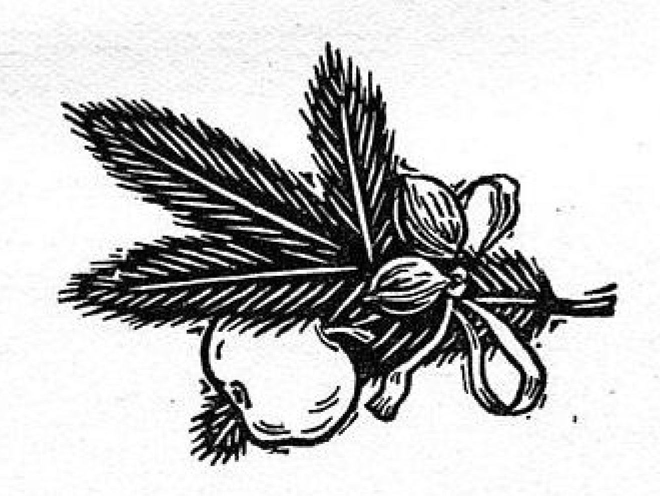
(Karola Wilke)

Hans Helmut



2. In dem Glanz der hellen Kerzen kündest du uns neues Licht, öffnest hell uns unsre Herzen für der Sonne klares Licht.

3. Sonne bringt uns neues Leben, nimmt die Sorge, nimmt das Leid! Grüne Tanne, grüne Tanne, bringe uns die Sonnwendzeit.



Bauernweisheit zu Weihnachten und Jahreswende

Hat der Julmond Schnee und Frost, verheißt er uns viel Korn und Most.

Julmond kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh'.

Julmond veränderlich und lind, ist der ganze Winter ein Kind.

Ist es am Altjahrstag windig, setzen die Bäume gut.

Wenn zu Neujahr die Sonne lacht, gibt's viel Fische in dem Bach.

Weiße Weihnachten — Grüne Ostern.
Grüne Weihnachten — Weiße Ostern.

Weihnachten im Klee — Ostern im Schnee.
Weihnachten im Schnee — Ostern im Klee.

So lang in den Zwölften die Eiszapfen werden — so lang wird im Jahre der Flachs.

In den Zwölften gibt jeder Tag das Wetter an für die zwölf Monate im nächsten Jahr.

Wenn Nordlicht am Himmel ist — wird der Winter hart.

Wo der Wind an Quatember oder drei Tage danach herkommt.
Dort kommt er das ganze nächste Vierteljahr her.

Wenn die Tage langen — kommt der Winter erst gegangen.

Gibt's im Januar viel Regen, bringt's den Früchten keinen Segen.

Der Januar muß vor Kälte knacken — wenn die Ernte gut soll sacken.

Wenn im Januar die Mücken schwärmen —
Muß man im März sich die Ohren wärmen.

Kalte Zwölften im Schnee — gibt reichlich Korn auf der Höh'.

Julmond im Dreck — macht der Gesundheit ein Leck.

Weihnachten klar — gibt gutes Jahr.

Wenn es nicht wintert — so sommert es nicht.



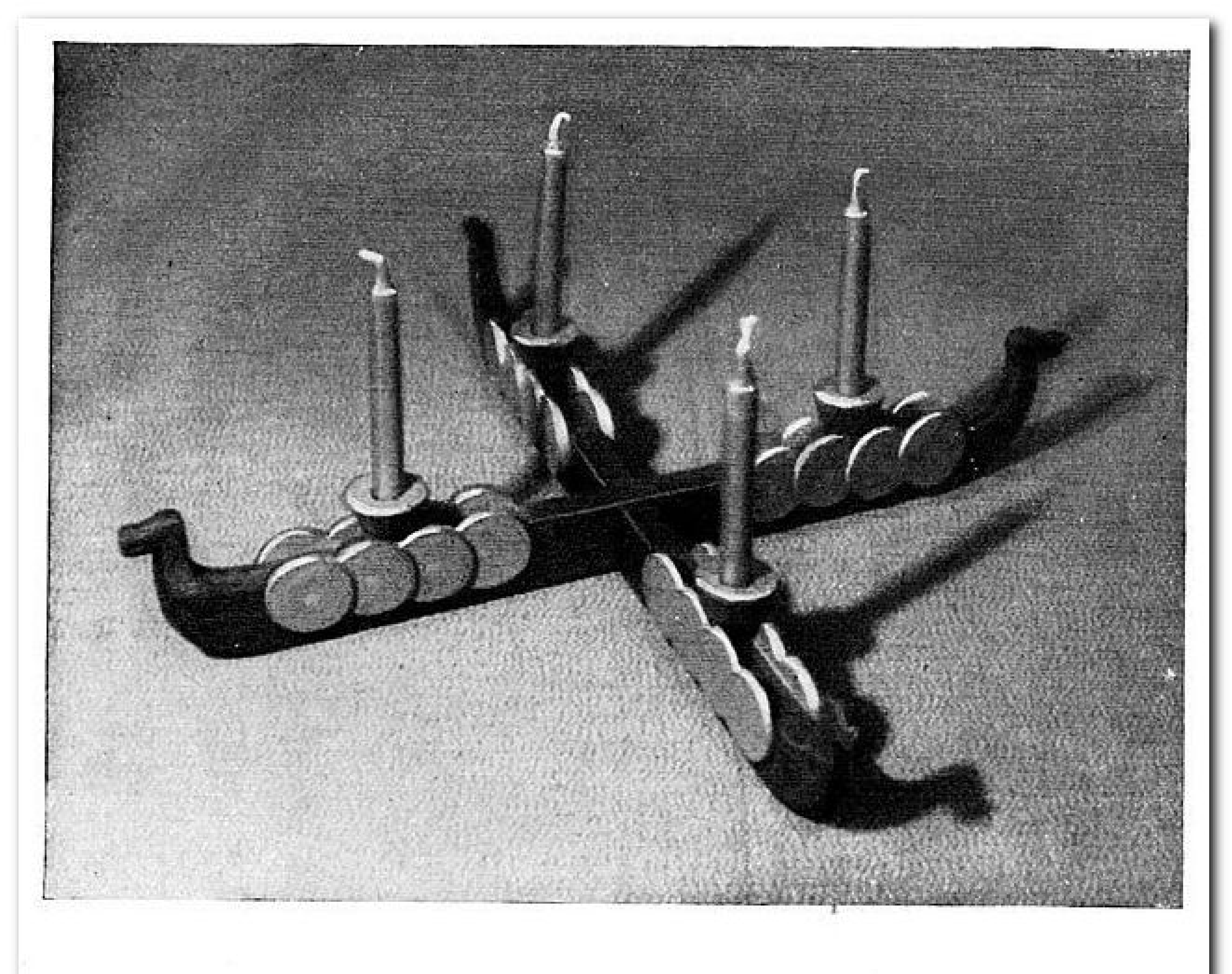
Es grünt ein Baum zur Winternacht
mit tausend hellen Blüten,
Hat in das Dunkel Licht gebracht
die Erde zu behüten.

Solange sie im Schlafe liegt
wird er darüber wachen,
bis frohes Leben wieder siegt
beim ersten Frühlingslachen.

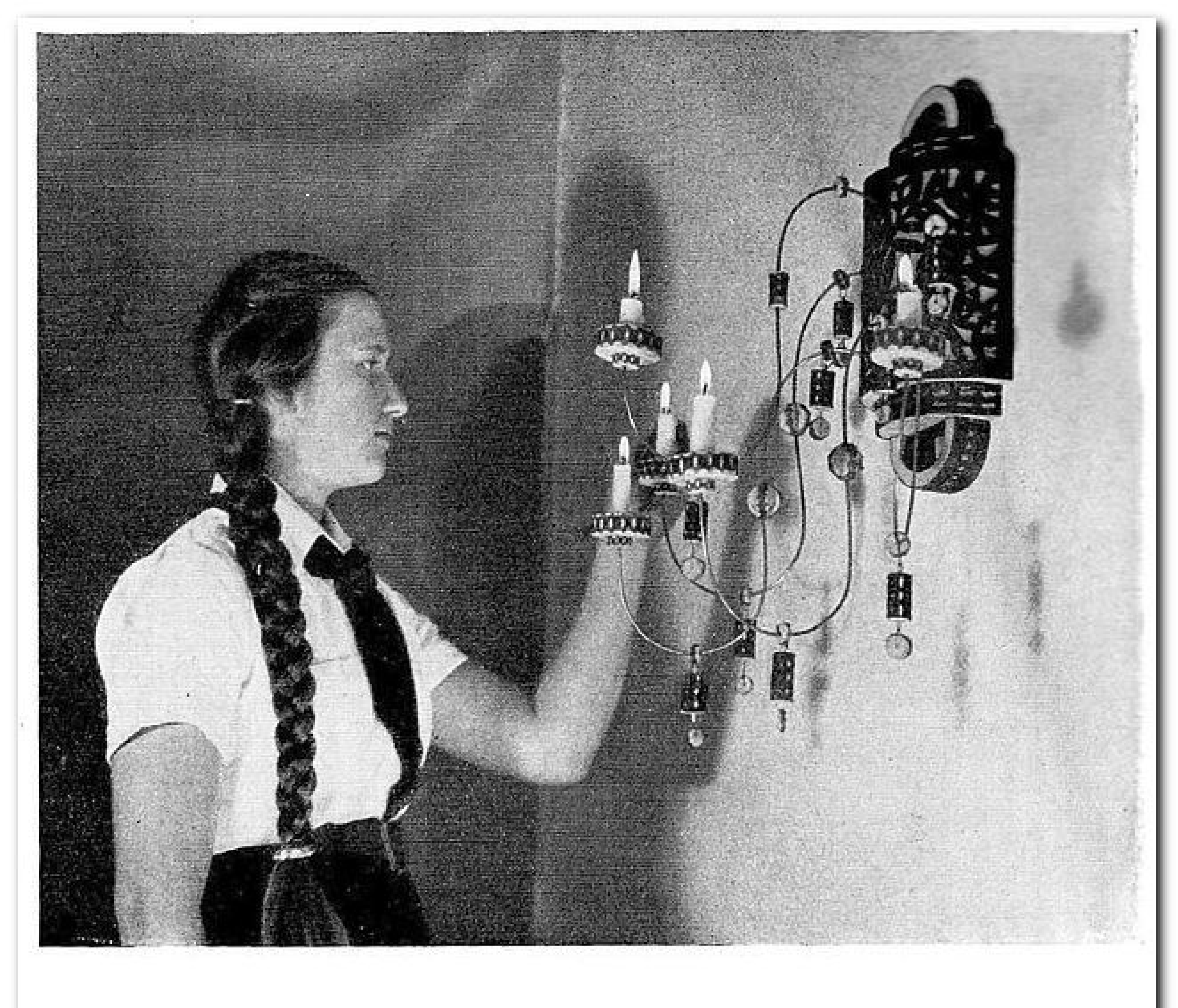
Karl-Heinz Bolay

Deutsche Weihnacht ein Fest der Sippe

WIR zünden froh die Kerzen an



Selbstgewerkter Leuchter, Wikinger-Motiv



Wandspinne aus dem Erzgebirge

Deutsche Weihnacht

Diese Weihnacht sollen über Deutschland die Sterne stehn,
wir Deutsche wollen alle hinauf zu den Sternen sehn.
Wir wollen fest stehen auf unserm deutschen Land,
um den Führer geschart, den uns das Schicksal gesandt.
Wir wollen unseren Glauben zum Himmel heben mit Händen heiß:
Daß Gott da droben um seine Erde weiß.
Daß Gott die Völker halte in seiner Weisheit Macht,
er, der vor Ewigkeiten alles bedacht.
Er, der allen Völkern ihr Wesen gab;
er, der die Wahrheit ist über Zeit und Grab.
In seine ewigen Sterne wollen wir sehn,
die still und klar und rein über Deutschland stehn.

Hermann Claudius

Friede auf Erden

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
daß der Schwache nicht zum Raube
jeder frechen Mordgebärde
werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
webt und wirkt in Mord und Grauen,
und ein Reich will sich erbauen,
das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
und ein königlich Geschlecht
wird erblühn mit starken Söhnen,
dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde.

Conrad Ferdinand Meyer

Siehe, es leuchtet die Schwelle,
die uns vom Dunkel befreit,
hinter ihr strahlet die Helle
herrlicher, kommender Zeit.

Die Tore der Zukunft sind offen
dem, der die Zukunft bekennt
und im gläubigen Hoffen
heute die Fackeln entbrennt.

Stehet über dem Staube,
ihr seid Gottes Gericht.
Hell erglühe der Glaube
an die Schwelle im Licht.

Baldur von Schirach

Im Dezember
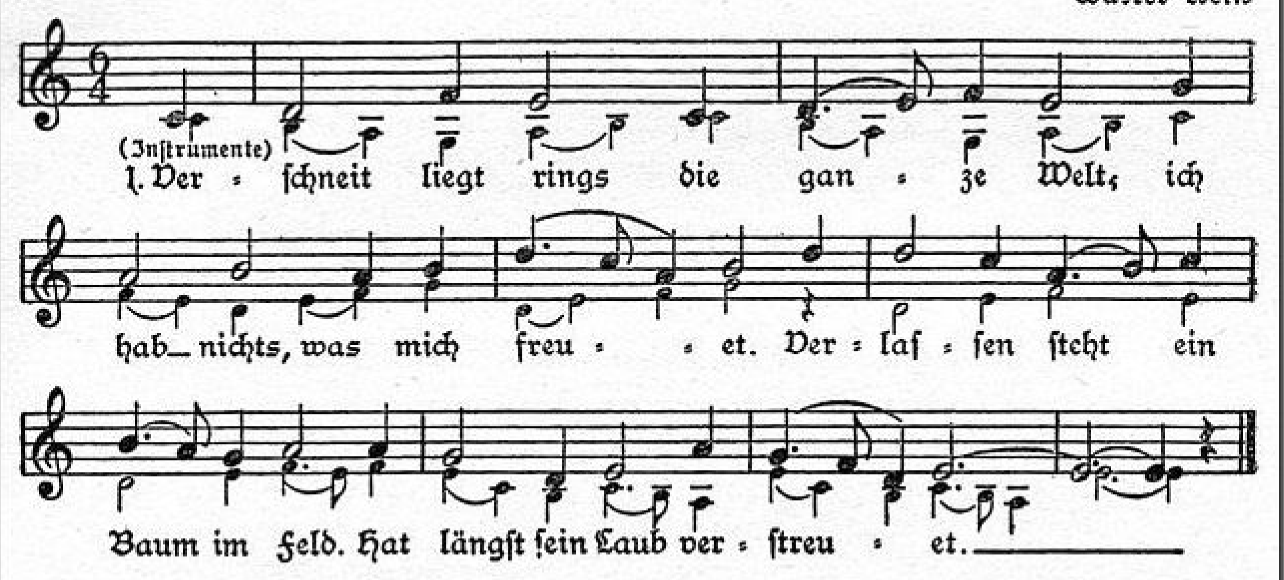
Wenn die Nebeltage
die Nächte verlängern
und Menschen, Tiere und Bäume
zu Spuk und Schatten verzaubern,
dann beginnt die Zeit der Kinderträume,
die Zeit der Sehnsucht nach dem Lichterglanz
und Tannenduft. —
Dann fassen wir uns wie die Kinder an den Händen,
um uns ganz nah zu sein.
Keiner kann mehr das Alleinsein ertragen,
einer muß dem andern Gutes sagen
und Wärme spenden.
Während draußen die Flüsse gefrieren
und Täler sich tief in den Schnee einbetten,
werden unsre Herzen reich und weit.
Ein warmer Strahl der Ewigkeit
leuchtet auf uns.

Kurt Eggers

Verschneit liegt rings die ganze Welt

(Jos. v. Eichendorff)

Walter Rein



2. Der Wind geht leis in dunkler Nacht und rüttelt an dem Baume, da schüttelt er die Wipfel sacht und säuselt wie im Traume.

3. Er träumt von künft'ger Frühlingszeit, von Grün und Quellenrauschen, wo er im neuen Blütenkleid zu Gottes Lob wird rauschen.

Baum, der nur eine Nacht des Jahres in Blüte steht,
wenn lautlos, knospenlos die anderen Bäume starren,
Traum, der durch jedes Menschenherz in Güte geht.

Du trägst den Heimathauch, den unser Herz erfleht,
Harzatem des verschneiten Walds in jede Hütte
und duftest süß, von Liedern bienenhaft umweht.

Die Arme deiner Würzlein drängst du stark und weich,
Nahrung begehrend in das Erdreich unserer Seele
und wächst aus ihrem Grunde sogar ins Himmelreich.

Johannes Linke

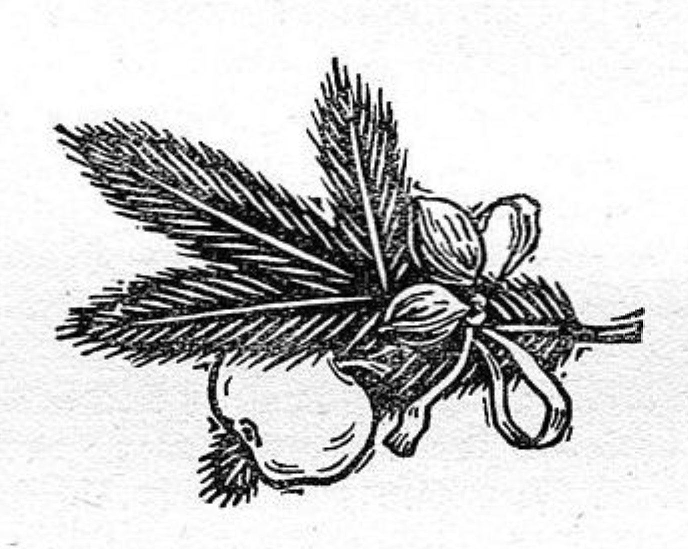
Aufziehende Schneewolke

Am Himmel ist ein grün Geviert,
Das ist mit Rot und Gelb gesäumt:
Das Schwarz daneben wird es sein,
Das bald den Schnee her schäumt.

Das Grün ist, als obs gläsern wär,
Durchsichtig, bis zur Tiefe klar.
Das Schwarze aber ist ein Bär,
Mit Zähn und Klaun, mit Zottelhaar
Ums bärische Gesicht.

Es stellt sich auf und schnaubt, das Vieh,
Schwarz bäumend, wilder Graus:
Und Flocken fliegen, wie noch nie
So weiß und dicht,
O schwebeleichtes Flaumgewicht,
Im zarten Braus
Herab auf Park und Gartenhaus.

Georg Britting



Mattikau

Jedesmal vor Weihnachten muß ich an einen alten Lumpensammler denken. Er lebt noch und heißt Mattikau. In meiner Kindheit kam er oft in unser Dorf.

Damals sind wir nicht immer sehr freundlich zu ihm gewesen. Zuweilen schmälten wir die verhutzelte Gestalt und das graue Faltengesicht des Alten sogar in allerlei Spottversen. Der mildeste davon behauptete, Mattikau säh' „aus wie'ne Kauh".

Vor dem Weihnachtsfest besserte sich aber unser Benehmen zu ihm. In der Julzeit, wenn alle Tage schon eine heimliche Krone tragen und der Himmel sich tiefer und gnädiger auf die verschneite Erde herabsenkt, schien uns Mattikau in dem Auftrag holdseliger Mächte zu stehen, mit denen wir es nicht verderben wollten.

Die Landsleute tauschten nämlich in diesen Wochen ihre Lumpen bei ihm gegen Baumbehang ein. Vor unsern Augen zählte er dann die bunten Zuckerfiguren und das braunknusprige Backwerk auf den Tisch. In der heiligen Nacht, so versicherte er uns dabei unter allerlei Schnurrpfeifereien, würde der Weihnachtsmann damit selber den Baum schmücken. Das glaubten wir ihm.

Als er aber 1917 in den Julwochen bei uns vorsprach, fand er in unserem Haus nichts als Trübsal vor. Die Mutter war krank geworden. Weil der Vater im Felde stand, wurde sie von unserer halbtauben Muhme gepflegt. Manchmal kam der Arzt und sah bedenklich drein. Unter solchen Umständen war freilich nicht daran zu denken, daß die Mutter zur Stadt fahren konnte, um dort den „Weihnachtsmann" zu bestellen, wie man bei uns sagte. Betrübten Herzens hatten wir uns auch schon darein gefunden. Dies erklärten wir dem alten Mattikau und fragten bekümmert, was uns denn sein Backwerk solle, wenn wir nun doch keinen Weihnachtsbaum bekämen und auf die Bescherung verzichten müßten.

Er hörte uns an, während er mit verschränkten Armen am Fenster stand und hinausblickte. Draußen wirbelten die Flocken.

In gedämpftem Ton wandte er sich dann an meine Mutter, die mit blassem Gesicht am Ofen saß. Ich sah ihn mehrmals mit den Augen zwinkern.

Als er sich nachher zu gehen anschickte, klopfte er mir auf den Rücken. „Ich will beim Weihnachtsmann ein Wort für euch einlegen", sagte er fröhlich. „Wie ich ihn kenne, wird er schon noch Rat schaffen. Ihr könnt auf mich rechnen..."

Wirklich erschien Mattikau nach einigen Tagen abermals in unserem Haus. Wir trauten unsern Augen kaum: Unter dem Arm trug er geheimnisvoll verschnürte Pakete und einen Weihnachtsbaum, wie er wohl stattlicher nicht gedacht werden konnte.

Mattikau weidete sich an dem ungläubigen Jubel, in den uns dieser Anblick versetzte. Er drehte den Baum von rechts nach links und lobte den Weihnachtsmann, der nicht nur die Tanne geschickt, sondern für das Fest auch noch mancherlei verheißzen habe. Dabei lachte er, und sein faltiges Gesicht, das sonst unsern Spott erregte, wollte mir mit einem Male fast schön vorkommen.

Wie sich später erwies, hatte uns Mattikau nicht zuviel versprochen. Nicht anders als sonst prangte in der Nacht der Herrlichkeit ein bunt behangener, mit Glitzertand und Backwerk geschmückter Lichterbaum in unserer Stube. Daneben standen alle Geschenke, die wir uns gewünscht hatten, und eines war noch schöner als das andere.

Unter den Zweigen dieses Weihnachtsbaumes begann ich reumütig zu ahnen, daß sich die holden Mächte immer der Ärmsten und ihrer Gestalt bedienen, wenn sie am reichsten schenken wollen. Ein spottendes Wort hat der gute Mattikau jedenfalls nie wieder aus unserem Munde vernommen.
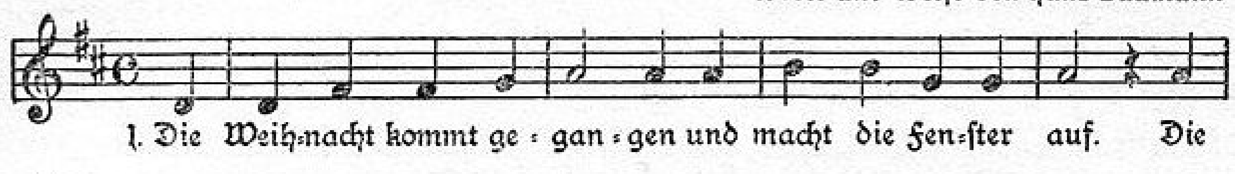
Kürzlich sah ich ihn wieder. Mit emsiger Geschäftigkeit zog er, einen Sack auf dem Rücken, von Haus zu Haus. Ich bin ihm in scheuer Dankbarkeit aus dem Wege gegangen; denn ich wollte ihn als den verwunschenen Boten aus weihnachtlicher Höhe im Gedächtnis behalten, wie er uns in der Kindheit erschien.

Willi Fehse



Die Weihnacht kommt gegangen

Worte und Weise von Hans Baumann





2. Der Winter vor den Türen macht unsere Dächer weiß, daß wir das Feuer spüren, |: die Ofentür ist heiß. :|
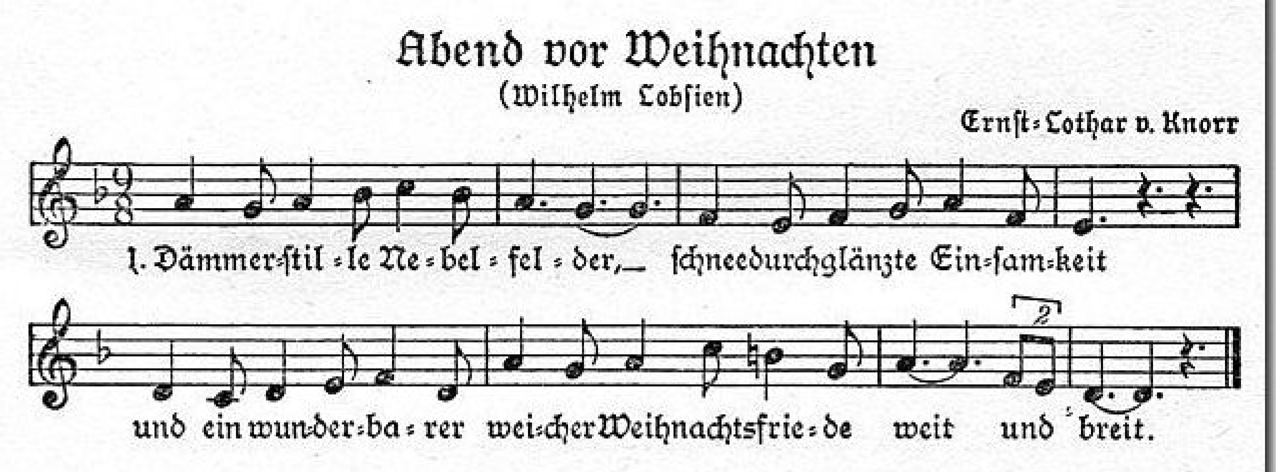
3. Die blanken Nüsse funkeln wie Lichter an der Tann, nun hört es auf zu dunkeln, |: jetzt fängt das Singen an. :|

4. Wir zünden froh die Kerzen mit unsren Händen an und haben unsre Herzen |: den Sternen aufgetan. :|

Abend vor Weihnachten

(Wilhelm Lobsien)

Ernst-Lothar v. Knorr



2. Nur mitunter, windverloren, zieht ein Rauschen durch die Welt, und ein leises Glockenklingen wandert übers stille Feld.

3. Und dich grüßen alle Wunder, die am lauten Tag geruht, und dein Herz singt Kinderlieder, und dein Sinn wird fromm und gut.

4. Und dein Blick ist voller Leuchten, längst Entschlafnes ist erwacht... und so gehst du durch die stille wunderweiche Winternacht.

Der Fliederbaum

Der Schnee knirschte und sang bei jedem Schritt des Försters, als er aus dem Walde trat und auf das Forsthaus zuging, das sich jenseits der Lichtung unter den hohen Fichtenwald duckte.

Nur der Fliederbaum trennte ihn noch vom Hause, da sah er seine Frau hinter dem Fenster. Den erhobenen Zeigefinger hielt sie gegen den Mund gedrückt. Der Förster blieb stehen und beschrieb mit dem Arm einen Bogen, deutete hinüber zu dem Berg, von dessen Höhe man den Ausblick auf das weite Vorland hat.

Sie nickte und der Förster ging wieder den Weg ein Stück zurück und trat dann eine neue Spur in unberührten Schnee, hinauf zum Berge.

Die Frau am Fenster sah dem Mann nach, bis er zwischen den Fichtenstämmen verschwunden war. Dann setzte sie sich nieder. Bedachtsam tat sie das, um jedes Geräusch zu vermeiden.

Ihr Blick glitt langsam, tastend durch den Raum, bis zu dem Bilde, das über dem Sofa hing. Es war schon dämmrig im Zimmer, aber das störte sie nicht: sie kannte das Bild, das ihr Sohn einmal gemalt hatte. Den Fliederbaum vor dem Hause stellte es dar. Tief verschneit lag der Baum. Genau wie heute. Die Äste waren unter den weißen Lasten niedergedrückt wie jetzt aber aus dem Schnee leuchteten grün die Blätter und blaue, blühende Fliederdolden.

Die Mär hatte sie ihrem Jungen damals erzählt, die man in den Harzbergen weiß, die Sage, daß in der Weihnacht eine Stunde lang der Flieder grüne und blühe. Wer in der heiligen Nacht das Blühen unter der Schneedecke sah, wer die rechte Stunde erkannte, dem stand eine gute Zeit bevor, eine Zeit voller Glück, in der ihm kein Welljäger und keine wilde Jagd schaden konnte.

Das hatte sie an einem Weihnachtsabend erzählt und der Junge hatte hinausgestarrt in die Dunkelheit und hatte dann nebenan in der Kammer sein Bett bis zum Fenster gerückt, um den Fliederbaum blühen zu sehen. Die Augen waren ihm schließlich müde geworden und mit dem Kopf auf dem Fensterbrett war er eingeschlafen. Der Flieder hatte ihm in dieser Nacht nicht blühen wollen.

Am anderen Tag setzte sich der Junge hin, kramte seine Wasserfarben hervor und malte das Bild. Dunkel standen die Stämme des Waldes, doch der Fliederbaum davor leuchtete unter der weißen, eisigen Last wie im Mai.

Immer war der Junge über die Berge aus der Schule herübergekommen, wenn Festtag war, doch sein Bett hatte er nie mehr zum Fenster geschoben, um den Fliederbaum sehen zu können. Ein Jahr war er dann ausgeblieben.

Und jetzt lag er wieder drüben in der Kammer. An einem Abend vor Wochen, als die Herbststürme an dem Hause rissen, hatte plötzlich eine Ge-

stalt am Türpfosten gestanden. Der Hund wollte erst bellend auffahren, war dann aber zu dem Zerlumpten gekrochen, um ihm die Füße zu lecken. Die Mutter hätte ihren Sohn an diesem Abend nicht wiedererkannt. Schwankend war er in die Stube getreten und war, bevor der Förster und die Frau zuspringen konnten, hart zu Boden gefallen. Mit der letzten Kraft hatte er sich nach Hause geschleppt.

Seither wälzte er sich im Fieber. Geschrien hatte er die ganze Zeit und dann wieder gewimmert oder getobt, daß ihn die Eltern kaum im Bett festhalten konnten. Wild waren die Worte, die er aus heiserer Kehle schrie.

Seine Gedanken waren in den Fieberträumen wirr durcheinander geflossen: „Wölfe, Wölfe! Kälte! Hei ... Feuer! Hat euer Kaiser denn immer noch nicht genug? Rußland ist zu groß ... Warum unser Blut für die fremde Sache? Grenadier zur Stelle ... Heilige Stadt, goldene Kuppeln! Sie leuchten! ... Feuer! Moskau! Der Kreml brennt! Ich kann doch nicht weiter."

Dann hatte er oft Stunden still gelegen, um plötzlich aufzufahren: „Eis! Eis! Beresina heißt der Fluß? Wir erfrieren... Hunger! Euer Kaiser sei verflucht! Tausendmal! Da ... da ... Wölfe! ... ich kann nicht mehr weiter ... und die Brücke bricht ... Tot ... Wölfe, viele Wölfe!"

Immer waren die Worte wiedergekehrt und die Flüche gegen den fremden Kaiser. Die Augen des Kranken waren ganz fern und fremd in den Wochen gewesen. Bis zu diesem Morgen. Heute hatte sie zum ersten Male wieder in die rechten Augen ihres Jungen gesehen. Er hatte ganze still gelegen und plötzlich angefangen zu weinen. Immer neue Tränen waren über die Wangen gelaufen, aber schließlich war er eingeschlafen und die Mutter hatte sich aus der Kammer geschlichen.

Der Förster kam vom Reviergang zurück, als es schon ganz dunkel geworden war. Er öffnete leise die Haustür, hantierte behutsam in der Küche und trat dann in die Stube.

Die Frau am Fenster nickte ihm zu und flüsterte: „Er schläft noch immer ganz ruhig."

Auf Zehenspitzen schlich der Förster zum Ofen und wärmte die Hände, denn die Julnacht war kalt und es hatte eisiger Wind geweht, als er auf der Höhe gestanden und in das Land hinausgeblickt hatte.

Der Hund neben der Ofenbank knurrte einmal im Traum kurz auf. Dann war es wieder still in der Stube.

Viele Minuten vergingen, da hob die Mutter horchend den Kopf. Drüben in der Kammer hatte sich etwas geregt.

Sie stand auf und ging hinüber. Das Bett des Kranken war leer. Ihr Junge stand am Fenster und preßte die Stirn fest gegen die Scheibe.

Wortlos trat sie zu ihm. Da wandte er sein Gesicht ihr zu und sie konnte trotz der Dunkelheit das Leuchten in seinen Augen sehen. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und seine Stimme klang glücklich und fest wie die eines Gesunden, als er sagte: „Sieh, Mutter…, sieh doch nur, unser Fliederbaum blüht."

Fritz Nötzoldt

Die Sonne sinkt von hinnen,
das große Sichbesinnen
steht von der Erde auf
wie steile Kirchenwände.
Gott hält herab die Hände,
leg du die deinen fromm darauf.

O wundersame Stille.
Der starke Schöpferwille
steht mächtig über dir.
Du weißt nicht Näh', nicht Ferne,
und all die tausend Sterne
sind nur wie eine fromme Zier.

Und eine Seele siehet,
was vor dem Tage fliehet,
und seltsam um dich steht,
als solltest du es wagen,
vor Gott hinaufzutragen
der Erde stummes Nachtgebet.

Hermann Claudius

Lied der Väter um Weihnachten

Laß den Schnee aus deinem Wolkenschloß
fallen, Herr, und hüll' uns gnädig ein!
Laß uns stumm und dir gehorsam sein
und uns schweigen und uns horchen bloß.

Horchen bloß mit jenem inneren Ohr
unserer Seele, die ein winziger Teil
doch von dir, Herr, was zu unserem Heil
weihnachtlich dein Wille auserkor.

Denn wir leben unser Leben nicht,
aus der Ahnenferne kommt es her.
Denken wir's, wird uns der Atem schwer,
Wir verglimmen wie ein Weihnachtslicht.

Aber horch: auf einmal klingt ein Lied!
Kinderstimmen singen durch die Nacht!
Und wir wissen es: das Leben wacht!
Und wir fühlen es: Das Leben blüht!

Laß getrost aus deinem Wolkenschloß
nun die Flocken fallen, hüll' uns ein.
Laß uns stumm und dir zu eigen sein,
und uns schweigen und uns horchen bloß.

Hermann Claudius

Vorweihnachtlicher Heilspruch
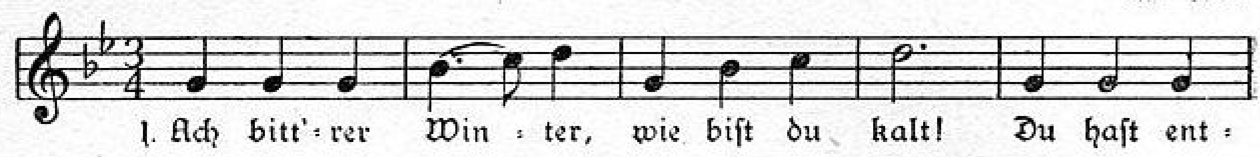
Heile, heile, Segen!
Morgen gibt es Regen,
übermorgen Schnee:
dann tut's nicht mehr weh.
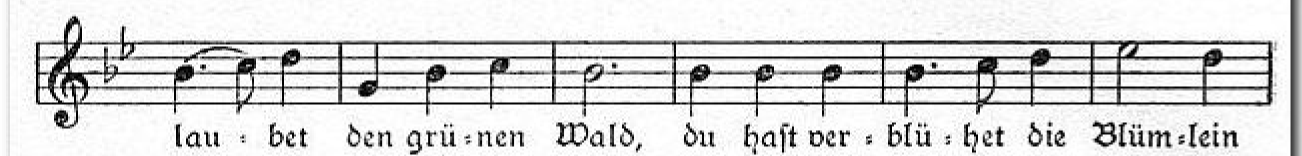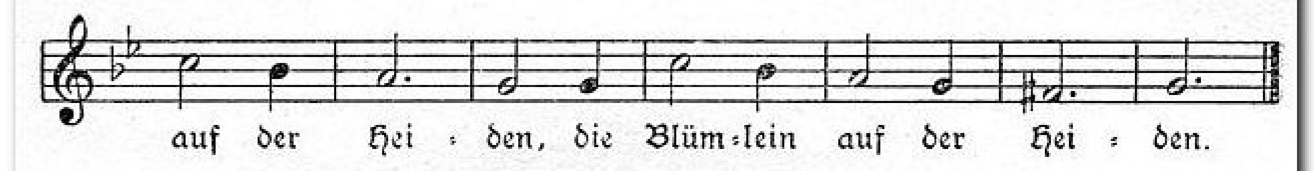


Ein Reigen auf den Winter



um 1600







2. Die bunten Blümlein sind worden fahl, entflogen ist uns Frau Nachtigall; sie ist entflogen und wird uns nicht mehr singen, sie wird uns nicht mehr singen.

Weihnacht

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
der Wintertod geht schweigend um;
er zieht das Leilach weiß und dicht
der Erde übers Angesicht —
schlafe — schlafe.

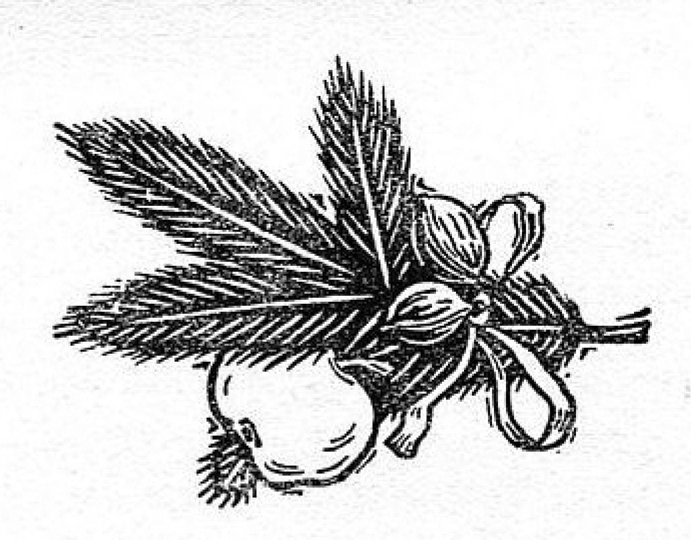
Du breitgewölbte Erdenbrust,
du Stätte aller Lebenslust,
hast Duft genug im Lenz gesprüht,
im Sommer heiß genug geglüht,
nun komme ich, nun bist du mein,
gefesselt nun im engen Schrein —
schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer,
ihr Mantel fegt die Erde leer,
die Erde wird ein schweigend Grab,
ein Ton geht zitternd auf und ab!
Sterben — sterben.

Da horch — in totenstillem Wald
was für ein süßer Ton erschallt!?
Da sieh — in tiefer, dunkler Nacht
was für ein süßes Licht erwacht?
Als wie von Kinderlippen klingt's,
von Ast zu Ast wie Flammen springt's,
vom Himmel kommt's wie Engelsang,
ein Flöten- und Schalmeienklang:
Weihnacht! Weihnacht!
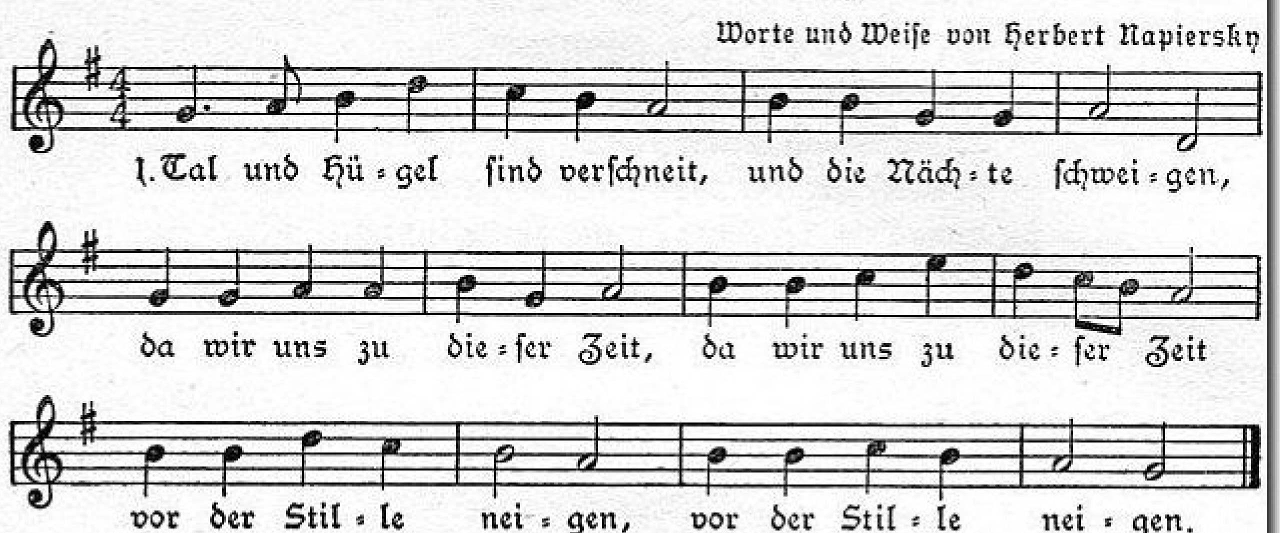
Da gehen Tür und Tore auf,
da kommt der Kinder Jubelhauf',
aus Türen und aus Fenstern bricht
der Kerzen warmes Lebenslicht.
Bezwungen ist die tote Nacht,
zum Leben ist die Lieb' erwacht,
der alte Gott blickt lächelnd drein,
deß laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! Weihnacht!

Ernst von Wildenbruch





Tal und Hügel sind verschneit



2. Grünt ein Tännlein irgendwo tief im Wald verborgen. |: Das macht unsre Herzen froh :|: wie ein lichter Morgen. :|

3. Auf den Zweigen werden bald helle Lichter glänzen |: und die Nacht und dunklen Wald :|: feierlich bekränzen. :|

Ahnenglaube

Wenn Winterwodes tolle Jagd,
voll Tosen über Felder braust,
dann hegt Frau Holles weise Magd,
was Wodes Sturm zu wild zerzaust.

Ein weißes Linnen deckt das Land,
hüllt schützend ein die junge Saat,
bis sich ein neuer Frühling fand
zu herbstlich reifer Erntemahd.

Wenn auch der Fenriswolf das Licht
in seiner dumpfen Gier verschlingt,
uralter Ahnenglaube spricht:
Kein Wolf die Sonne je bezwingt!

Denn in dem weiten Weltenraum,
hoch über dunkler Winternacht,
wächst ewiglich der Lebensbaum
bis zu der Sterne heller Pracht.

Karl-Heinz Bolay

Weihnacht

Es klopft, und leise knarrt die Tür im Wind.
Schneeflocken fallen weiß auf unsre Dielen.
Die Kinder jubeln, wollen damit spielen,
und wundern sich, wie schnell der Glanz zerrinnt.

Und dann kommt jemand aus der Dunkelheit.
Es ist, als wären seine müden Schritte,
vom Sturm umweht, allein schon stumme Bitte.
Als trügen sie der Erde ganzes Leid.

So klopft es heute wohl an jede Tür.
Und jede gute Tat ist wie ein Licht,
ist unser eig'nes, innerstes Gewissen,
das kommt und fragt: Hast du noch Zeit dafür?

Schick es nicht fort in dieser heil'gen Zeit.
Ein Wort der Liebe nur, zum Trost gesprochen,
ein Stückchen Brot, dem Hungrigen gebrochen,
sie wirken fort in alle Ewigkeit.

Und jede gute Tat ist wie ein Licht
am Weltenbaum, von dem die Väter sagen,
daß seine Zweige in die Sterne ragen,
und der uns Weistum ist und Weltgericht.

Anne-Marie Koeppen



Weihnachten in der Familie

Weihnachtsgedanken kreisen zumeist um Mutter und Kind, alte Weihnachtsbilder zeigen die Familie, alte Weihnachtslieder sind Wiegen- und Kinderlieder.

Dort erst kann richtig Weihnachten gefeiert werden, wo Kinder im Hause sind oder wo man in der Erinnerung an die eigene Kindheit das Fest begeht. Und daß man sich die Erinnerung an den Tannenbaum und Weihnachtsbaum bewahren konnte, ist wohl das schönste Geschenk, das die eigenen Eltern einem einst gegeben haben.

Alle Weihnachtsfeiern — und leider gibt es ihrer immer noch viel zu viele — können die Familienfeier nicht ersetzen. Der bestgeschmückte Lichterbaum im Warenhaus verblaßt gegen das eigene Bäumchen in der Stubenecke.

Weihnachten beginnt schon aufzuleuchten, wenn das Licht der Tage zu schwinden beginnt. Es ist, als ob die Kerzen und das Tannenreis den Winter immer stärker überblühen wollten. Und das ist richtig so. Wie sich der deutsche Mensch in der tiefsten Not und im härtesten Kampf das Lächeln bewahrt, so soll er in Fest und Feier über die dunkle Zeit des Jahres immer wieder die Freude anzünden.

Aus einer Familie will ich dieses Hellerwerden zur Weihnachtszeit schildern. Nicht zum Nachahmen, sondern zum Mitklingen, wie eine Glocke in den Ton der anderen einfällt und alle zusammen brausend die Nacht feierlich erfüllen.

Lag da nicht schon in den ersten Dezember-Tagen ein kleiner Tannenzweig auf der Treppe mit einem Silberfaden drin, von den Kindern bestaunt und berätselt? Der eine Junge will natürlich in der Nacht schon Pferdegetrappel gehört haben!

Am 5. Dezember haben die Kinder die Schuhe ins Fenster gestellt und über Nacht hat ihnen der Ruprecht ein paar Äpfel und Nüsse obeneingepackt und einen Tannenzweig dazu. Am Nachmittag kommt er höchstselbst. Aber er ist nicht der strafende böse Mann, der mit der Rute droht, sondern der gute Freund aus dem Walde und erzählt, daß ihn Frau Holle schickt und daß sie bald selber kommt und dann wird es wieder hell und licht.

Der Julzweig, ein Kirschbaumzweig aus dem Garten, der in den Wasserkrug gestellt wird, zeigt es ja auch — von Tag zu Tag schwellen die Knospen und zu Weihnachten blühen sie auf.

Am Haken im Kinderzimmer, wo zu Ostern der Eierkranz, im Maien die Birkenkrone, zur Sonnenwende der Bänderkranz, zum Erntefest der Erntekranz hing, wird am Sonntag auf dem Julkranz mit seinen 4 Speichen, ein Bild des viergeteilten Jahres, die erste Kerze angezündet. Sonntag um Sonntag kommt ein Licht dazu: Es wird immer heller in der Stube und es werden auch immer mehr Lieder gelernt.

Die bunte Kette mit 18 kleinen Päckchen im Kinderschlafzimmer an einem Bindfaden an der Decke baumelnd, zeigt an, wie weit es noch bis Weihnachten ist, jeden Morgen wird ein Päckchen abgeschnitten — das eine enthält Nüsse, das andere ein Bild für alle 5 Kinder zum Freuen — selbst wenn die Kleinste es in Fetzen reißt. Mit abnehmender Kette rückt Weihnachten heran. Alle Kinder haben es wichtig. Jedes muß für Vater und Mutter selbst ein Geschenk herstellen. Und wenn es nur ein Gekritzel auf ein Stück Buntpapier ist. Der Größte dichtet sogar: Er macht eine Geldbörse mit einem Zettel: Im Potmone von Motter is Geld vür Brot und Botter.

Die Mutter hat vor Weihnachten kaum Zeit zu anderen Dingen — sie trägt ja die Hauptlast der Vorbereitungen, aber die Kinder dürfen an Vielem teilnehmen. Sie dürfen beim Backen helfen, Formen ausstechen und sogar selber einen Stern, ein Pferd oder eine Brezel formen.

Ja, und das Gestell für den Weihnachtsbogen ist vom Boden geholt und mit Zackebuschzweigen (Ilex), buntem Gebäck, rotbackigen Äpfeln und mit Kerzen geschmückt. Der steht auf der Anrichte und wird zum Weihnachtsliedersingen angesteckt und das Kleinste darf auch einmal die Lichter auspusten.

Der letzte Morgen ist nicht leicht: Überall stehen die Kinder im Wege — sie werden warm angezogen und ins Freie geschickt mit Sonnenblumenkernen und Hanfsamen, den Vögeln etwas zu Weihnachten zu bringen.

Und dann ist endlich der Weihnachtsabend da.

Vor der Tür sitzen die Kinder voll Erwartung, selbst Vater durfte nicht mehr in die Weihnachtsstube.

Und nun erzählt Vater die Geschichte vom Licht, das verloren ging, und das alle Leute suchten. Er erzählt vom Tannenbaum, der so gern ein Weihnachtsbaum sein wollte, und erzählt von den Soldaten, die überall ihre Lichter anstecken und dabei an zu Hause denken, und erzählt von den toten Soldaten, die an diesem Abend, ohne daß man sie sehen könnte, überall Weihnachten mitfeiern dürften. Und dazwischen werden Weihnachtslieder gesungen. Nur Mutter ist noch in der Stube und hilft dem Weihnachtsmann.

Und wenn der Älteste auch nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubt, er weiß, daß der Weihnachtsmann das Freudebringen für die kleinen Kinder ist, denen man ja noch nichts vom Liebhaben und Beschenken sagen kann, und bemüht sich doppelt, den Kleinen das Weihnachtswunder zu erhalten. Ja und dann — fängt die Glocke an der Decke von selbst an zu läuten, keiner sieht den dünnen Faden, der sie in Bewegung setzt.

Vater bringt den stampfenden Weihnachtsmann zur Tür und verabschiedet ihn bis zum nächsten Jahr. Und dann geht die Tür auf und die brennenden Lichter des Tannenbaums spiegeln sich in den glänzenden Kinderaugen. Alle haben sich bei der Hand gefaßt, stehen um den Baum und singen das Lied vom Tannenbaum. Im Fuße des Tannenbaums sind vier besondere Kerzen

aufgestellt. Der Vater gibt dem ältesten Jungen eine Kerze in die Hand und sagt:

Die Sonne ist durchs Jahr gerollt,
Jetzt ist sie schwach und klein.
Doch wird sie bald mit ihrem Gold
groß und voll Licht und Wärme sein.

So schmücken wir den Sonnwendkranz
Für seinen neuen Lauf.
Und stecken ihm mit hellem Glanz
Vier rote Wünschelichter auf.

Dann zündet der Junge die erste Kerze an und spricht:

Ich bringe ein Licht für alle Soldaten,
die tapfer die Pflicht für Deutschland taten.

Ebenso werden die anderen drei Kerzen mit einem Gedenkspruch entzündet. Zweites Kind:

Mein Licht soll für alle die Leute brennen,
die heute nicht Weihnachten feiern können.

Drittes Kind:

Mein Wünschelicht sei dem Führer geschenkt,
der immer an uns und Deutschland denkt.

Viertes Kind:

Ich bringe mein Licht unsrer Mutter dar.
Sie sorgt für uns Kinder das ganze Jahr.

Dann erst geht es an die Gabentische und da ist des Jubelns kein Ende.

Ja, und Mutter? Für die ist im anderen Zimmer ein Tischchen hergerichtet, das war bisher mit einem Tuch verhüllt. Nun werden auch die Kerzen angesteckt und alle ziehen singend mit der Mutter zu ihrem Ehrenplatz. Nun bringen die Kinder ihre selbstgefertigten Geschenke, und diese kleine Feier für die Mutter ist immer besonders schön.

Wenn die Kinder ins Bett gehen müssen, darf jedes sich noch ein Gebäck vom Tannenbaum mitnehmen — daß jedes das schönste Spielzeug mit ins Bett bekommt, ist ja selbstverständlich.

Die Großen aber setzten sich an den mit Grün und Gold festlich geschmückten Tisch und aßen die übliche Weihnachtsspeise. Es ist ein Platz gedeckt und ein Glas eingegossen für die Großmutter, die im letzten Jahr starb aber noch zur Familie gehört wie sonst auch.

Thilo Scheller

Weihnacht

Weihnacht — mitten im tiefsten Winter — dunkelste, lichtloseste Zeit des Jahres, Zeit der wilden, eisigen Stürme, die nicht das Regen selbst des winzigsten Lebenskeimes duldet. Da blüht aus der Innigkeit des Sehnens und aus der Unerschrockenheit der Zuversicht ein Funke, der stetig wachsend alles Dunkel aufsaugt. Es ist die Geburt des Lichtes, die unbeirrbar tiefer Glaube an den Sieg des Lebens in die Zeit des größten Dunkels legte, da alles scheinbar erstarrt war. Wenn das Sterben ringsum waltet, wird man sich der Heiligkeit des Lebens eindringlicher und stärker bewußt.

Immerdar wird das Licht neu geboren werden, immerdar wird der göttliche Keim neuen Lebens einem Mutterschoße entsprießen. Ewig fließt der Strom des Blutes, der von je alles hohe Sinnen mit sich getragen hat und mit sich tragen soll. — Weihnacht — ein Gedenken an die Vorfahren, die Feier für die Toten, unsere Ahnen. — Und Weihnacht — das Fest der Kommenden, der Leben-Werdenden, unserer Kinder. — Das innigste, das innerlichste Fest ist es, das Fest der Familie und der Sippe vor allem. — „Einwärts" war der Name für den Winter in alten Zeiten. — Einkehr zu Haus und Heim, zu Ahnen und Kindern — Erinnern und Sinnen.
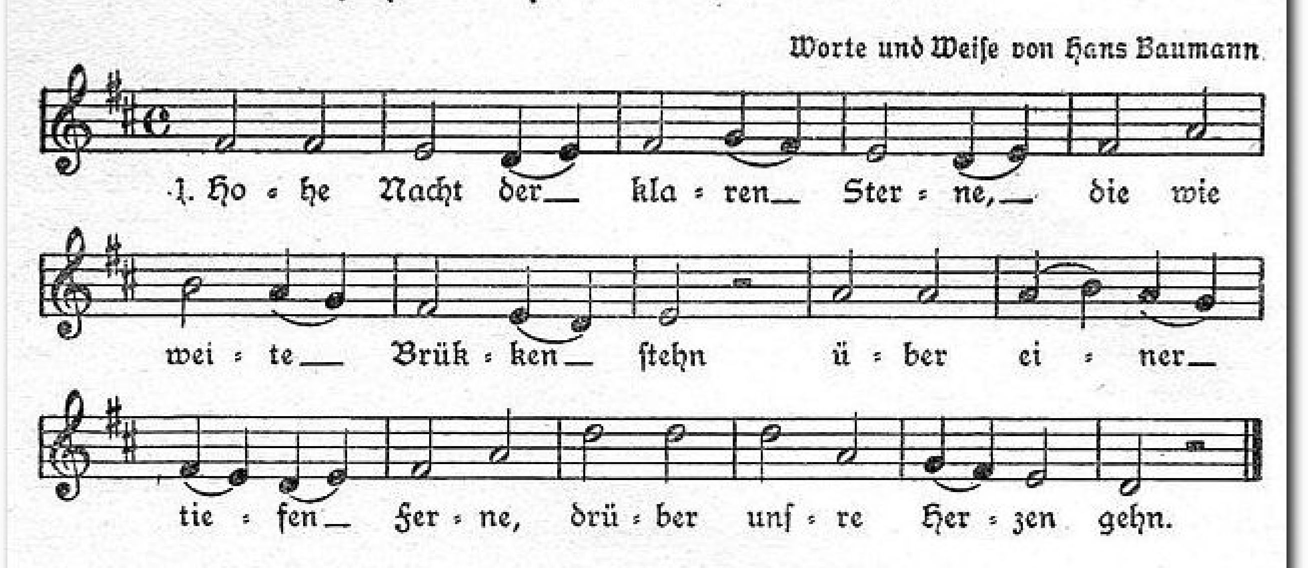
Jener warme Pulsschlag war in den Feiern „zu wihen nechten" seit alter Zeit. Möchten wir doch gerade bei diesem Feste den ewigen Strom des Lebens besonders spüren, der hinausweist zu unseren Ahnen und von dem Teil zu sein und den weiter zu leiten Sinn *unseres* Lebens ist! Wir möchten ihn spüren, den Strom des Blutes, der kommt aus tausend und vielen abertausend Jahren!

Und kündet zur Sonnwendzeit der lohende, weithin leuchtende Holzstoß vom Lebensrecht und vom Lebenswillen unseres ganzen Volkes, so strahlen am Weihnachtsbaum die Kerzen als Sinnbilder für die Lebenslichter unserer Ahnen und unserer Kinder, der Familie und Sippe.

Otto Schmidt

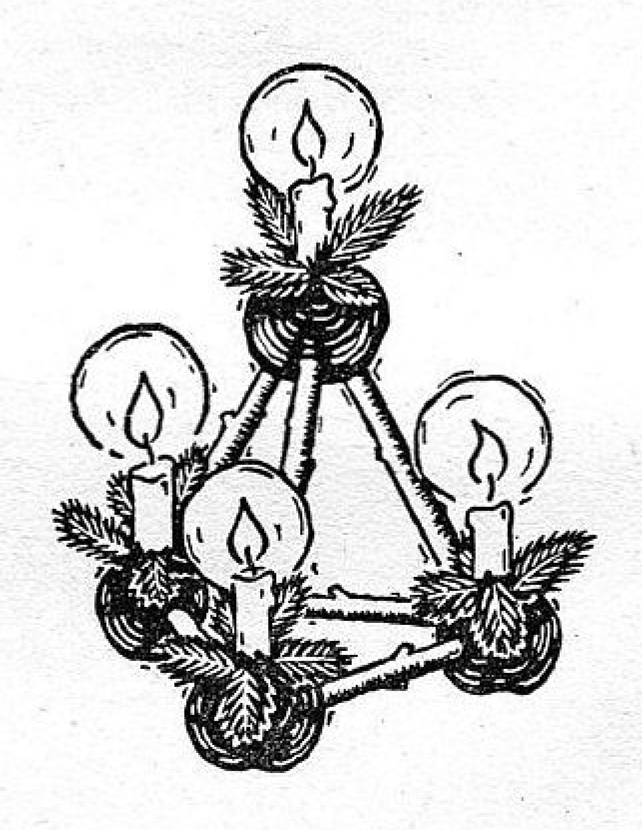
Hohe Nacht der klaren Sterne

Worte und Weise von Hans Baumann



2. Hohe Nacht mit großen Feuern, die auf allen Bergen sind– heut muß sich die Erd erneuern wie ein junggeboren Kind.
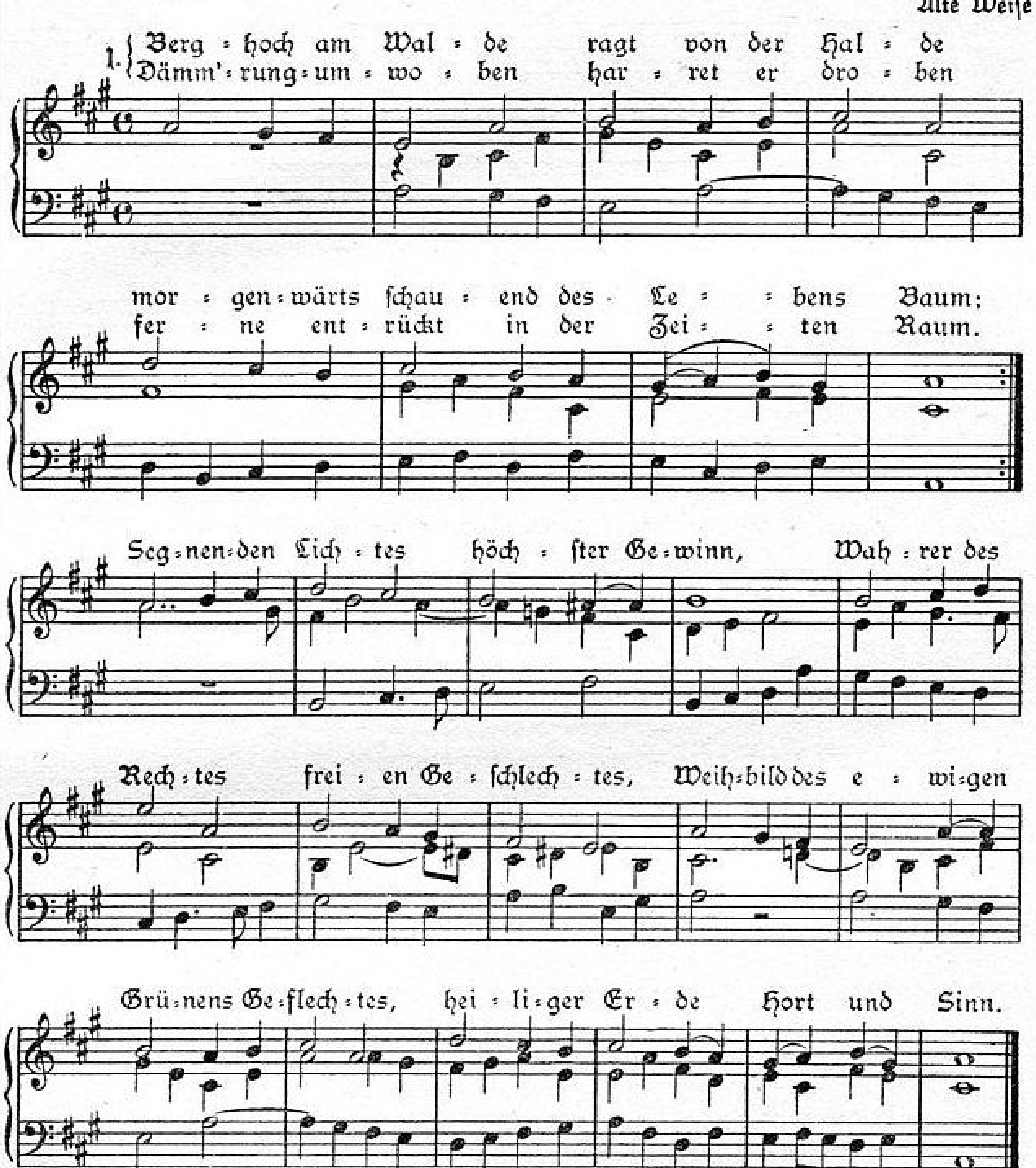
3. Mütter, euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt, Mütter, tief in euren Herzen schlägt das Herz der weiten Welt.



Lichtbaumweihe

Herman Wirth

Alte Weise



Satz: Hans Fischer

2. Dunkel durchdringend, aufwärts dich schwingend, leuchtest du weit in der Weltennacht; alther verloren, wiedergeboren, göttliches Heil zu den Menschen gebracht. Strahle von Norden, Siegglanz rein, Geister befreiend, Wissen verleihend und unsre Herzen wiederum weihend, Lichtbaum, umgib uns mit deinem Schein.



Lichtnacht

Worte und Weise von Herbert Böhme

1. Kannst die Lich-ter all nicht nen-nen in dem ho-hen
Him-mels-raum, doch sie leuch-ten, doch sie bren-nen an dem ewi-gen
Wel-ten-baum. Ster-nen-wei-te, licht-ver-schnei-te, her-zen-ein-sam,
hei-li-ge Nacht. Was ver-lo-ren, wird ge-bo-ren und zur Freu-de
neu er-ko-ren, wenn die Sonn', die — Sonn' er-wacht.

2. Zündet also an die Kerzen, gebt den Herzen froh Geläut, daß die Nacht aus ihren Schmerzen Freude dieser Welt gebeut. Sternenweite usw.

3. Einmal geht die Nacht zu Ende, Glaube gibt dem Leben Kraft, und es grüßt die Sonnenwende unsre treue Bruderschaft. Sternenweite usw.

4. Kannst die Brüder all nicht nennen in des Vaterlandes Raum, doch sie leuchten, doch sie brennen alle an dem gleichen Baum. Sternenweite usw.



Der Abend kommt von weit gegangen
durch den verschneiten leisen Tann.
Dann preßt er seine Winterwangen
an alle Fenster lauschend an.

Und stille wird ein jedes Haus;
die Alten in den Sesseln sinnen,
die Mütter sind wie Königinnen,
die Kinder wollen nicht beginnen
mit ihrem Spiel. Die Mägde spinnen
nicht mehr. Der Abend horcht nach innen;
nur innen horchen sie hinaus.

Rainer Maria Rilke

Weihnachten zu Hause

Wenn der erste Schnee fiel — es ist mir gar nicht erinnerlich, daß kein Schnee gefallen sein könnte —, fing mein Vater vom Weihnachtsabend an zu munkeln. Er machte dabei eine geheimnisvolle Miene, als ob irgend etwas dazwischentreten könne, und die ganze Herrlichkeit wäre aus und vorbei.

Wir vier Jungen von drei bis dreizehn Jahren wußten das schon lange und lagen richtig auf der Lauer. Und eines Abends bei der Heimkehr des Vaters ging es wirklich los. Der Vater sagte mit gutgespielter Trübseligkeit: „Kinder, es ist nichts dabei zu ändern. Der Kaiser hat es verboten. Es gibt keinen Tannenbaum."

Der brennende Tannenbaum war recht eigentlich des Vaters Weihnachtsabend. Er saß dann stumm in seinen Stuhl zurückgelehnt mit angelegtem Kopf und sah mit weitoffenen Augen in den Lichterbaum hinein, und Lächeln und Ernst wellten über sein furchiges Gesicht — ja — auch wohl eine verstohlene Träne. Er war im allerinnersten Herzen dann wieder Kind im elterlichen Hause zu Sahms im Herzogtum Lauenburg hinter Schwarzenbeck — ja, er war allerinnerst Kindheit seines deutschen Volkes, das dem Lichtbaum um Sonnenwend gläubig entgegensah.

Und nun hatte der Kaiser ihn verboten.

Wir vier Jungen — nein, wir drei ältesten — taten, als glaubten wir es wirklich und kriegten schließlich den Vater so weit, einen Bittbrief an den Kaiser zu schreiben (es war in meines Vaters Gedanken immer noch der alte

Kaiser Wilhelm I.), der Kaiser möge das Verbot zurückziehen. Danach gingen einige sonderliche Tage hin. Wir Jungen lächelten einander heimlich und ein wenig listig an. Dann kam der Vater eines Abends triumphierend nach Hause mit der Nachricht, der Kaiser habe es gnädigst erlaubt. Wir fragten nicht weiter nach dem kaiserlichen Brief, um den der Vater sehr geheimnisvoll tat. Wir wußten doch nur zu gut, daß gar kein Brief gegangen und keiner gekommen war. Und auch der Vater mochte wissen, daß wir alle miteinander nur Verkappung spielten. Aber das tat der Freude keinen Abbruch. Nein, das machte sie erst.

Und dann raschelte es eines Abends, und wir durften durchs Schlüsselloch in die beste Stube blicken. Nur einen kurzen Augenblick, sonst würden wir blind, sagte der Vater. Ja, dann war der Baum auf einmal da, und keiner von uns hatte je gesehen, wie er in die Wohnung gekommen wäre.

Danach, am Vorabend des 24. Dezember, saßen der Vater und die Mutter allein und putzten den Baum auf.

Ich weiß nichts Schöneres und Seligeres aus meiner Kindheit, als jene Vorabende um Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach lagen und horchten, wie nebenan die Eltern saßen und den Baum herrichteten — und wenn der Vater ab und an mit der Goldpapierfahne raschelte, die oben in der Spitze des Baumes prangte, oder ganz vorsichtig eines der kleinen Silberglöckchen klingen ließ, die schon am Weihnachtsbaum des Sahmser Elternhauses geläutet hatten.

Draußen fiel der Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer Einbildung so. Und wie der Schnee langsam niedersank, so sank auch eine süße, singende Müdigkeit über uns immer noch heimlich Horchenden in der stillen Schlafkammer, bis wir, Weihnachtslieder auf den Lippen und Weihnachtswünsche im Herzen, endlich selig einschliefen und im Traum alle Bescherung vorwegnahmen.

Ja: die Bescherung! Sie war sicher sehr bescheiden in jenen Jahren der elterlichen Not und Enge. Aber die Herzensheimlichkeit, die um alles war, ließ kein weihnachtlich Ding gering sein.

Und ich war sehr traurig, als ich mit meinem vierzehnten Jahre als „groß" galt und zum erstenmal den Baum mit aufputzen durfte. Der Vater vergoldete die Nüsse, ich bebänderte die Kringel, und die Mutter hing sie in den Baum. Ich machte es sehr ordentlich und bekam auch einen Schluck vom dunkelroten Portwein, den die Eltern tranken. Aber ich war doch eigentlich traurig und beneidete meine drei jüngeren Brüder nebenan in der Schlafkammer. Mein Vater merkte es wohl. Er sagte plötzlich: „So, Junge, scher dich zu Bett! Die Lichter stecken wir allein hinein. Gute Nacht!"

Hermann Claudius

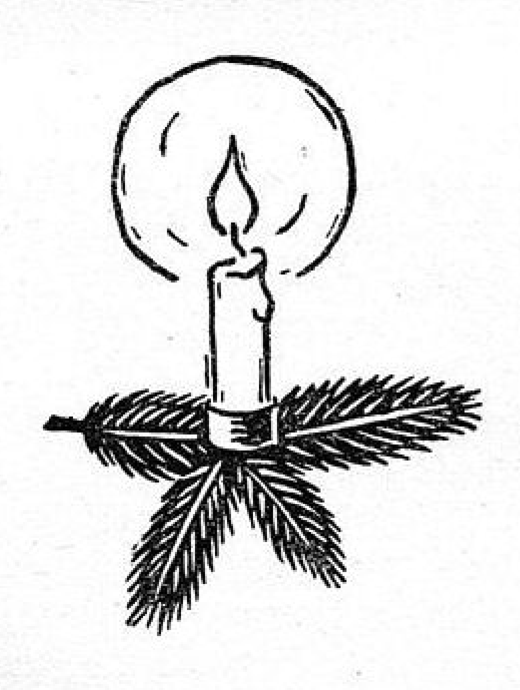
Der Weihnachtswind

Der Weihnachtswind ist Lebenswind,
Er weht, er macht das Auge klar,
Die Füße leis, die Hände lind,
Der Weihnachtswind ist Lebenswind,
Läßt sinken Schnee und Jahr.

Es sinkt der Schnee, der Wald wird weiß,
Es sinkt das Jahr in tiefen Traum.
Das Leben schlingt den ewigen Kreis,
Aus Wurzeln treibt das neue Reis
Und Gott erfüllt den Raum.

Wir stehn, wir lauschen wie ein Kind
Der alten, heiligen Wundernacht.
Wir horchen, wie das Märchen spinnt,
Im Weihnachtswind, im Lebenswind.
Ein Stern hält gute Wacht.

Franz Lüdtke



Heimatgassen um Weihnacht

Immer spüre ich noch, über die vielen Jahrzehnte hinweg, den Wintersturm, der über die Weichsel fuhr. Es war der Wind aus dem Osten, aus Rußland. Der „polnische Wind", wie wir ihn auch nannten. Er brachte den harten Frost, daß der Brahefluß, der Hafen, der Bromberger Kanal und selbst der mächtige Strom zu Eis gefroren und die Schollen sich stauten zu kalten, weißen Gebirgen. Dann kam der Schnee. Ja, das war doch noch ein Schneien! Erst das Wirbeln, das wilde Tanzen und Drehen im pfeifenden Ost, aber dann das Fallen, das Gleiten und Niedersinken, unaufhörlich, bis die dicke Schneedecke alles Land verhüllte, Wälder und Felder, über die nur mit heiserem Schreien die großen Krähenschwärme ins Grau des sinkenden Abends stießen, auch unaufhörlich. War alles Leben tot? Wenn wir über die Eisfläche tasteten, irgend einem Ziele zu, dann hörten wir tief unter uns das Rinnen der Flut, geheimnisvoll und schreckhaft. Dann kehrten wir um. Es war nicht recht geheuer in dieser Wüste von Eis und Schnee. Wir kehrten um und heim — denn nun, wenn es dunkel wurde, lockte doch die Stube zu Hause mit ihrer Wärme und ihrem milden, traulichen Lampenlicht.

Immer spüre ich noch den Duft der Bratäpfel in der Ofenröhre, die unsere Mutter für ihren verfrorenen, hungrigen Jungen bereit hielt. Natürlich, einer der dicken Wollhandschuhe war mindestens verloren gegangen, oder der dicke Schal, und Mutter war recht bekümmert, denn nun hieß es wieder stricken und stricken. Doch sie sagte nicht viel, denn der Vater durfte es nicht wissen, und so waren Mutter und Sohn trotz aller meiner kleinen Untaten heimliche Verschworene. Die eisstarrenden, frostgeröteten Finger freilich, die spüre ich auch noch. Aber was war da zu machen!

Und immer spüre ich noch in der Zeit um Weihnachten den Geruch des Pfefferkuchens, des Marzipans, der guten, nahrhaften und so köstlichen Stollen, die Mutter buk. Der Knaster aus Vaters langer Pfeife konnte diesen herrlichen Duft nicht verdrängen. Immer ist mir's um Weihnachten, als müsse jedes Haus von solchem Duft erfüllt sein, dazu vom Geleucht der Kerzen und vom Knistern der Holzscheite im Ofen, die so seltsame Lieder sangen.

Immer auch sehe ich noch die Gassen meiner Heimatstadt, die Buden des Weihnachtsmarktes, die Wunder dieser wahrlich „hohen Zeit". Wir stapften durch den tiefen Schnee, bis uns die Lichter des Weihnachtsmarktes umfingen, das bunte Treiben der festlich gestimmten Menschen, der ganze Zauber von Tannenbäumen und Lebkuchen, der Lärm der Brummteufel und Knarren, die Erwartung von tausend geträumten und geschauten Herrlichkeiten rings um uns her. Die Schule, ach, die war vergessen, die Ferien, die köstlichsten Ferien des ganzen Jahres waren ja da, und das schönste aller Feste hielt seinen Einzug.

Und immer noch brauste über die Weichsel der Sturm, der Sturm aus dem Osten, der Sturm unserer Heimat, und immer noch schimmerte daheim das friedvolle Licht der Petroleumlampe, das in die Winterabende unserer Jugend schien …

Viel Sturm ist seither über die Welt gefahren, viel Not über das Land an Weichsel und Warthe, an der Brahe und an dem Kanal, den der Alte Fritz einst hier graben ließ. Es kam der polnische Haß, es kam die fremde Gewalt, es kam der Blutsonntag meiner Bromberger Vaterstadt. Nun aber ist dies deutsche Land wirklich wieder deutsch, nun rieseln die Flocken wieder über deutsche Erde, nun rauscht der Strom durch deutsche Gaue; und nun dürfen die Menschen spüren, was ich durch all diese Jahrzehnte gespürt: den Duft meiner Heimat, das Winterglück des Ostens, das Wunder der Heimatgassen zur weihnachtlichen Zeit …

Franz Lüdtke



Weihnacht

(Otto Schmidt)

Im Kanon

Gerhard Nowottny

1. 2. 3.

Warm und heim-lich blühn die Lich-ter, die der

See-le Ah- - - - nen sind. Ru-hig schwingt das

Rad des Le-bens: Je-de Mut-ter hält ihr Kind.

Auf, haltet euer Herz bereit

(Thilo Scheller)

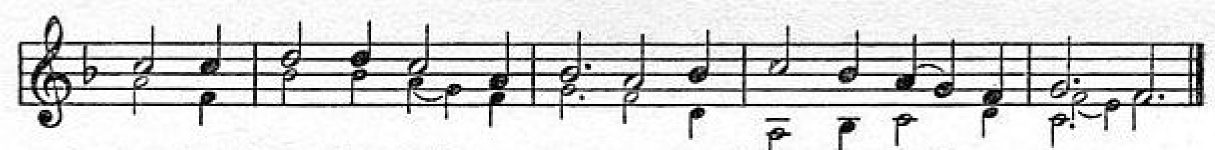
Walter Rein



1. Auf, hal-tet eu-er Herz be-reit für ei-nen neu-en Mor-gen.
2. Die ho-he Nacht ist nicht mehr fern, in der uns Gott be-geg-net.
3. Ein neu-er Mor-gen bricht her-ein, die dunk-le Nacht muß schwinden.



1. Noch wandeln wir in dunk-ler Zeit, doch in der tief-sten Dun-kel-
2. Vom Him-mel leuch-tet Stern bei Stern, das Le-ben keimt in Korn und
3. Auf, grü-ßet laut den hel-len Schein! Das neu-e Jahr wird mit uns



1. heit liegt schon das Licht ver-bor-gen, liegt schon das Licht ver-bor-gen.
2. Kern, und Müt-ter gehn ge-seg-net, und Müt-ter gehn ge-seg-net.
3. sein mit Mut-ter, Korn und Kin-den, mit Mut-ter, Korn und Kin-den.

Die sieben Tannenbäume

Weitab von den Landstraßen und noch weiter von Dörfern und Höfen steigt ein kleiner Berg aus der weiten, braunen Heide auf. Er liegt in Einsamkeit da, und wenn auch manchmal ein Schäfer mit Hund und Heidschnucken vorbeigeht, so treiben doch gewöhnlich nur Krähen und Hasen auf ihm ihr Wesen.

Einst war's anders. Da war er nicht kahl, sondern trug auf seinem Gipfel sieben Tannenbäume, so daß man meinen mochte, er hätte sich eine dunkelgrüne Mütze über die Ohren gezogen. Und in dem Berge hauste ein Zwerg, den sie das rote Männchen hießen, weil er immer in einem feuerroten Röcklein zutage kam. Ihm gehörten die sieben Tannenbäume, er hatte sie selbst angepflanzt, hatte sie gerichtet und gepflegt, hatte an manchem warmen Sommernachmittag aus der kühlen Tiefe des Berges Wasser getragen — und freute sich nun, daß er sie so weit gebracht hatte, daß sie sich selbst helfen konnten. Und ihm selbst mußten sie auch auf manche Art helfen. Mit ihren feinen Wurzeln hielten sie den Sand fest, daß in seiner Höhlenwohnung nicht die Decke niederrieselte, sie sogen den Regen auf bis auf den letzten Tropfen, daß es nicht durchleckte, sie wehrten die Sonnenstrahlen ab, daß es ihm nicht zu heiß wurde. Jedem hatte er einen Namen gegeben: Wegweiser, Regenschirm, Sonnendach, Windbeutel, Gesangsmeister, Stiefelknecht und Spielvogel.

Wegweiser war der größte und höchste und wies dem roten Männchen den Weg, wenn es über „Geest" war. Regenschirm war am dichtesten bezweigt, unter ihm lag der Zwerg, wenn es von den Wolken tröpfelte. Sonnendach war breitgeästet und mußte das Männlein deshalb vor der brennenden Sonne beschützen. Windbeutel war besonders kräftig und stämmig; er stand an der äußersten Ecke und drängte den kalten, scharfen Ostwind beiseite, den der Alte nicht vertragen konnte. Gesangsmeister hatte die beweglichsten Zweige und war der lustigste von allen: Bei dem leisesten Windzug strich er mit den Nadeln über das dürre Gras und das Kraut, so daß eine herrliche Musik für Zwergohren vernehmlich wurde, auch lud er Mücken, Grillen, Brummer, Bienen zu Gast, an hohen Festen sogar eine Meise oder einen Finken: An Gesumme und Gezirpe und Gezwitscher war kein Mangel. Stiefelknecht hatte einen krummen Stamm, den benutzte das Männlein jeden Abend beim Stiefelausziehen. Spielvogel war noch zu klein und konnte noch nichts tun; er spielte wie ein Kind mit Wind und Sonne.

Es wurde nach und nach Herbst und Winter. Die Bienen flogen nicht mehr, die Grillen starben, die Sonne saß hinter grauem Gewölk, kalt und feucht wurde es auf dem Berg und in den Tälern. Da verkroch sich das rote Männchen tief in seine Höhle, verstopfte den Eingang mit Moos und Steinen und wartete, daß die Sonne und der schöne Sommer wiederkommen sollten. Die sieben

Tannenbäume ließ es in Wind und Wetter allein und quälte sich nicht weiter um sie. Das einzige, was es tat, war, daß es morgens bald den einen, bald den andern bei den Wurzeln faßte, als zöge es ein Kind an den Füßen.

„Bäumchen mein:
Sonnenschein?"

fragte es dann, und antwortete das Bäumchen wahrheitsgetreu:

„Zwerglein, nein!"

so legte es sich auf sein Bett von Heidekraut und verschlief den Tag wie ein Murmeltier. So ging es wochenlang, da riß es wieder an den Wurzeln, um zu wissen, was für Wetter sei — und bekam mit einemmal keine Antwort mehr. Es zog stärker, ja, es ließ sich an den Wurzeln baumeln, es fragte mit gräßlich lauter Stimme:

„Bäumchen mein:
Sonnenschein?"

aber es antwortete ihm niemand. Sehr erbost, aber auch ein bißchen besorgt, stieß es die Tür auf — o weh, wie erschrak es! — alle sieben Tannenbäume waren verschwunden. Nur Stammstümpfe standen da —, der Berg war kahl wie ein Pfannkuchen. Da lief das Männchen umher, als wüßte es nicht, was es tun sollte, guckte herum, schlug die Hände zusammen, rief, fragte, weinte und grämte sich um seine Tannenbäume. Die Hasen kamen angehüpft und erzählten ihm von den großen Menschen, die gekommen wären am hellen Mittag, und die Bäume abgesägt hätten; auf einen großen Wagen hätten sie sie geworfen, und im Trab seien sie mit ihnen weggefahren. Die Krähen kamen geflogen und wollten trösten. Aber das rote Männchen wollte keinen Trost, es wollte seine Bäume wiederhaben. Es wollte in die Welt hinein und sie suchen. „Du findest sie nicht", sagten die Krähen, „die Welt ist zu groß." Das Männlein jammerte wieder. Da nahmen die Krähen all ihren Verstand zusammen und dachten nach, wie sie ihm helfen könnten, und wirklich — sie fanden es.

„Wenn der Mond aufgeht", sagten sie, „wollen wir ihn bitten, daß er sich zum Spiegel der Welt mache. Dann guckst du hinauf und suchst deine Tannenbäume."

Das war dem Männchen eine willkommene Botschaft, und da es noch nicht dämmerte, lud es die Krähen zu Gast und setzte ihnen Buchweizengrütze, Honig und Brot vor; darüber fielen die hungrigen Brüder mit heißen Schnäbeln her. Als sie noch so saßen und von ihren Reisen erzählten, da guckte der Mond groß und rötlich über die Geest.

Endlich, nach langem Warten, war es so weit. Der Mond stand groß und klar über dem Heiderande.

Rauschend flogen die Krähen auf und krächzten oben in der Luft:

„Blanker, gelber Mond am Heben
spiegle alles Erdenleben!"

Und sieh: Der Mond wurde größer und größer, leuchtete taghell auf, und wie in einem Spiegel zeigte sich auf ihm die Welt mit allem, was darin war: Wasser und Berge, Städte und Wälder, Häuser und Menschen und Bäume, alles war deutlich zu erkennen. Das rote Männchen machte große Augen und suchte. Dann wies es mit beiden Händen nach einer Gegend.

„Was für eine große Stadt ist das?" rief es zitternd.

„Hamburg", gaben die Krähen leise zur Antwort.

„Da sind alle sieben, alle meine Tannenbäume!" rief es wieder. „Ich sehe sie alle: Wegweiser in einer großen Kirche, Regenschirm in einem prächtigen Herrenhause, Sonnendach vor einer Dombude, Windbeutel in einer kleinen Stube, Gesangsmeister in einer armseligen Dachkammer, Stiefelknecht an der Straßenecke, Spielvogel oben auf dem Schiffsmast. O — wie müssen sie sich nach mir und dem Berg zurücksehnen, wie mögen sie jammern! Ich will nach Hamburg und sie holen. O — bringt mich nach Hamburg! Hasen und Krähen, liebe Freunde, helft mir!"

Das wollten sie. Das Männchen machte sich reisefertig, zog Handschuhe an, setzte sich auf den Hasen, hielt sich an dessen langen Ohren fest und — hast du nicht gesehen! — ging's über die Geestberge, daß die Heide wackelte. Als sie aber unter die Lichter von Hamburg gerieten, warf das Hasenroß den Reitersmann ab und trabte angstbeklommen nach Hause zurück. Das Männchen schwang sich kurzgefaßt auf den breiten Rücken der größten Krähe und ließ sich über die Elbe nach dem glänzenden, funkelnden Hamburg tragen.

Auf dem Kirchendache landete das Rabenschifflein seinen Fahrgast, der sich an dem Blitzableiter hinabgleiten ließ und durch eine Luftröhre in die Kirche stieg. Vor all der Helle und Pracht konnte er kaum die Augen offenhalten. Orgelton und Gesang durchbrausten den Raum, in dem kein unbesetzter Platz vorhanden war. Neben dem Altar stand ein großer, hoher Tannenbaum, über und über mit Lichtern bedeckt: es war der Wegweiser. Das Männchen erkannte ihn und schlich sich unter den Bänken entlang zu ihm.

„Armer Wegweiser!" schluchzte es.

Der große Baum aber schüttelte leise die Krone, daß die Lichter flackerten: „Arm?" fragte er, „ich bin nicht arm, ich bin der schönste Baum auf der Erde, ich bin der Weihnachtsbaum. Sieh' meine Pracht und mein Leuchten!"

„Ist nur ein Traum, armer Wegweiser, nur ein Traum. Wenn du erwachst, sind deine Lichter erloschen und du liegst vergessen im Winkel. Und stirbst. Komm mit auf den Berg, ehe es zu spät ist."

Der Baum rüttelte wieder seine Krone: „Ich weise andere Wege", flüsterte er wie im Traum, „Wege zu Gott, Wege zur Freude, Wege zum Kinderland, ich bin beglückt, wenn ich nur zwei Kinderaugen glänzen machen kann. Und hier glänzen tausend. Mußt mir mein Glück schon gönnen, rotes Männchen, und mich stehenlassen." Brausend erscholl Orgelton dazwischen.

„Und deine sechs Brüder?" fragte das Männchen.

„Die sind alle Weihnachtsbäume geworden", sagte der Wegweiser, „tragen Lichter und Nüsse und Äpfel, erfreuen arm und reich, großes und kleines Volk. Um sie klingen Weihnachtslieder, und alle Kinder lachen. Keiner geht zurück in den Wald. Einen Abend Weihnachtslichter tragen, ist die Sehnsucht aller Tannenbäume. Ist die erfüllt, dann verdorren sie gern. O Weihnacht!"

Als der Baum so gesprochen hatte, sah das Männchen ein, daß es ihn nicht überreden konnte.

„Weihnachten und die Menschen sind dir in die Krone gefahren", sagte es und stahl sich hinaus. Die Krähe wetzte ihren Schnabel auf dem Dach, das Männchen bestieg den Rücken, und weiter ging es. Zu Regenschirm, der über und über mit Gold und Silber bedeckt war und sich nach der Musik um sich selbst drehte wie ein junges Mädchen im Tanzsaal. Zu Sonnendach, das mit elektrischen Glühlampen besteckt von dem Karussel auf den Schwarm der Dombesucher herableuchtete. Zu Windbeutel, der, spärlich behängt, eine kleine Arbeiterwohnung erhellte. Zu Gesangsmeister, der in der Dachkammer stand, ein einziges Licht und einen Hering trug; ein grauer Kater saß daneben und wollte sich an den Hering machen, aber jedesmal stach Gesangsmeister ihn mit den Nadeln, daß er miauschreiend zurückspringen mußte.

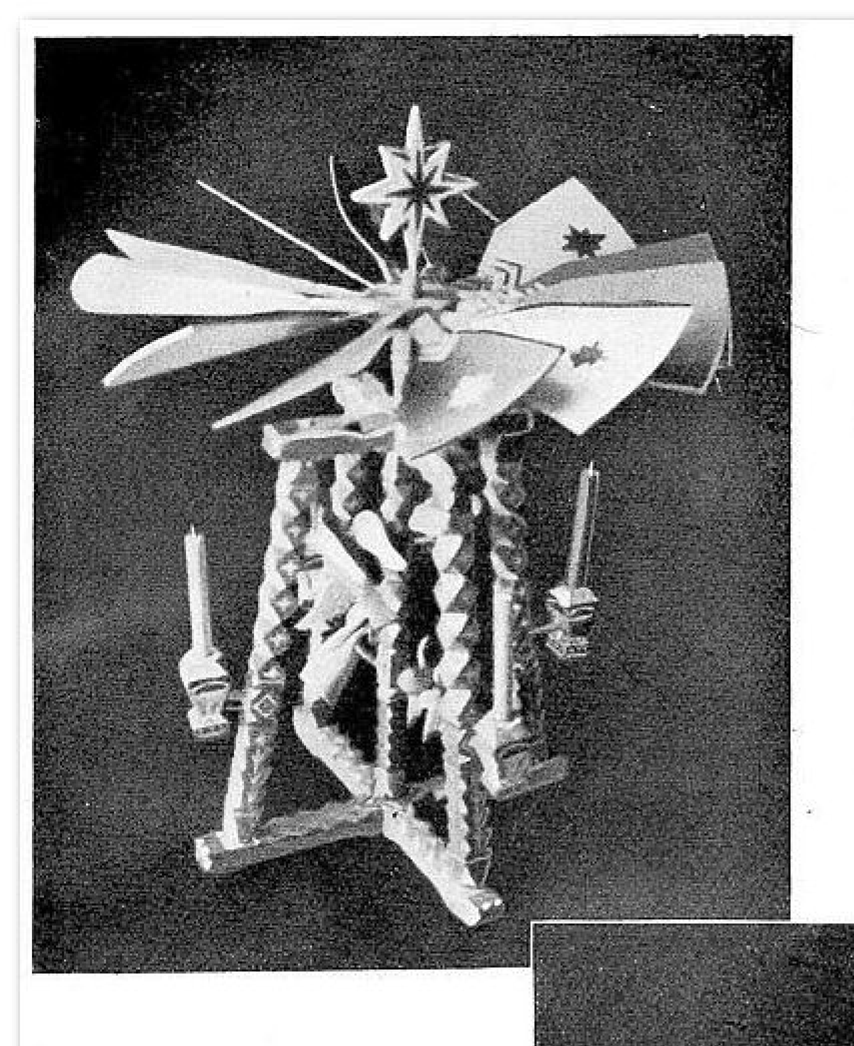
Alle vier bat das rote Männchen, aber alle antworteten, ebenso wie ihr großer Bruder, sie waren glücklich, Weihnachtsbäume geworden zu sein und dachten nicht daran, wieder nach dem kalten, dunklen Berg zu wandern.

Traurig schwebte der Zwerg wieder durch die Luft, bis er vor Stiefelknecht stand. Der lag auf einem großen, dunklen Platz in einem Haufen anderer Tannenbäume. Wegen seines alten Fußleidens hatte ihn niemand kaufen wollen.

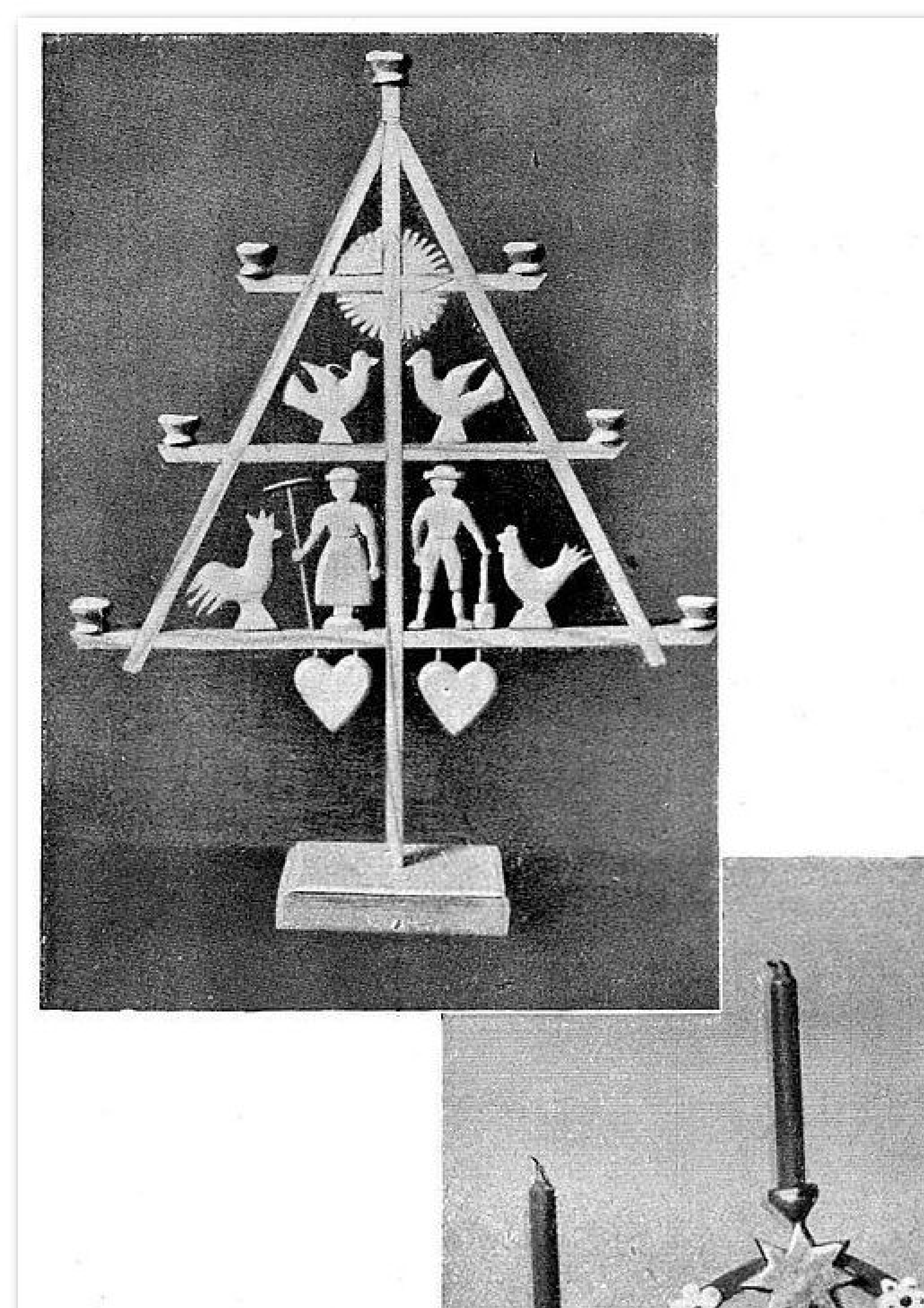
„Deinen Brüdern will ich es gar nicht mal so sehr verdenken", sagte der Alte zu ihm, „sie tragen Lichter und sind Weihnachtsbäume — aber du bist keiner."

„Doch — ich bin ein Weihnachtsbaum, so gut wie die andern", sagte Stiefelknecht, „der schönste Baum auf Erden. Ich sehe viele glückliche Menschen vorbeigehen: ist das nicht Glück genug? Und vielleicht, nein, gewiß kommt heute abend, ganz spät, noch jemand und nimmt mich mit, steckt mir Lichter an und schmückt mich. Nach der Heide will ich nicht zurück."

Das Zwerglein bat und bat, aber Stiefelknecht sah nach den Kindern, die jubelnd vorbeistürmten und hörte nichts.



Selbſtgewerkte
Weihnachtsleuchter
unſerer Soldaten
in Norwegen



Selbſtgewerkte
Weihnachtsleuchter
unſerer Soldaten
in Norwegen

Da ging es wieder zu seinem schwarzen Rößlein und ließ sich nach dem Hafen fliegen. Der Spielvogel, an dem sein Herz am meisten hing, würde ihm treu bleiben, das hoffte er von seinem Lieblingsbäumchen. Aber am Hafen war kein Spielvogel mehr zu entdecken. Das Schiff wäre schon in See gegangen, erfuhr die Krähe von einigen weitläufigen Verwandten, weißen Möwen, die über dem Wasser schwebten. „Dann seewärts", befahl das rote Männchen. Die Krähe flog westwärts über Wasser und Deiche und Schiffsmasten hin, aber als sie bis Cuxhaven gekommen war, setzte sie sich nieder, denn auf die große, endlose See zu fliegen, getraute sie sich nicht. Doch rief sie eine große Seemöwe herbei, die breitete ihre weißen Schwingen und trug das Männchen stolz und schnell über das dunkle, schäumende Meer, bis weit hinter Helgoland. Da tauchte ein einsames Schiff in den Wogen auf und ab und wurde von einer Seite nach der andern geworfen. Der Wind blies gewaltig in die großen, braunen Segel. Auf dem Topp, der höchsten Spitze des Großmastes, tanzte ein kleines Tannenbäumchen im schneidenden Wind auf und ab: das war Spielvogel. Er lachte hellauf und schüttelte die Zweiglein vor Lust, wenn eine Sprühwelle zu ihm heraufspritzte. Und guckte einer der Matrosen zu ihm hinauf, so nickte er ihm freudig zu.

„Armer Spielvogel!"

„He, he, Männlein klein, bist du's?" rief Spielvogel. „Hier ist es lustig, nicht?"

„Komm mit nach der Geest!"

„Nein, nein, nein! Ich bin Weihnachtsbaum, der schönste Baum auf Erden. Und was kann schöner sein, als Weihnachten auf See. Grüß die Heide! Ich muß singen!"

Und Spielvogel sang, so laut er konnte, daß die Matrosen mitsingen mußten und Träume von Land und Licht träumten.

Da sah das rote Männchen ein, daß es seine sieben Tannenbäume verloren hatte, es dachte daran, daß es nun ohne Wegweiser über die Geest irren müsse, daß niemand mehr da sei, der es vor Regen, Sonne und Wind schützen könne, der ihm vorsinge, der ihm beim Stiefelausziehen helfe, der es durch sein Kinderspiel erfreue — der Berg war so kahl, Regen drang in seine Wohnung —, armes Männlein! Mit einemmal breitete es die Arme aus, rutschte von den Möwenflügeln und stürzte sich in das dunkle Wasser hinab.

Seit jener Nacht schwimmt ein seltsamer, leuchtender Fisch in der See. Die Fischer nennen ihn das Petermännchen und halten es für etwas Besonderes, wenn sie ihn fangen.

Gorch Fock

Der Tannenbaum für Kleenoog

Der junge Lehrer Dirksen hielt es auf der kleinen, einsamen Hallig Kleenoog einfach nicht mehr aus. Im Sommer, o ja, da war es hier draußen im Wattenmeer wunderschön. Da hatte er die grüne, duftende Hallig, das weiß an der steilen Uferkante aufspritzende Meer, die lustig über den blauen Himmel segelnden Wolken, die schreienden Möwen und sich selbst, und brauchte weiter nichts. Wenn aber der Herbst aus der grauen See aufstieg und seine feuchten Nebelnetze über das kleine Eiland schleppte, daß man den Blick bis zur nächsten Warft nicht einmal frei hatte, geschweige denn über das Meer, dann war es hier draußen fürchterlich.

Wenn die dunklen Abende kamen, fanden sich die Halligleute täglich abwechselnd bald auf dieser, bald auf jener Warft. Die Frauen spannen ihre Wolle oder häkelten Netze, und die Männer hockten im Halbdunkel in der Nähe des Beilegeofens, rauchten und erzählten in kurzen, abgehackten Sätzen von ihrem Kampf mit dem blanken Hans. Aber bald hörte auch das auf — es kannte hier ja jeder die Geschichte des andern. Stumm, ein festgefrorenes Lächeln um die schmalen, zusammengekniffenen Lippen, saßen sie da und stierten vor sich hin.

Aber der junge Lehrer wollte nicht in diesem toten Schweigen versinken. Wie ein Schimmer aus ziehender Flut schoß er aus der Dumpfheit empor und begann vom Festland zu erzählen, wie alles dort hell und froh sei, wie auch in der schwärzesten Nacht tausend und abertausend Lichtsonnen am Himmel hingen, wie ein Jubel ohnegleichen sei ... Sie aber grinsten nur. Nein, damit sollte er ihnen nicht kommen ... bei ihnen war es hell genug ... sie waren für Ruhe und frühes Zubettgehen ... sie brauchten nichts anderes.

Lehrer Dirksen gab aber nicht nach, sondern kam immer wieder und klopfte an die toten Herzen, obschon er nie den Widerhall aufbrechenden Lebens spürte. Es war ihm einerlei; das Grauen vor dem Alleinsein trieb ihn doch immer wieder hin. Es war noch nichts vom Zauber des kommenden Festes zu spüren. Was war denn auch Großes daran? Weihnachten war nicht viel anders als jeder Sonntag; höchstens für die Kinder, die dann eine Stunde länger am Tisch sitzen und mit kleinen Pfeffernüssen spielen durften. Nein, für alte Halligschiffer war das nichts, und so hörten sie kaum hin, als Lehrer Dirksen von einer besonderen Weihnachtsfeier zu ihnen sprach:

„Ihr wißt ja gar nicht, was Weihnachten ist. Ist einer unter euch, der schon mal unter einem brennenden Tannenbaum gestanden hat? Nicht einer, oder doch höchstens in der Fremde, bei der Seemannsmission."

„Woher sollen wir den Baum auch kriegen?" warf Sabe Lorenz dazwischen, „auf der Hallig wächst ja nichts."

„Vom Festland sollt ihr ihn holen!"

Unruhig schoben sich die Männer hin und her. Das fehlte ihnen gerade, jetzt Boot klarmachen und an den festen Wall fahren, nur wegen eines Tannenbaums! Nein, solche Sitten wollten sie hier nicht einführen.

Lehrer Dirksen aber lachte plötzlich hell und fröhlich auf. Er glaubte ein Mittel gefunden zu haben, sie aus ihrer Dumpfheit aufzurütteln, und sagte: „Morgen ist Weihnachten. Wer macht mit hinüber?"

Sie schüttelten den Kopf, und auch die Frauen hoben abwehrend die Hände.

„Dann gehe ich zur Ebbezeit allein. Wir haben in der ganzen Woche klare Vormittage gehabt. Morgen wirds wohl auch so sein, und dann gehe ich an den Deich. Morgen abend aber seid ihr alle auf der Schulwerft. Gute Nacht!"

Damit ging er.

Sie hörten seinen schnellen Schritt unter den Fenstern, und Boy Manners erhob sich, als wolle er ihm nach und ihn zurückhalten. Aber in der Tür blieb er stehen, wandte sich dann langsam ans Fenster und versuchte, durch die dick beschlagenen Scheiben in den dunklen Abend hinauszusehen. Hart und hastig schüttelte er den Kopf und trat an den Tisch zurück. —

Als der Tag graute, stand Lehrer Dirksen vor der Tür und blickte ins Wetter. Ein leichter Wind war aufgekommen und trieb die Wolken übers Watt zurück. Der Himmel war hoch, da konnte er es wagen.

Eine rechte Wanderlust kam über ihn, als er das Watt betrat, das grau und eben vor ihm lag, so daß er rüstig vorwärtskam. Schreiende Möwen flitzten weißleuchtend über ihn hin, ein langer Zug grauer Gänse eilte vor ihm her dem grünen Vorland zu, das fern im Osten auftauchte, und wenn er einen Augenblick stillstand, hörte er weit im Westen die offene See orgeln, daß ihm ganz festtäglich ums Herz wurde.

Vom Festlandsdeich aus sahen sie ihn schon kommen. Sie krochen aus dem harten Wind heraus den Deich hinunter. Nur der Wirt und Krämer blieb auf dem Kamm stehen im richtigen Gefühl, daß der Besuch ihm gelte.

„Watt schall't sin?" schrie er und hielt die flachen Hände an die Ohren. „So, ja, natürlich hebbt wi ... gewiß ... komm man rop!"

Dann wandte er sich um und rief den anderen, die im Schutze am Fuße des Deiches standen zu: „De Kleenooger wölln Wihnachten fiern! Wett eener darvon all mal wat hört?"

Nein, wahrhaftig, davon hatten sie noch nie gehört und beeilten sich nun, die Kunde aus dem Munde des eben den Deich hinaufsteigenden Lehrers zu hören. Der aber ließ sich auf keine Reden ein. Der Wind war ihm in den letzten zehn Minuten so merkwürdig vorgekommen, und er fürchtete, der Nebel werde wiederkommen.

„Ach, ne doch! Krieg man erst en lütte Punsch!"

Nein, er wollte nichts haben. Zum Punschtrinken sei er nicht ans Festland

gekommen. Man möge ihm nur schnell einige Tannenbäume und Schmuck zeigen. Hastig suchte er aus den ausgebreiteten Schmucksachen blitzende Kugeln und Sterne aus, legte die bunten Kerzen dazu, schulterte den Baum und schritt so schnell wie er gekommen wieder auf das Watt hinaus, gefolgt von den Blicken der enttäuschten Deichleute.

Nach einer Weile stand er still und schaute sich um. Das Wetter gefiel ihm nicht. Eine sonderbare Musik war der Wind, und an der Kimm stieg es schwarz herauf. Noch einen Blick nach dem Festland zurück ... dann stürmte er weiter. Aber schneller als seine Füße rannte der Nebel, wälzte sich grau und naß, das ganze Watt bis zum Himmel anfüllend, weiter und weiter und deckte bald See und Sand, Hallig und Strand mit seinen undurchdringlichen Tüchern zu. —

Boy Manners war den ganzen Vormittag voll Unruhe, lief bald durch Kammer und Stall, bald auf die Warft hinaus und schnupperte ins Wetter. Das sah nicht gut aus, es würde bald wieder dick und grau werden.

Nach seiner Berechnung mußte Dirksen wieder auf dem Heimwege sein. Dummes Zeug, wegen eines Tannenbaumes ans Festland zu laufen!

Als er nach einer Weile wieder ins Wetter sah, war der Nebel da und stand wie eine ungeheure Mauer rund um die Hallig. Der Alte stand mit krummem Nacken und bohrte seine Augen in die graue Wand. Herrgott, wie wollte der Wattenläufer da hindurchfinden? ... Vielleicht hatte er rechtzeitig den Nebel kommen sehen und war ans Festland zurückgekehrt ... Nein, er glaubte es nicht ... Dirksen hatte seinen eigenen Kopf und führte durch, was er einmal angefangen hatte. Dann gab es nur eines: sie mußten hinaus, ihm mit dem Nebelhorn entgegengehen, sonst war er elend verloren. So schnell er konnte, eilte Boy Manners zu den anderen Männern.

„Dicksen is noch nich an'n Hus, un dat Watt is dick von Dak. Komm mit, dat wie em find'n."

Schweigsam wie immer zogen sie sich ihre langen Schifferstiefel an, langten das Nebelhorn vom Haken und stampften hinaus an die Kante. Die Frauen folgten ihnen. Als Boy Manners sich anschickte, aufs Watt hinauszugehen, drängte ihn Rolufs zurück!

„Du nich, Boy. Ick gah vörut, ik bün de jüngs."

Und damit eilte er schon mit schnellen, klatschenden Schritten in den Nebel hinein, so daß er bald ihren Augen verschwunden war. Anfangs hörten sie noch seine stampfenden Füße. Dann war es still, bis plötzlich sein Nebelhorn laut und hallend durch den Nebel brüllte. Da schickte sich der zweite zur Wanderschaft an, und so einer nach dem anderen, in weiten Abständen, einer mit dem anderen durch den Hornruf verbunden und eine Kette, aus dem Nebeldunkel bis zur Hallig bildend. —

Der einsame Wanderer lief und lief und wußte nicht, wo er war. Sein Schrei stieg auf, aber der Nebel erstickte ihn. Seine Augen suchten die Spuren seiner

Füße, aber der feuchte Grund hatte sie verschluckt. Seine Ohren lauschten weit hinaus, aber nichts war weit und breit zu hören. Schon kam die Flut ... er spürte sie an dem immer weicher werdenden Boden ... an dem Wasser, das ihm schon die Füße bespülte und höher und höher stieg. Er zog die Uhr ... Herrgott, schon so spät? ... Die Angst trieb und jagte ihn weiter ... Das Wasser kroch ihm schon über die Knöchel und sprang an seinen Beinen herauf. Da rechnete er aus, daß er noch eine Stunde Zeit habe ...

Nach einer Weile blieb er wieder steh'n ... er konnte nicht mehr. Den Tannenbaum drückte er ins Watt und stützte sich schwer auf den schwankenden Stamm, während ihm der brennende Kopf tief in die duftenden Zweige sank. So stehenbleiben ... im dichten Nebel ... während die Flut stieg und stieg ... bis alles vorbei war, und die Wellen ihn an den Strand warfen ... Plötzlich hob er den Kopf und reckte sich gerade. Klang nicht ein dröhnendes Rufen aus der dicken Nebelwand herüber? Er stand und lauschte ... das war ein Nebelhorn ... das waren die Halligleute, die ihn suchten!

„Ahoi! Ahoi!" schrie er mit aller Kraft, und gleich kam die Antwort: „Ahoi!"

Boy Manners nahm ihm den Baum und die Schmucksachen ab, und dann wanderten sie den lauter und lauter werdenden Hornstößen nach, bis sie ihre Hallig hatten. Aufatmend blieb Dirksen stehen und blickte eine Weile schweigend in das Nebelmeer zurück. Dann wandte er sich an die Männer und gab ihnen allen die Hand ...

„Dat is noch gud gahn," sagte er, „ik dank jem!"

Sie blickten gar nicht auf. Sie begriffen nicht, wie einer wegen einer solchen Selbstverständlichkeit so viele Worte machen konnte. Schweigend und schwerfällig schritten sie über die Hallig nach ihrer Warft. Dirksen blickte ihnen nach, und ein Lächeln lag auf seinem jungen Gesicht. Nein, viele Worte machte der verschlossene Mund der Halligleute nicht; desto beredter war ihr Herz, das hatte er heute erfahren. Mit hellem Klingen in der Stimme rief er ihnen nach: „Kommt heute abend alle zur Schulwarft, dort brennt der Weihnachtsbaum."

Singend eilte er nach Hause, singend schmückte er den Baum, und singend saß er am Abend inmitten aller Halligleute davor ... er sah das helle Leuchten in den toten Augen der Halligmänner, hörte ihr Herz singen und klingen und ihm war, als sei die junge wiedergeborene Sonne über der einsamen, nebelverhüllten Hallig aufgegangen.

Wilhelm Lobsien

Die roten Äpfel

Als die Frau sich entschloß, mit ihrem Jungen in die Heimatstadt ihres gefallenen Mannes zu ziehen, gedachte sie ihm nahe zu sein in den Straßen, auf denen er gespielt hatte, Spiele, die ihr wohl fremd waren, aber die ihm die Wangen heiß gemacht hatten, wenn er davon berichtete: von Schlieker, Sauball, der goldenen Brücke und der kleinen Königstochter, die man nicht zu sehen bekam. Vielleicht spürte sie ihn auf den weiten Wiesen, von deren herbem Geruch er so oft erzählt, auf denen er den großen Heuschrecken nachgegangen war, die unermüdlich in der Sonne fiedelten, bis man ganz dicht vor den hohen Blütendolden des Kerbels stand, darauf der grüne Spielmann mit großen Glotzaugen in seine Musik vertieft war. Vielleicht trafen sich ihre Gedanken in dem kleinen Wäldchen, die Nachtweide genannt, wo er vor einem harten Gewitter sich im Brombeerdickicht verkrochen hatte, bis ein greller Blitz wenige Meter vor ihm eine Eiche zerspellte, daß er benommen vom Krach und vom Schwefelgeruch nach Hause gerannt war. Hand in Hand hatten sie später an der Eiche gestanden. Er hatte sich damals gewünscht, so im Sturme sterben zu dürfen wie die Eiche. Sie hatten den Kuckuck befragt, wieviel Jahre er ihnen noch gäbe, und der wollte und wollte nicht aufhören, ja überschlug sich sogar mit seinem kuku—kuku—kukuku. Sie dachte, daß sein Junge einmal in die gleiche farbige Welt hineinwachsen müsse, die er ihr immer und immer wieder schilderte, und aus der er sein fröhliches und jungenhaftes Wesen nahm. Sie, das wurzellose Kind der Großstadt, hatte ihm oft das bunte Bilderbuch seiner Jugend geneidet. Ihr Junge sollte darin weiterblättern, und sie spürte, daß es ihren Mann freuen würde.

Es wurde spät im Herbst, als sie mit dem Jungen in der kleinen Stadt ankam. Von den Birken, die sie damals wie Brautjungfern mit wehenden Haaren begrüßt hatten, flogen unter den Peitschenhieben des Herbststurmes die Blätter wie verirrte Vögel.

Es fröstelte sie in der fremden Wohnung, die der Frau des Gefallenen bereitwillig eingeräumt worden war. Die Häuser, die einst mit blanken Augen auf ihren Mann geschaut hatten, schienen ihr nun schmalbrüstig und blind zu sein, die Gassen eng und düster, ja sogar die kleinen Gärten, die wie ein buntgewürfeltes Tuch um die Stadt gelegen waren, taten ihr weh, denn die lila Herbstastern waren wie ein Totengesang auf das verstorbene Blumenjahr.

Bald fiel der erste Schnee. Der Junge stapfte krähend durch die weiße Fülle — hatte er doch vor kurzem die ersten Schritte gelernt —, und wenn er längelang hinfiel und sich weißgepudert wieder hochrappelte, dann kam ihr schmerzhaft der Gedanke, daß sie das alles ihrem Manne ja nicht mehr zeigen

oder zumindestens in einem der Feldpostbriefe schreiben konnte, die im letzten Jahre die Brücke waren, auf der sie sich trafen.

Sie fürchtete sich vor Weihnachten. Es würde sie die Einsamkeit doppelt stark bedrängen. Nein, einen Tannenbaum würde sie allein nicht ertragen können. Ihr Mann hatte immer darauf gehalten, daß 13 rote Äpfel in den grünen Zweigen hingen, „rot wie das blühende Leben" hatte er gesagt und sie fest in seine Arme genommen. Die Äpfel waren kurz vor Weihnachten in einer kleinen Kiste aus seiner Heimat angekommen. Er hatte sie mit einer gewissen Feierlichkeit ausgepackt, einen jeden einzeln abgerieben, den einen oder den anderen an die Nase gehalten, seinen frischen Duft zu schmecken. Einen Apfel hatte er mit zum Dienst genommen, dort lag er auf dem Schreibtisch. „Zum Riechen" und „zum Träumen" hatte er gesagt. Es war ihr manchmal zu dumm gewesen, das Gehabe um die Äpfel, so daß sie eigentlich niemals nach der Herkunft der Früchte gefragt hatte. Trotzdem hatte sie ihm damals, als er zum letzten Male auf Urlaub war, noch einen der roten Äpfel eingepackt, ihm eine Freude zu machen. Vielleicht kamen sie von einer „alten Liebe" aus seinen Jugendjahren. Sie könnte jetzt noch eifersüchtig sein auf den Apfelspender, dem die Straßen dieser Stadt gewiß vertraut waren, der ihr holpriges Pflaster nicht schmerzhaft empfand und den Apfelbaum hegte, der ihn so mit seiner Heimat verbunden hatte.

Als sie auf einem Abendgang aus einem Hausflur ein kleines Kinderlied hörte, das er ihr einmal vorgesungen hatte, als sie noch schweren Fußes mit dem Jungen ging, da summte sie es leise nach und nahm es mit in ihre Wohnung, setzte sich an das Bett des Jungen und versuchte es ihm vorzusingen; aber sie hatte schon einige Töne verloren und fand es nicht wieder zusammen, wie ihr ja alles aus den Händen entglitt, was sie als lebendiges Teil seines Wesens zu fassen vermeinte.

Fast stand sie im Begriff, zum Weihnachtsfest ihre Sachen zu packen und mit dem Jungen, in dessen Augen und Gesichtszügen, auch in seiner Art, sich frisch und fröhlich hinzustellen, sie das Bild ihres Mannes immer stärker wiederfand, zu ihrer Mutter zu fahren, um dort selber Kind, nichts als Kind zu sein und unbekümmert Weihnachten zu feiern, — wenn sie nicht der Trotz zurückgehalten hätte und die Scheu, daß sie es nicht vermöchte, die gleiche Liebe aufzubringen, mit der er einst die roten Äpfel der Heimat gehegt hatte.

Sie sah verstohlen in allen Kaufläden nach roten Äpfeln aus, fand sie aber nirgends und wagte auch nicht danach zu fragen.

So kamen unter Schnee und Eis die Weihnachtstage heran, die ihr in früheren Jahren von vielen Kerzen durchleuchtet waren. Nun blieb alles dunkel.

Da kam eines Morgens der Ratsdiener in seiner altertümlichen Uniform mit dem weißen Lackkoppel, dem breiten Schleppsäbel und dem Löwen am hohen

Helm angehumpelt, klingelte und knallte die Hacken zusammen, die Hand am Helm. Sie hatte oft über ihn gelächelt, wenn er mit der großen Glocke auf der Straße lärmte, sich in Amtsmiene hinstellte und mit leieriger Stimme die Bekanntmachungen von seinem Zettel ablas: wo ein Bett zu verkaufen stehe, wem ein Hund entlaufen sei und was der Magistrat von Amts wegen kundzugeben habe — alles unwichtige Dinge, mit Wichtigkeit vorgetragen, während draußen Krieg war, bitterer Krieg, der Frauen ihre Männer nahm und Kindern den Vater.

Der Ratsdiener begrüßte sie freundlich und nahm gleich den Jungen auf den Arm, der aber ängstlich nach seiner Mutter schrie. Er redete dann plattdeutsch auf ihn ein und da war ja auch wieder das Kinderlied: Eiawiwi . . ., das sie nicht mehr zusammengekriegt hatte. Ja, und der Junge sähe seinem Vater al bannig ähnlich, der habe ihm als Jungkerl einmal einen dummen Streich gespielt. Er sei ja nebenbei Nachtwächter, und da hätten sie ihn einmal, als er auf dem Wall eingeschlafen war, auf der Bank festgenagelt und seine gute Hose sei dabei in die Binsen gegangen. Naja, Jungens hätten Bremsen im Kopf, und sie würde mit ihrem Jungen auch noch manches beleben, wenn das so ein Muschi-Blix würde wie sein Vater. Ja, und er brächte heute im Auftrage der Stadt die Äpfel für Weihnachten, und der Bürgermeister ließe schön grüßen.

Sie meinte, sie hätte keine Äpfel bei der Stadt bestellt.

Ja, das wäre auch nicht an dem, sagte er da. Sie kriegte doch jetzt die Äpfel, die sonst ihrem Manne zugekommen seien. Die wären doch aus dem Apfelgarten an der Lehmkuhle, da täte doch jeder Pfahlbürger mit an. Und die außerhalb wohnten, hätten doch alle Jahre welche geschickt gekriegt.

Was es denn mit den Äpfeln auf sich habe, fragte sie, und der Alte erzählte, nachdem er sich gehörig die Nase geschneuzt und einen frischen Priem — den gäbe es auch al knapp — hinter die Kusen gesteckt hatte: In der Stadt sei es Brauch, daß die Eltern für jedes Kind, das geboren würde, im Apfelgarten an der Lehmkuhle einen Baum pflanzten. Der von ihrem Mann sei nun ein prächtiger Baum und trüge alle Jahre überreich. Da kriegten dann alle Kinder aus der Stadt, die keinen eigenen Garten hätten, welche von ab. Früher hätte sich kaum einer Äpfel zu kaufen brauchen. Ihr Mann hätte sich aber immer welche von seinem Apfelbaum gewünscht zu Weihnachten. Die seien aber auch ganz besonders blank und schön, sagte der Ratsdiener, und packte dabei liebevoll die Äpfel aus dem Korb auf den Tisch.

Die Frau fragte den Alten, ob er ihr wohl den Apfelbaum einmal zeigen wolle. Der wischte sich mit dem rotgeblümten Taschentuch über die Augen, schob den Priem auf die andere Backenseite und nickte. Sie zog den Jungen warm an und sie gingen los, der humpelnde Ratsdiener vorneweg, daß sie mit dem Jungen auf dem Arm kaum mithalten konnte.

Es lag wenig Schnee in der Stadt, auf der Fahrbahn und auf den Gehsteigen kam die dunkle Erde durch. Aber im Apfelgarten draußen war alles schlohweiß und unberührt. Große und kleine Apfelbäume standen da nebeneinander, ein Lebensgarten, der dem mit einer Steinmauer umschlossenen Totengarten der Stadt gerade gegenüber lag. Zu Füßen eines jeden Apfelbaumes stak ein Porzellanschild mit einem Namen. Und dann hielt die Frau vor einem hohen, stattlichen Baum, den die Eltern ihres Mannes damals gepflanzt hatten, als die Freude über ein junges Leben in ihnen großmächtig war. Nun stand sie vor den kahlen Zweigen und ihre Hände waren leer. Seine Eltern waren längst gestorben, und sein Leben hatte sie nicht halten können.

Der Alte war davongehumpelt, die Dämmerung brach herein. Da flimmerte es in den Zweigen und der kahle Apfelbaum funkelte im Sternenlicht. Der Junge auf ihrem Arm begann leise zu weinen; da besann sie sich wieder auf das Leben und sagte leise zu dem Kind: „Du sollst auch einen Apfelbaum haben, du auch!"

Am gleichen Abend schmückte sie zu Hause einen Tannenbaum, besteckte ihn mit Kerzen und hing 13 blanke rote Äpfel in den Zweigen auf.

Als sie am Heiligen Abend den Jungen, in dessen hellen Augen sich das Licht der Weihnachtskerzen fröhlich gespiegelt, zum Schlafen niedergelegt hatte, ging sie noch zu später Stunde in den Apfelgarten. Die Nacht war stockfinster, denn die Weihnachtsbäume brannten hinter verdunkelten Fenstern.

Sie lehnte die Stirn gegen den rissigen Stamm des Baumes, und da spürte sie den lebendigen Saft hinter seiner rauhen Rinde steigen. Was tot und gestorben schien, das lebte, in den Knospen schlief ein neues Jahr mit Blatt und Blüte und blanken roten Früchten. Und sie ging heimwärts durch die dunkle Nacht, tapferer als zuvor, in ein neues Jahr.

Im Frühjahr wurde auf ihr Betreiben für den Jungen ein Apfelbaum gepflanzt, unweit des Baumes ihres Mannes. Es war die gleiche Sorte, die einmal ebenso blanke rote Äpfel bringen würde.

Daß die Frau heute in der kleinen Stadt, wo es Brauch ist, den Kindern einen Apfelbaum zu pflanzen, ganz zu Hause ist, daß sie ihren Jungen in die Kinderwelt ihres Mannes hineinwachsen sieht, daß sie fröhlich ihrem alten Berufe nachgeht, während der Junge im Kindergarten die alten Lieder singt und schon plattdeutsche Brocken in seine Sprache mischt, das dankt sie alles dem Apfelbaum im Apfelgarten an der Lehmkuhle.

Im zweiten Frühjahr hat der junge Apfelbaum bereits geblüht. Und es war ein schöner Frühling mit Bienengesumm und silberweißen Wolken am Himmel. Die Wolken aber zogen nach Osten, wo irgendwo ein Soldatengrab am Wege lag.

Thilo Scheller

Sage vom Eisengrab

Auf der schwarzen Halde liegt ein schwerer Block wie ein Riesenstein auf dem Grabhügel eines mächtigen Recken. Hundert Pferde in den Sielen mögen ihn nicht vom Flecke rücken, hundert Blitze mögen ihn nicht spalten, hundert Stürme nicht verwehen. Auf schwarzer Halde liegt er und trotzt den Wettern, dem Schicksal und der Zeit. Steigt die Sonne hinter dem Förderturm über Tag, dann blinkt es spiegelweiß von der schwarzen Halde herab und die Frauen in den kleinen Bergmannsstuben sagen wohl zu ihren Kindern: „Seht, der tote Mann lacht. Er will uns einen guten Tag bringen." Senkt der Abend fern sein grünes Licht ins Meer, so strahlt über der dunklen Halde ein Elmsfeuer, und die Frauen drunten in den dämmerigen Häusern sagen wohl: „Glück ab, Vater; der tote Mann hat angezündet." Und wenn die Nacht aus allen Schächten heraufgestiegen ist und dem Tag die Schicht gewechselt hat, wenn die Hochöfen glühen und fiebern, dann zuckt aus der Finsternis über den Dächern, Schloten und Rädern ein rotes Mal. Und die Frauen schweigen in alter Sorge um die Männer drunten vor Ort und drüben auf den hohen Galerien über dem kochenden Eisen und halten vor dem Herrgott die müden Hände um Glück auf. Das rote Mal auf der Halde aber zittert wie ein leuchtendes Herz bis die Sterne erblassen und der fahle Morgen den flackernden Schein der gemauerten Glutriesen bändigt. So gehen Tage, so kommen Nächte; so gehen Nächte und kommen neue Tage und wachsen zu Wochen und wachsen zu Jahren. Und die Förderschale im Turm fällt und steigt, und die Brände werden entfacht und gelöscht; und die Schlacken dampfen auf jungen Halden und werden wieder zu Stein; und die jungen Halden ergrauen, und Kohle und Eisen werden zu Brot. Jahr um Jahr. Und Knaben werden zu Männern und Mädchen werden Frauen. Und aus den Männern werden die Väter und die Frauen werden Mütter. Die Väter aber stehen vor Ort und auf den hohen Galerien über dem kochenden Eisen und ringen den schlagenden Wettern, den fressenden Feuern das Brot ab. Und die Mütter bangen um der Kinder willen um die Männer und halten vor dem Herrgott die Hände um Glück auf. Denn der Herr hat das Brot zwischen Leben und Tod gesät. Er macht aus Knaben Männer und aus Mädchen Frauen. Die Mütter aber lieben alle ihre Kinder und darum beten sie um Brot und tragen die alte Sorge in ihren Herzen, bis aus den Knaben Männer und aus

den Mädchen Frauen wurden. Gott, der das Glück und das Unglück aussendet, wann er will, er wird den Mut der Väter und die Liebe der Mütter ehren, wenn er gerecht ist. Denn er gab den Männern den Trotz wider den Tod und den Frauen die Tapferkeit für das Leben. Er läßt die Tage kommen und die Nächte gehen. Er läßt die Jahre werden und die Zeit dahinfließen. Er läßt das Schicksal rollen und das Brot zwischen fressenden Feuern und schlagenden Wettern wachsen. Er ließ auch die schwarze Halde wachsen, auf der ein toter Mann in einem Eisenblock sein Grab fand, den hundert Gäule in den Sielen nicht in tausend Jahren vom Flecke rücken werden.

Der tote Mann, ja, er ging einmal tagaus, tagein an dieser Halde vorbei, als noch kein Eisengrab daroben war. Da ging er einen jeden Tag mit tausend anderen lebendigen Männern den Weg vom Haus zum Werk und vom Werk zum Haus. In seiner Stube warteten viele Kinder auf das Brot, das er heimbrachte, wie in tausend anderen Stuben Tag für Tag. Und sooft er kam, am Abend oder Morgen, so oft warteten seine Kinder auf das Brot, so oft sagte sein Weib: „Gut, daß Du wieder bei uns bist, Vater.“ Und sooft Tag und Nacht die Schicht wechselten, ging er am Abend oder Morgen dem glühenden Eisen das Brot abdingen für seine Kinder wie tausend andere Männer. Die Zeit floß und die Jahre kamen und schwanden, und Gott ließ das täglich Brot zwischen fressenden Feuern und schlagenden Wettern wachsen, und der Tod schlich allezeit über die schmalen Stege auf den hohen Galerien, über der brodelnden Lava in den roten Öfen. Auf Schritt und Tritt schlich er, und jede Fußbreite und jeden Augenblick lag er auf der Lauer. Jahr und Tag.

Jener Mensch in Brille und Brandpanzer sah ihn für nichts an, verachtete ihn und zwang dem fließenden Eisen das Brot ab wie tausend seinesgleichen. Jahr und Tag. Dann aber stieß der Tod ihn tückisch an, in einem einzigen Augenblick, um einen einzigen Fuß breit war er ihm über. Der Mann wankte, griff ins Leere und stürzte. Das Feuer fraß ihn, und die Lava. Die Menschen liefen aus den Häusern und erbleichten, die Kinder in den Stuben erbebten, die Frauen unter den Türen weinten und wurden des Entsetzens nicht Herr, den Männern schnürte der Schrecken die Kehlen zu, und sie nahmen die Mützen und die Hüte ab und senkten die hageren Köpfe. Dann gingen sie hin und stießen die Schmelz aus, in welcher der Tod saß und das Herzblut eines Tapferen darinnenschließen mußte. Es ward ein gewaltiger Block, den hundert Gäule in den Sielen nicht vom Fleck zu rücken vermochten. Sie nahmen das Tausendfache an Kraft und legten den Eisensarg droben auf die schwarze Halde und machten einen heiligen Berg aus ihr. Einmal im Jahr richten sie ein Feuer um den mächtigen Sarkophag. Dann schlagen die Flammen hoch in die Nacht und das tote Herz leuchtet weithin über das Land und die Menschen sagen: „Seht, der tote Mann hat die Fackel aufgesteckt und will dabei sein, wenn wir morgen den Frühling und unserer Hände Werk feiern. Ja, ja, der
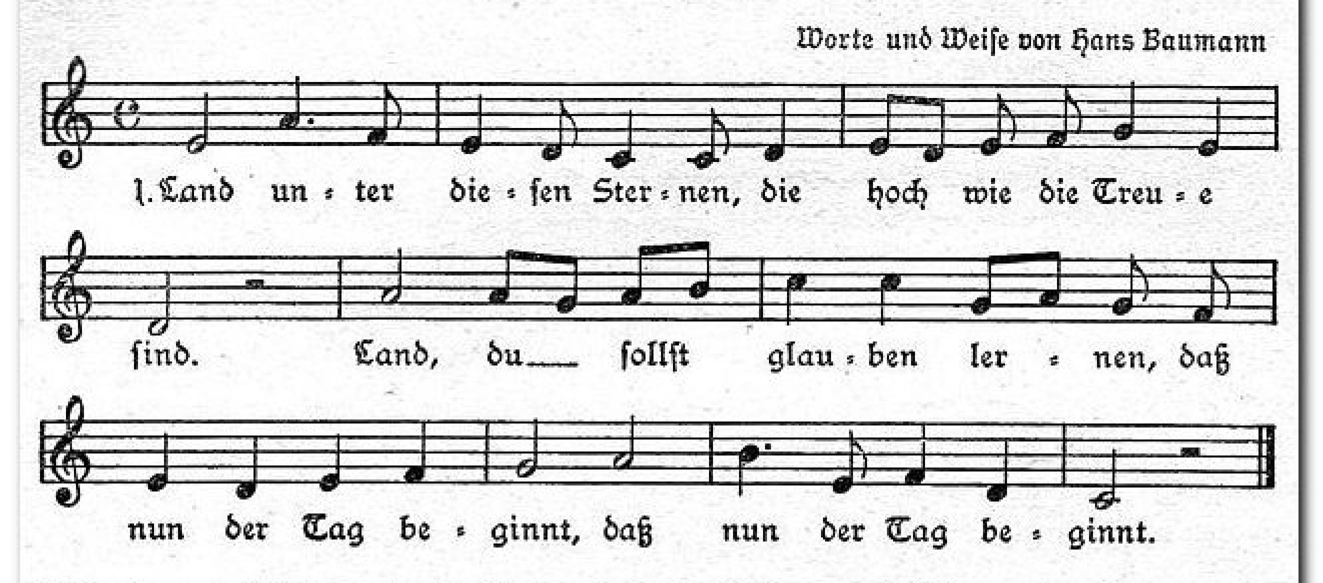
tote Mann. Einst lebte er und war einer unter uns. Er starb tausendmal und lebt doch. Hört die Maschinen, hört die Turbinen, schaut die Brücken an, die Schiffe drüben im Strom, die Flugzeuge droben am Himmel, die Geschütze an den Grenzen des Landes, alles hat er den fressenden Feuern abgetrotzt, alles, Brot und Frieden. Er war einer von uns, einer von tausenden. Unsere Kinder werden nicht einmal mehr seinen Namen wissen. Aber daß in diesem Eisenblock auf der heiligen Halde ein tapferer Mann begraben liegt, das werden sie niemals vergessen."

Und im Winter, wenn in der Weihnacht drunten in den kleinen Häusern die Kerzen auf die Tannen gesteckt werden, dann strahlt auch auf der Halde ein hoher Lichterbaum vor dem eisernen Grabe; und die Frauen in den Stuben wischen sich über die Augen und sagen: „Kinder, wie gut, daß der Vater da ist. Seht den toten Mann, er lebt nicht mehr und seine Kinder haben keinen Vater mehr. Er ist tausendmal gestorben und in tausend Stuben haben die Kinder keinen Vater mehr. Laßt uns auch daran denken und die toten Männer und ihre Kinder nicht vergessen heute. Ihre Mütter haben es schwer." Und die Männer sagen zu den Knaben: „Gott hat das Brot zwischen die schlagenden Wetter und die fressenden Feuer gesät. So ist es. Ihr müßt es wissen, daß es so ist. Seht nur den toten Mann an. Ja, erhalte Gott den Vätern an diesem Platze auch den Mut, damit ihre Kinder satt werden; erhalte Gott den Müttern auch die Tapferkeit, damit sie der Kinder nicht fluchen, die sie geboren haben. Denn dieses Brot ist unser Vaterland, und diese Kinder sind unser Volk. Und Volk und Vaterland sind heilige Dinge, weil sie aus viel Blut und Sorge geworden sind. Und die heilige Halde ist ein Denkmal dafür, wie hart wir uns das Brot vom Schicksal abringen und wie trotzig wir um unsere Heimat auf der Erde kämpfen. Glück auf, Ihr Buben, und vergeßt mir den toten Mann nicht, auch wenn Euch das Glück bei der Hand bleibt!" Gott, der das Glück aussendet und das Unglück, mag wissen, was solche Rede wiegt. Er ließ den toten Mann tausendmal sterben. Der aber stand tausendmal wieder auf. Er lebt und ist ein Held seines Volkes, namenlos, aber ein Held.

Hannes Kremer

Land unter diesen Sternen

Worte und Weise von Hans Baumann



2. Land, gute Müttererde, die Halme stehn im Felde gut, frei brennt in jedem Herde |: das Feuer und die Glut. :|

3. Land über tausend Jahren, die Ströme nach den Meeren gehn, und heben sich Gefahren, |: du wirst gehütet stehn. :|

4. Du Land aus unserm Herzen, in deinen Bergen wächst das Erz, sieh uns, wer dich will treffen, |: der trifft in unser Herz. :|

Ein Baum steht einsam im verschneiten Feld
wie eine Kerze hoch, mit dunklen Strahlen.
Und wie sein blauer Schatten leise fällt,
da ist's, als wollte er ein Gleichnis malen
der eig'nen Seele, wie sie traumverschleiert
die stillste Stunde ihres Jahres feiert.

Ernst Hauck

Deutsche Weihnachten

Die Melodie der Räder schweigt,
und deine Hände, deutsches Volk, erleben
den Feiertag, der stumm sich neigt,
wenn durch das Land vom Turm die Glocken beben:
Weihnacht!

Kein Hammer schlägt am Amboß Glut;
auf Faust und Stirne senkt sich friedlich wieder
die Heil'ge Nacht und tropft die Flut
Millionen Lichter auf uns Menschen nieder.
Weihnacht!

Durchs Tannengrün fließt milder Schein
der Kerzen, deren Zauberglanz sich windet
in Gold und Silber. Doch in uns hinein
zieht Frieden, der ein ganzes Volk verbindet.
Weihnacht!

Hans Hoffmann

Eine Weihnachts-geschichte

Ein Holzfäller, der mutterseelenallein in seiner Hütte im tiefen Walde wohnte, hatte seinen letzten Bissen Brot aufgegessen und dazu war ihm das Feuer auf dem Herde ausgegangen, so daß ihm Hunger und Kälte arg zusetzten.

Da machte er sich auf, obschon die Dunkelheit hereinbrach, Weg und Steg verschneit waren und dichte Wolken bis in die Wipfel der Tannen hingen.

Zur gleichen Stunde war ein Soldat auf den Beinen. Er kam geradezu aus dem Kriege. Noch trug er die blutigen Bilder der Schlacht in den Augen und den Lärm des Kampfes in den Ohren. Jahrelang hatte er unter freiem Himmel geschlafen und auf der nackten Erde getafelt. Sein Herz war hart geworden und er kannte kaum eine andere Musik als die Trommel, die zur Schlacht rief.

Und wiederum war an dem gleichen Abend ein König zur Jagd geritten und hatte, im Jagdeifer hinter einer Hinde herhetzend, sein Gefolge aus den

Augen verloren, so daß er sich verirrt im nebelverhangenen Walde fand. All sein Blasen auf dem Hifthorn war umsonst, der Nebel verschluckte jeden Laut. Da der Wald dichter und dichter wurde, stieg er vom Roß, stapfte durch den Schnee, das dampfende Pferd an den Zügeln führend, und suchte nach einem Weg, der zu seiner Burg führte.

An einem Kreuzweg trafen sich die drei Männer, der Holzfäller, der Soldat und der König und fragten einander nach dem rechten Weg, aber keiner konnte dem anderen Bescheid sagen.

Der Holzfäller war wortkarg, der Soldat stieß schreckliche Flüche aus und der König war stolz und hochfahrend, also, daß einer dem anderen nicht über den Weg traute und sie nur eines Sinnes waren darüber, daß dieses die dunkelste Nacht und das böseste Wetter der Welt sei. Der Holzfäller ging voran und die beiden anderen folgten seinen Spuren.

Nach langer, langer Wanderung sahen sie Licht durch die Baumstämme schimmern. Sie gingen darauf zu und ihre Schritte wurden rascher.

Sie standen vor einem kleinen Häuschen mit hellen Fenstern, die wie fröhliche Augen in die Nebelnacht hinaussahen und einen warmen Schein auf den kalten Schnee warfen.

Sie hörten ein leises Singen, da vergaß der Holzfäller seinen Hunger, der Soldat dachte nicht mehr an Trommel und Krieg und das Herz des Königs wurde lind.

Dazu kam noch, daß der graue Wolkenhimmel aufriß und alle Sterne klar und hell wie Wächter um das kleine Haus standen.

Als sie die Türe auftaten, da saß am Ofen eine Mutter, die hielt ein Kind auf dem Schoß. Sie sah auf und nickte den drei Männern zu. Rasch traten diese ein und schlossen die Türe, damit die Kälte dem Kinde nichts täte.

Andächtig standen sie vor der Mutter, die mit holdseligem Lächeln ihr Kind ansah und dann die drei Fremdlinge grüßte.

Der König meinte, sie müsse aufstehen vor ihm und ihm untertänig entgegenkommen. Aber sie wandte sich an den Holzfäller, der an das Herdfeuer getreten war, sich die Hände zu wärmen.

„Zünde Dir die Laterne an, die dort hängt, und nimm Dir auch das Stück Brot mit vom Schrank. Licht und Wärme habe ich in Überfluß, denn wo könnte es lichter und wärmer sein als dort, wo ein kleines Kind geboren ist?"

Der Holzfäller tat wie ihm geheißen. Das Kind griff mit seinen kleinen Händen nach dem Licht in der Laterne, dann sah die Frau den Soldat an, der verlegen dastand:

„Tapferer Soldat, ich danke Dir, daß Du Schildwacht gestanden hast für mich und mein Kind und für alle Kinder unseres Volkes, damit kein Feind über die Grenzen käme. Auf der Erde hast Du geschlafen und unter den

Sternen gewohnt und Dein Leben gewagt in aberhundert Schlachten. Du und deine Kameraden, Ihr seid Hüter gewesen der Heimat und die Mütter und Kinder werden es euch danken, am tiefsten aber jenen, die ihr Leben gaben, die im fremden Land in kalter Erde ruhen und erst wieder heimkehren in den Fahnen des Sieges."

Da leuchtete es in den Augen des Soldaten, er legte seine grobe Hand auf den Scheitel des Kindes und alle durchwachten Nächte, durchhungerten Tage und durchstandenen blutigen Schlachten wurden gering vor dem hellen Schein, der in des Kindleins Augen stand.

Nun erst sah die Frau den König an, der unwillig zur Seite gewartet hatte, vermeinend, daß er der erste hätte sein müssen.

„Wir alle müssen warten. In diesem Knäblein hat mein Warten Erfüllung gefunden. Auch Du, mein König, hast auf dieses Kindlein warten müssen. Kinder sind Deines Reiches edelstes Gut. Was nützen Dir alle Länder und alle Schätze der Welt, was alle Wälder und Felder, wenn keine Kinder wären, die dermaleinst den Pflug in den Acker tauchen, Brot zu schaffen, die Äxte in den Wäldern schwingen, Balken zu hauen für Hütten und Häuser und Hallen, den Hammer auf den Amboß schlagen, Schwerter zu schmieden und sie führen gegen Deines Reiches Feinde, wenn keine Kinder wären, die dermaleinst als Mütter Deines Reiches Zukunft auf dem Schoß hielten."

Da sahen die drei Männer fromm auf das Kindlein, denn die Worte seiner Mutter hatten ihre Herzen gerührt. Der Holzfäller schenkte ihm einen Tannenzapfen, der Soldat pfiff ihm ein Lied und der König nahm die goldene Kette von seinem Hals und gab sie der Mutter und neigte sich vor dem Kind.

Als die drei Männer nun den rechten Weg wußten, gingen sie fröhlich davon. Der Holzfäller leuchtete mit der Laterne voran, der Soldat pfiff ein Lied nach dem anderen, dem König aber, der sein Pferd, das er draußen angebunden hatte, wieder am Zügel führte, zersprang mit hellem Klang der Ring, der bislang sein Herz umklammert hatte dergestalt, daß er um das Herz seines Volkes nichts gewußt hatte.

Als sie sich trennen mußten, da gaben sie sich fest die Hand. Sie waren einander keine Fremdlinge mehr; der Holzfäller, der Soldat und der König.

Es leuchteten auf allen Tannenspitzen goldene Sterne; denn es war ja der heilige Abend.

Thilo Scheller


Selbstgefertigtes Backwerk nach alten Vorlagen



Ausschnitt aus unserm Weihnachtsbaum

Die Weihnachtsschicht

Von der Löschrampe der Kokerei hob sich Rauch und hing lose Wölkchen um das feingliedrige Stahlgewirr des Förderturms. Ein Windstoß fegte aus Nordost eine Handvoll Schnee über die Halde. Da duckten sich die Wolkenschleier in den Schutz der Schachtanlage.

Auch auf der Hängebank, wo Mann hinter Mann, Knappe an Knappe, auf die Seilfahrt harrten, teilte sich die heimliche Lustbarkeit mit, die draußen in Schnee und Sturm tobte. Wartete nicht nach der Schicht festliche Freude, die Kinder daheim mit glühenden Backen und flüsternden Heimlichkeiten? Das war das Glück, das ihr Gruß verhieß, das Glück über Tag, Weihnachtsglück.

Aber von diesen fröhlichen Stunden trennte die Bergarbeiter noch die Arbeit, eine Schicht, die Weihnachtsschicht.

Am Abbauhammer, vor der Schrämm-Maschine — überall von Ort zu Ort wurde es eine fröhliche Schicht. Auch in der Gedingegruppe, zu der Schneider gehörte. Aber eine neue Schüttelrutsche, eine fünf Meter lange eiserne Laufbahn für den Abfluß der Kohlen, mußte in die Strebe gebaut werden, damit die erste Schicht nach dem Fest nicht schwerfalle. Es war ein hartes Stück Arbeit, doch das Lachen schwand trotzdem nicht an diesem Tag. Erst recht nicht, als der Steiger durch den Schießmeister sagen ließ, eine Nachbarin Schneiders habe ihn angerufen und die Nachricht gebracht, daß die Frau des Schleppers einen Knaben geboren hatte, das schönste Geschenk unterm Weihnachtsbaum.

Hatte sich die Hast, die alle festtäglich umschloß, der Überschwang der Gefühle ihrer zu stark bemächtigt, daß sie die Vorsicht vergaßen? Jedenfalls versagte ein Mann, als die Rutsche in die Strebe eingelassen wurde, ein Arm war zu schwach gewesen, und die Kette wurde einer Hand entrissen und sauste talab, gezogen durch ihre Wucht und Schwere. Das Unheil, das auf sie lauerte, traf den Glücklichsten ihrer glückhaften Schicht: vierzig Meter tiefer grub Schneider ein Bett für das Teilstück der Rutsche, die sie herabseilten, und noch im Traum seines väterlichen Stolzes, im Traum seines Glücks, drohte ihm der Verlust dessen, was er als Weihnachtsgabe erhalten hatte.

Was half es, daß die Kameraden schrien und zum Zeichen der Gefahr die Lampen schwenkten? Schmal im Raum, bot die Strebe kaum einen Durchschlupf für einen lang ausgestreckten, kriechenden Menschen, und die Frist war kurz bemessen, die zur Flucht blieb. Aber in den wen'gen Sekunden, die ihm das Leben zur Entscheidung bewilligte, erbarmte sich sein weihnachtliches Hoffen, die Liebe und ihr Trotz, und in dem Schutz dieser Zuversicht, daß er, um des Kindes willen, nicht sterben könne, nicht sterben dürfe, daß er leben müsse, wühlte er im Hinstürzen einen Wall aus Staub und Kohlentrümmern in halber Höhe auf und steckte dem nahenden Unheil zur Abwehr die Schaufel entgegen.

Was keiner glaubte, gelang, ehe noch ihr Entsetzensschrei verklungen war. Das Eisen der Schüttelrutsche fraß sich in den letzten Stempel fest, hob ihn aus dem Bühnloch und stauchte in die aufgehäuften Kohlen, fuhr dem Hauer wohl mit einem letzten Stoß in die Glieder, aber zermalmte nicht sein Leben. Er fluchte, jammerte, schrie, aber er lebte. Als man ihn nach der Unfallstelle brachte, stellte sich heraus, daß der Schaden nicht so groß, der Fuß nicht gebrochen, wenn auch von einem äußerst schmerzhaften Bluterguß durchzogen war. Das beste, man fuhr den Verunglückten gleich hinüber zum Grubenarzt.

Doch seltsam, davon wollte Schneider nichts wissen; er wehrte sich mit allem Ungestüm dagegen. Wenn die Verletzung nur eine Sache des Schmerzes sei, erklärte er, und nicht lebensgefährlich, daß sie die Arbeitsfähigkeit nicht für immer behindere, wolle er sich dem Schicksal dankbar erweisen und denen, die daheim warteten, die Freude nicht verderben. Dieser Gedanke beherrschte ihn, und man brachte ihn nicht davon ab. Tapfer hing er sich an den Arm eines Kameraden und humpelte mühsam nach Hause.

Still saß er dann am Bett seiner Frau und sagte dankbare Worte, wenn sie klagte, dankbar sorgte er für ihre leidende Ungeduld. Zuweilen biß er ratlos die Zähne zusammen, wenn das gestaute Blut durch den geschwollenen Klumpen stach, ja, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als die Nachbarin, die zur Pflege der Wöchnerin gekommen war, ins Vertrauen zu ziehen. Mit ihrer Hilfe wurde er Herr der frommen Lüge, die keinen Schatten duldete im Schimmer der Kerzen.

Dicht am Baum stand das Geschenk dieses Jahres, das Körbchen, in dem das Kind lag, die große Freude ihrer Wünsche. Ein Gesichtlein, kaum eine Manneshand an Umfang, schaute daraus empor mit verwundert staunenden, lichthungrigen Augen. Ein unsagbar süßes Dankgefühl durchdrang den Hauer unter diesem unschuldsklaren Blick, als spräche zu ihm das höchste Wunder aller Dinge. In der Andacht dieser Stunde und im Nachklang ihrer Seligkeit überwand er alle Schmerzen, die er litt, — drei Tage überwand er die Qual seiner Verletzung, überwand sich selbst, ehe er, mit unbeholfen stammelnden Worten, seine Tat gestand und bereit war, sich zum Arzt führen zu lassen.

Doch das geschah später, nach Stunden, Tagen, Ewigkeiten seines Glücks. Heute wich er nicht von der Wiege, hielt heimlich die Hände gefaltet und hütete sein rauhes, unbezähmbares Gemüt vor jedem lauten Wort.

Draußen hüllte der Schnee den kostbarsten Schatz in Wärme und Schutz, das Förderrad hielt stumm in seinem Schwung, und die Sterne staunten am Himmel. Mit lächelnder Liebe beugte sich die Mutter über das Kind in der Krippe.

Bernhard Faust

Wunderlich geweihte Nacht

Alle Sterne stehen und singen.
Alle Glocken wollen schwingen,
geht ein Lied wohl übers Jahr.
Laßt die hellsten Kerzen leuchten,
spiegeln sich die freudefeuchten
Blicke drin so rein und klar.

Alle Lippen stehn und brennen,
wollen dir den Weg benennen,
froher Liebe zugewandt.
Weht ein Läuten durch die Winde
winterlicher Nacht gelinde
über das verschneite Land.

Alle Länder, Tier und Bäume
tragen heller Sehnsucht Träume,
silbern ist des Himmels Haar.
Und in seiner stillen Weise
macht der Mond die alte Reise.
Weihnacht, ach wie wunderbar.

Herbert Böhme



Und von allen Sternen nieder,
strömt ein wunderbarer Segen,
daß die müden Kräfte wieder,
sich in neuer Frische regen,
und aus seinen Finsternissen
tritt der Herr, soweit er kann,
und die Fäden, die zerrissen,
knüpft er alle wieder an.

Friedrich Hebbel

Heilewog

Im Winter 1813, kurz vor der Weihnacht, wurde bei der jungen Frau Gertrud Mentelin in Straßburg heftig an die Tür gepocht. Sie fuhr aus dem Schlaf und lauschte, ob der Lärm vielleicht noch zu ihrem wilden Traum gehört hatte; aber da pochte es erneut und sehr ungeduldig, so daß sie unverzüglich aus dem Bett sprang und ans Fenster eilte. Die Nacht war mondhell, Gassen und Brunnen standen klar wie in der Taghelle. Drunten auf der Staffel warteten zwei Männer, Soldaten, wie ihr schien, der eine stützte sich wankend gegen den andern. Ein tiefer Schrecken packte die Frau, sie riß das Fenster auf und fragte hinunter, wer da sei. Sie konnte vor Zittern kaum sprechen.

Da hob der eine, der Aufrechte von den beiden, das Gesicht, lächelte und sagte: „Erschrecket nit so arg, Madame, es ist Euer Mann. Er ist aber krank."

Das Mondlicht lag so hell über dem schmalen, jungen Gesicht des Fremden, daß Gertrud alle Linien sehen konnte, während sie hinabstarrte. Es durchrieselte sie einen Augenblick lang sonderbar, dann aber faßte sie sich und rief hinab: „Ich kumm sofort."

Der Mentelin war stumm geblieben, er hatte nicht einmal den Kopf gehoben.

In großer Eile kleidete die Frau sich an, sprang vor die Kammer der Magd und klopfte sie heraus, der Meister sei da und ein Kamerad: „Schnell Feuer in den Herd und Wasser aufgesetzt."

Die Magd schrie vor Verwunderung, aber die Frau verwies es ihr: „Sei still, mach schnell, so schnell du kannst."

Sie ging an die Haustür, hob den Riegel ab, der nachts die Tür verschloß, daß sie von außen niemand öffnen konnte; denn es waren unsichere Zeiten, und leuchtete mit der Laterne den Ankömmlingen ins Gesicht.

„Herjere, was ist mit meinem Mann?" jammerte sie, als sie sah, daß er von dem Kameraden heimgebracht wurde wie ein Kind.

„Er ist verwirrt vom Fieber", sagte der Fremde, „weiset mir das Bett, Madame, ich lupf ihn hinein."

Und sie schafften den Schlaffen in die Kammer, zogen ihm die verschmutzten und zerrissenen Kleider ab, ohne daß er auch nur einen Laut von sich gab. Sein Gesicht war mager zum Erschrecken, braunrot verbrannt die Haut vom Fieber, die Lippen zersprungen und blutig. Die Augen starrten leer ohne Bewußtsein.

„Seid froh, Madame, daß Ihr ihn wiederhabt. War ein langer Weg aus Rußland. Wenn Ihr ihn gut pflegt, steht er Euch wohl auch bald wieder auf. Nun laßt ihn erst warm werden, legt ihm ein kaltes Tuch auf den Kopf, am besten wär Eis. Und holt in der Früh den Medicus."

„Wollt Ihr nicht hier bleiben in der Gastkammer?" fragte die Frau.

„Für diese Nacht wohl, wenn es Euch lieb ist."

Gertrud lud ihn in die Stube ein. Er müsse auch etwas Warmes haben und dann Bericht geben. Sie habe ihren Mann längst tot geglaubt, ja einer der zurückgekehrten Soldaten der großen Armee habe ihr gesagt, der Mentelin sei gerade mitten auf der Brücke gewesen, als sie in die Beresina gestürzt sei. Sie habe trotzdem immer noch gewartet und Hoffnung gehegt.

Madame sprach ganz ruhig. Der Fremde schaute sie mit großen Augen an. Sie stand schön wie eine Erscheinung in der warmen, erhellten Stube, den Umhergetriebenen umfing das Schöne wie ein Traum. Er begann jedoch plötzlich zu zittern. Die Frau sprang hinzu und rückte ihm einen Stuhl nach. Da fiel er hinein wie ein völlig Erschöpfter. Die Frau eilte in die Küche, nahm roten Burgunderwein, goß ihn in einen Becher, tat Nägelein, Zimt und Kandiszucker dazu und füllte auf mit kochendem Wasser. Die Magd klagte leise über die Heimkehr des Herrn, über diese traurige Heimkehr; aber die Frau schwieg. Sie trug den Würzwein hinein zu dem Fremden und bat ihn zu trinken, legte Brot dazu, eine Suppe wurde auch gewärmt. Und der Fremde erholte sich rasch.

Die Frau ging wieder zur Magd hinaus. Sie legten dem Meister einen warmen Krug an die erstarrten Füße und einen kühlen Umschlag auf die Stirn, und die Magd setzte sich neben das Bett, zu wachen und zu beten, während die Frau dem Gast das Essen gab und ihn berichten ließ.

Demnach waren sie beide unzertrennliche Kameraden gewesen, Soldaten im Zug Napoleons gegen Rußland. Der Ältere, Kaspar Mentelin, hatte den Jungen, als er erschöpft am Wegrand zusammengebrochen war, gepflegt, ihm die Füße mit Hirschtalg eingerieben und ihm auch ein Stück weit das Gepäck getragen. Sie hatten sich von Stund an nimmer getrennt. In den eisigen Fluten der Beresina hatten sie einander beigestanden, einander befreit von Ertrinkenden, die sich bald dem einen, bald dem andern würgend an den Hals hängten, und hatten schließlich ihr Leben gerettet. Krank, hungrig, frierend hatten sie

sodann sich mit den furchtbaren Flüchtlingsbanden der großen Armee durchgeschlagen bis an die Grenze. In Deutschland wurde der Mentelin auf den Tod krank, er brachte ihn in ein Spital, wo er wochenlang lag. Ihn selber hatte man als Knecht behalten. Schließlich hätten sie sich dann wieder auf die Wanderschaft gemacht. Der Mentelin hab' heimbegehrt mit allen Fasern, obschon er hinfällig geblieben von seiner Krankheit und nachts, so müd' er war, nicht einmal schlafen konnte, weil ihn der Husten so plagte. Aber heim hab' er wollen und müssen! Er hab' immer von seinem Buben gefaselt, der den Vater doch einmal sehen müsse, er sei ja um seinetwillen in den Krieg gezogen. Alle Vorväter seien im Krieg gewesen, er hab' die Reihe nicht unterbrechen wollen.

Die Frau brach plötzlich in Tränen aus, warf den Kopf auf die Arme, die bisher ruhig auf der Tischplatte gekreuzt gelegen hatten. Sie weinte sich fast das Herz aus dem Leib. Der Gast wollte sie trösten, aber sie hörte nicht auf seine Worte und spürte auch nicht, daß er ihr über den Kopf streichelte. Er merkte dabei erstaunt, wie jung die Frau war und begriff, daß sie deshalb so stürmisch weinen konnte, wie es reifen Frauen nicht mehr gegeben war. Schließlich ließ er ihren Schmerz austoben und setzte sich wieder in seinen Stuhl.

Eine Zeitlang weinte Madame noch, bis sie endlich mit einem harten Seufzer den Kopf hob, mit der hellen Schürze übers Gesicht wischte und danach still vor sich hinschaute. Dann, als die Katze plötzlich vom Knie des Gastes heruntersprang, weil sie draußen die Schritte der Magd gehört haben mochte, hob die Frau den Kopf und sagte leise: „Ich hab ja gar keinen Buben, es war ein Mädchen, und das ist gleich gestorben."

„Oh", sagte der Fremde, froh über ihre beruhigte Stimme, „da habt Ihr viel Kummer gehabt, Madame."

Und die Frau, von seiner Teilnahme mild angerührt, erzählte ihr Schicksal. Es war ein kleines Schicksal, am großen Geschehen der Zeit gemessen, aber es griff doch irgendwie mit in die Speichen des Geschehens ein. Sie war eine Soldatentochter aus dem Elsaß, ihre Mutter eine Bauerntochter, im Badischen, am Kaiserstuhl, dem Weingebirge, daheim. Als sie früh Waise geworden, weil ihre Eltern von der Cholera weggerafft wurden, kam Gertrud in das Haus des Tuchmachers Mentelin, ein gutes, wohlhabendes Haus. Sie sollte der Frau an die Hand gehen, die halb gelähmt war von einem Unfall. Es ging ihr gut, sie machte keine Magdarbeiten, sondern saß zumeist mit einer Näherei bei der Frau, wurde im weiträumigen Haus angehalten, nach dem Rechten zu sehen, war also gleichsam das wachsame Auge der Kranken. Und der Tuchmachermeister sah, daß da ein feines Ding herumlief, gesund und sauber, und kämpfte heiß mit sich gegen seine aufstürmende Neigung. Auch gefiel es ihm, daß sie eines Soldaten Kind war. Er selber wäre einmal gern Soldat geworden, wie seine Vorfahren, aber er hatte seiner Mutter Erbe antreten müssen nach des

Vaters frühem Tod und war Tuchmacher geworden. Der Vater war Hauptmann in fremden Diensten gewesen, hatte auf allen Kriegsschauplätzen seiner Zeit gekämpft und zuletzt als Invalide die Tuchmacherin geheiratet; aber er hatte sich nicht im Bürgerlichen zurechtgefunden und war eines Tages selbst in den Tod gegangen.

Die sieche Frau Kaspar Mentelin starb zum Glück, ehe der Mann seiner Leidenschaft zu Gertrud nachgegeben hatte.

Kaum drei Monate nach der ersten Frau ließ sich Mentelin, der Vierzigjährige, die zwanzigjährige Gertrud antrauen. In ihrer Angst vor der Fremde, die sie schon vor sich gesehen hatte nach dem Tod der Frau, nahm sie gern den Meister zum Mann und blieb im warmen, guten Haus, das ihr bisher schon lieb wie eine Heimat gewesen.

Der Kaspar war ein merkwürdiger Mensch, rasch im Wesen, unruhig im Geist, dabei fleißig im Geschäft und auch warmherzig in seiner Liebe zu der jungen Frau. Er trieb dabei einen förmlichen Kult mit seinen Vorfahren, kannte die Namen der ganzen Sippe, wußte von den einzelnen, was es überhaupt zu wissen gab, und vorab ihr Soldatisches blieb ihm gegenwärtig, es war sein Steckenpferd. Die Geschichte der Kriege kannte er auf weitläufige Weise, ihre Feldherren, ihre Strategie, ihre Siege und Niederlagen, und er haderte mit seinem Geschick, das ihm verwehrt hatte, Offizier zu werden.

Gertrud nahm nicht sehr tiefen Anteil an seinem Kummer, er erschien ihr abseitig und absonderlich, obschon sie selber Soldatentochter war. Sie mahnte ihn manches Mal, wenn er gar zu hitzig gegen sein Schicksal anlief, doch zufrieden zu sein, weit vom Schuß gäbe alte Mannen, sie wollte ihn doch noch recht lange haben, besonders wenn sie mit Kindern bedacht würden. Sie wisse ja, wie hart es sei, als Waise plötzlich in der Welt zu stehen. Halbwaise sei so gut oder so schlimm wie Waise. Er solle also ruhig froh sein bei seinen Webstühlen und die kriegerischen Weltläufte von weitem betrachten, zumal er ja auch nicht mehr der jüngste sei.

Da aber begehrte er auf: Der jüngste sei er wohl grad nicht mehr, doch um mit dem großen Napoleon zu ziehen, dünke er sich noch fähig genug, und nun erst recht, wenn es wahr sei, daß sie einen Buben erwarten, nun erst recht müsse er Soldat werden, irgendwo eine Feuertaufe bestehen wie die Vorväter alle.

Ob es ein Bub würde, das wisse vorher niemand, meinte beschwichtigend die Frau. Der Mann jedoch in seiner unruhigen Leidenschaft träumte nur von einem Jungen.

Damals rüstete Napoleon zum Zug gegen Rußland, und nach vielen inneren Kämpfen und Überlegungen entschloß sich Kaspar Mentelin, unter die Freiwilligen zu gehen. Er verschwand eines Tages ohne Abschied, schrieb der Frau, als er bereits eingekleidet war, einen schönen, um Verzeihung bittenden Brief,

worinnen auch Worte der Liebe standen, die er sonst nicht über die Lippen brachte, und wünschte der Frau Heil und Segen in ihrer schweren Stunde.

Nicht lange danach brach die Armee auf, und Mentelin zog mit, ohne die Frau noch einmal gesehen zu haben. Gertrud war zuerst traurig und zornig zugleich über diesen Streich ihres Mannes, dann aber, als sie sich wider Erwarten leicht und nicht ohne Freude im Haus und Geschäft zurechtfand, merkte sie, daß der Mentelin eigentlich keine Lücke bei ihr hinterließ. Sie dachte ohne Sehnsucht an ihn, auch ohne Sorge, ja, sie gestand es sich auch gelegentlich sauber ein, daß er eher noch ausbleiben könnte als heimzukehren. Sie trug auch ohne Nöte das Kind unterm Herzen, erwartete es in Ruhe, und erst zuletzt, als sich die Geburtsstunde näherte, ergriff sie eine einsame Bängnis, die ihr freilich schier den Atem nahm.

Das Mädchen, das dann zur Welt kam, starb rasch wieder hinweg, und ein paar Wochen danach war Gertrud nichts von der Mutterzeit übriggeblieben als eine traurige Unruhe im Gemüt, ein leises Heimweh nach dem Kind, ein sinnendes Tasten nach dem Leben außerhalb ihrer Umwelt, die ihr auf einmal schal und nüchtern vorkam. Sie wurde launisch gegen ihre Magd, gegen ihre Leute im Geschäft, gegen ihre wenigen Bekannten, gegen sich selbst.

Sie kleidete sich bisweilen am gewöhnlichen Werktag gut an und wanderte in der Stadt umher, mischte sich unter die flanierende Jugend Straßburgs und erwiderte Blicke, die ihr die Männer zuwarfen, weil sie so hübsch und jung war. Darin erschöpfte sich jedoch ihre ganze Kühnheit.

Daheim geriet sie in ein seltsames Grübeln und dumme Träume und war eigentlich in all diesem Tun voller Untreue gegen den fernen Mann, ohne daß sie ihm wirklich etwas angetan hätte. Solche Umtriebe machen launisch. Tagelang geriet sie daher in ein Schaffen voller Rastlosigkeit, ohne eine Minute Zeit für lässiges Dahinsinnen, und war dann auch so ehrlich gegen sich selbst, ihr Leben nüchtern zu betrachten und es von Pflicht und Dankbarkeit her zuchtvoll anzupacken.

So verstrichen die Monate, viele schwere und grausame Kunden kamen ihr zu Ohr über die Leiden der Versprengten aus der großen Armee. Napoleons Stern sank, die Preußen siegten, die Geschichte Europas hatte einen Gipfel überschritten, die großen Ereignisse schlugen noch stürmische Wellen am Rhein.

Die einsame Frau im Mentelinschen Bürgerhaus wußte nicht viel von den Zusammenhängen, sie dachte ohne Hoffnung noch an den Mann, und erst als er nun so unversehens vor der Haustüre stand, merkte sie, daß sie eigentlich nicht mehr auf den Verschollenen gewartet hatte.

Der Fremde hieß Sebald Falkner, eines Rheinschiffers Sohn, aber doch heimatlos, denn der Vater war bei einem Sturm mit seinem Lastschiff umgekommen, und die Mutter hatte sich abermals verheiratet mit einem Schiffer und war dadurch zu vielen Kindern gekommen bei dem ihr lieberen Mann. Da

löste sich Sebald von zu Haus und stieß zum Kriegsvolk, gleich wo es kämpfen sollte; denn Soldat zu sein, dünkte ihn der schönste Beruf für Heimatlose.

Der Mentelin aber hatte ihm oft gesagt: „Nein, der schönste Dienst für einen Soldaten ist es, für seine Heimat zu kämpfen, für Frau und Kind, für Haus und Herd. Der Heimatlose kämpfe um des Kampfes willen, das hat keine Religion in sich."

Das hat keine Religion in sich, so hat es der spröde Mentelin auszudrücken verstanden. Und dem jungen Sebald Falkner wurde danach schwer zumute, er trug eine Art Heimwehsucht in sich, die Liebe zu irgendeiner Stelle, wo man immer wieder hinkommen konnte, um Licht, Wärme und Fürsorge zu finden.

Mentelin hat ihm dann in den Stunden überstandener Not gesagt: „Sebald, wo ich daheim bin, sollst du es auch sein, so oft du magst. Du bist mein Herzbruder für alle Zeiten, und meine Frau Gertrud wird nicht dagegen sein. Sie hat ein mildes Wesen und ein gutes Herz."

Nun saß er da in der warmen, hellen Stube. Es duftete nach Lebkuchen. Auf dem Kaminsims stand in zinnernem Krug ein Mistelbuschen mit vielen weißen Beeren, auf der Fensterbank eine Holzschale voller Martinskracherle.

„Wo wollt Ihr Euch hinwenden von hier aus?" fragte Frau Gertrud in das Schweigen, das in die Stube gefallen war. Sie lud ein paar dicke Buchenklötze in den Kamin, denn es war kalt draußen.

„Das weiß ich nicht, Madame."

„Dann könnt Ihr ruhig hier bleiben, bis Ihr Euch ein wenig erholt habt, und auch sehen, ob Mentelin sich bessert. Ihr habt es doch um uns verdient, hier ein Heim zu haben über die Weihnacht — und so lang Ihr wollt."

Sebald verneigte sich stumm auf seinem Platz. Ihm zitterte das Kinn, er hatte keine Gewalt über seine Sprache.

„Ihr wolltet doch nur eine Nacht bleiben, das würde Mentelin nicht dulden", fügte sie hastig hinzu.

„Wohl, ja, ich bleibe gern", stotterte er.

Der Kaspar Mentelin erholte sich bald ein wenig. Seufzend schlug er noch in dieser Nacht gegen Morgen die Augen auf, sah Gertrud, welche die Magd abgelöst hatte, am Bett sitzen, lächelte mühsam, streckte sich in der Weiche und Wärme seines Bettes und fiel in Schlaf.

Gertrud dachte unablässig an den fremden Gast. Sie sah dem abgehärmten Kranken ins Gesicht und dachte an den Falkner. Sie wurde traurig und erregt. Sie war einsamer und hilfloser als je zuvor.

So gingen Tage herum und lange, bange Nächte, in denen der Kranke oft fieberte, nach Sebald rief, nach Gertrud schrie. Sie standen beide an seinem Bett, schauten sich ernst und traurig an.

Die Magd, die sehr an dem Meister hing, sagte eines Morgens, am Morgen vor der Heiligen Nacht, zur Frau: „Heilewog müßt man holen. Dem Meister

auf die Stirn geben, die Lippen netzen. Es hat Kraft, das Wasser in dieser Nacht. Unbeschauen müßt Ihr's holen, Frau."

Die Magd sprach dringlich, wie eine Beschwörung. Die Frau meinte, das sei Aberglaube.

Je näher aber die Heilige Nacht kam, um so tiefer bohrte sich in das Gemüt der Frau die Frage: Sollst du es nicht holen, das gesegnete Wasser? Du willst wohl nicht! Du willst ihm nicht helfen, darum sagst du, es sei Aberglauben. Heilewog hast du doch auch für dich geholt, für das Kind unterm Herzen, hast den Leib genetzt damit, gut sei's für die Wehen. Und jetzt Aberglauben?

So kämpfte es in ihr. So kämpften Leidenschaft und Liebe in ihr. Sie war voller Geflüster Gut gegen Böse, Gewissen gegen heimliche Wünsche, Barmherzigkeit gegen Aufbegehren, Engel gegen Teufel.

Sebald Falkner saß in der Stube drunten und schnitzte an einem Bierbecher herum mit Bildern aus dem Krieg. Er war blaß und still, fast finster geworden. Nach der Weihnacht würde er gehen, gehen müssen um des Freundes willen und um der geliebten Frau die Ruhe wiederzugeben. Schweigend gehen, ohne sich zu verraten.

Nachts, als er nicht schlafen konnte, schlich er leise hinaus auf den Platz, trat in eine Gasse und schaute unverwandt zum Haus hinüber wie ein Träumer. Da huschte, Schlag zwölf Uhr, Madame aus der Haustür. Er wollte zu ihr eilen, glücklich wähnend, sie habe ihn entdeckt und käme zu ihm; aber seine Füße waren wie gebannt. Die Frau schritt langsam zum Brunnen, er sah sie gut in der lichten Nacht, senkte den Krug hinab, blieb eine Weile stehen, wandte sich und ging langsam wieder ins Haus. Heilewog hat sie geholt. Das Wunderwasser, das heilte in dieser Nacht. Heilewog oder Heiligwog nannten es die Leute seit alters her.

Gertrud trug ohne Säumen das Wasser in die Krankenstube und netzte damit dem Kranken Stirn und Mund.

Da trat der Gast herein, mit großem, stillem Blick sah er sie an. Nun entschied sie das Schicksal. Er wußte es, ohne daß er ihren Kampf geahnt hatte.

Der Kranke rührte sich, schlug die Augen auf, war hellwach.

„Ihr beide", sagte er leise, „Ihr gehört doch zusammen. Ich hab dir die Heimat versprochen, Sebald, Kriegskamerad. Nimm sie dir mit allem. Ich brauch sie nicht mehr."

„Mann, Mentelin", schluchzte die Frau plötzlich auf, „Ihr werdet gesund, ich hab Euch das Wasser geholt."

„Heiligwog, Frau, danke, es hat mich noch einmal geweckt, um euch zu sehen und zu segnen. Es ist alles gut."

„Heiligwog, Gottesgob, Glück ins Haus, Unglück raus", murmelte die Magd, nahm der Frau den Krug aus den bebenden Händen.

Doch Gertrud brach zusammen.

Die Entscheidung, um die es in ihr so heftig gekämpft hatte, mußte an ihrem Innersten allzu grausam gerüttelt haben. Sie hatte sich zum Leben des Mannes entschieden und das heilende Wasser geholt, ihn zu retten. Er aber nahm es, um alle Last von ihr zu nehmen, die Last der Erkenntnis, die Last des verschatteten Gemütes.

Indessen — sie war eine gesunde Frau, jung und biegsam noch. Sie war rein im Gewissen geblieben. Sebald Falkner wurde ihr Mann. Heilewog holte sie in jeder Weihnacht, jahrelang holte sie es für Kind um Kind mit reinem Gewissen.

Hermann Eris Busse



Licht muß wieder werden!

Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.
Laßt uns nicht fragen,
ob wir es sehen,
es wird geschehen:
Auferstehen wird ein neues Licht.
Waren unsre Besten nicht
ein wanderndes Sehnen, unerfüllt,
nach Licht, das da quillt,
von ihnen noch ungesehen?
Es wird geschehen!
Laßt uns nicht zagen,
Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.

Hermann Claudius

Weihnacht

Laßt um des Herdes warme Glut uns hocken,
die Lichter strahlen frohe Sendung aus,
indes der weiße Mond mit blanken Flocken
umspinnt das so erhellte, stille Haus.
Der Mutter sanfter Stimme nun zu lauschen,
daraus die schönsten Märchen bunt erblühn,
derweil von fern die frommen Wälder rauschen
und Sterne tief sich in den Himmel glühn,
gilt unser Wunsch, daß selbst die Kleinsten schweigen,
und große Augen durch die Dämmerung sehn,
bis leichte Schritte auf verschneiten Zweigen
des ersten Traumes in die Weihnacht gehn.

Herbert Böhme

Die Tiere im Walde

Da saß er in seiner Hütte, bärtig und ledern geworden, der Bäumefäller Ruppenpuck. Wer seinen Namen sprach, meinte die Hiebe einer Axt zu hören; vielleicht hatte sich das Wort auch so gebildet vor grauen Jahren, denn die Ruppenpucks sind immer Holzhacker gewesen. Der heutige Ruppenpuck aber, Gott segne seine Einsamkeit, war ein ernster Mann: Fünf Kinder wuchsen in die Welt, wo blieben sie nun? Verheiratet da und dort, der jüngste Sohn bei den Münchener Soldaten. Zum erstenmal mußte der Vater allein sein im Winter, das griff an die Seele, das zehrte im Gemüt. So ein Witmann hob viele Gedanken auf und streute sie vor sich hin. Ja, Menschen vom Schlage Ruppenpucks kannten das Leben wie ihren Wald: Man wußte, wo Altes zu fallen hatte und wo Schonungen sprossen, man kannte die Füchse, die Elstern, die Hasenfüße, je nun: „Des Menschen Dasein gleicht dem Walde, man kommt und geht auf schmaler Halde..."

Heuer schneite es in treibenden Wirbeln, bald rasch, bald schwebend. Der Alte schaute durchs Fenster und sog etwas Qualm aus dem Mutz: Wenn nun, sann Ruppenpuck, wenn nun die Wälder wie Menschen sind, sollte man ihnen nicht einmal auch Liebes tun, bevor sie geholzt werden? Das Pflegen und Hobeln, das Formen und Schnitzen, das alles geschieht nach dem Fällen, doch zu Lebzeiten müßte man freundlich sein den Bäumen, den Ästen, den Rinden.

Da die Weihnacht in der Nähe war, heuer mit Schnee und Zapfen, kam dem Witmann ein Einfall, der ihn entzündete: Alleine saß er im warmen Gelaß, das Öflein miaute, die Pendeluhr pulste voll milder Beruhigung; einen Baum will ich zieren zum Heiligabend, meinte Ruppenpuck, auch wenn ich einsam bin zum erstenmal. Darf ich aber einzig meinetwegen eine gesunde Tanne oder Fichte sterben lassen, ihr den Garaus machen mit Säge und Beil? Ich tu es nicht, ich will es nimmer, es fließt genügend harzig Blut ohnedies.

Also klomm der Brave zum Söller seiner Hütte, summte ein Lied in sich, holte die staubige Weihnachtskiste, die mit den bunten Glaskugeln, den Silberfäden, den Kerzen. Und weil in der Ofenstube ein Paket der fernen Kinder stand, eine Bescherung von Äpfeln, Pfeffernüssen und Spekulatiusfiguren, gab sich der fromme Rübezahl an die Arbeit: Er trug den lieben Plunder hinaus in den Winterwald, auch die Äpfel und alles Gebäck. Suchte sich, dieweil der Atem dampfte, eine ranke Tanne, eine, die alleinstand wie er selber. Lieber Bruder Baum.

Immer noch flockte der Himmel, die Daunen und Federn wimmelten, und wenn solche Winzigkeit auf den Handrücken fiel, zerging das kalte Wunder in lauter Sternlein aus Kristall.

Noch war es Tag, unterm Schritt knirschte es, auf allen Ästen lag die weiße, dicke Last und bog das Gezweig zur schimmernden Erde.

Ruppenpuck hatte seinen Plan: Den lebendigen Tannenbaum wollte er festlich putzen. Mit einem Stern auf dem Wipfel, mit glimmernden Fäden ringsum, und viele Äpfel, viele Kringel und Figuren, solche aus leckerem Teig, baumelten bald neben den bunten Glaskugeln, zu denen wohl zwanzig farbige Kerzen kamen.

Als das alles fertig war, eine Herrlichkeit vom Boden bis zur Höhe, klatschte der Alte in die Hände, blies sich die Finger warm und stampfte rechts wie links: Noch sind die Kerzen stumm, lachte er. Zur Nacht aber, wenn's finster ist, komme ich wieder und zünde jedes Lichtlein an. Das soll eine Hochzeit geben für die Tanne, für den ganzen Wald, ringsum wird alles heilig scheinen vom Widerglanz meiner Flammen!

Heim trollte Ruppenpuck, der mühsame Holzhacker. Er sah aus mit seiner leeren Kiste, dem Bart und der Haube aus Kaninchenfell, als wäre er einem Märchenbuch abhandengekommen, oder als hätte er nicht mehr weit zum Maler Moritz von Schwind. Es war dem Einsamen zumut, als brauche er sich nimmer zu graulen vor dem Alleinsein am Heiligen Abend, den er früher mit der Frau und vielen gelockten Kindern gefeiert, — heute war das Nest so leer wie der Schwalben Bau unterm Balken. Der letzte Junge bei den Soldaten. Ach, die Stadt lag weit.

Um Mitternacht — dies sollte man verhaltenen Atems nur erfahren —, Glock zwölf Uhr, als die Erde ihren Pelz immer dicker legte Schicht um Schicht, tappte Ruppenpuck wieder hinaus. Zum Bruder Baum wollte er, eine alte Laterne schwankte an der Faust, das machte den eigenen Schatten zu einem taumelnden Gespenst. Und die Stiefel, die schweren, bohrten Gruben in den Schnee. Eine Spur blieb hinter dem Alten, als wäre ein Bär leibhaftig durch Tann und Dickicht spaziert.

Nun, zum funkelnden Baume gekommen, setzte Ruppenpuck die Laterne ab. Holte einen Kienspan dann, machte ihn flammend, ließ so Kerze um Kerze lebendig werden, auf jedem Docht züngelte ein Seelchen. Schön war das. Und reich machte es. Könnte die Tanne, deren Silberfäden knisterten, ein Wörtlein sprechen, oder etwas singen, leise wie alles Geheimnisvolle. In jeder Kugel blitzte es froh, und wenn eine Flocke vom Winterhimmel ins brennende Wachs auf den Ästen sank, war ein brutzelnd Geräusch zu hören, daß die sichtbare Pracht der Äpfel und gebackenen Kringel köstlich erglänzte.

Ruppenpuck ließ sich verzücken. Schritt um Schritt wich er zurück, das Bild des Leuchtens auch aus der Ferne zu preisen. Und er hockte nieder auf einen Wurzelstumpf, kauerte sich, faltete die Hände, das gekerbte Angesicht schien glatter, jünger zu werden mit jedem Augenblick.

Da geschah ein Wunder, wir wollen es so nennen: Aus dem Unterholz trat ein Reh, schnupperte umher, und weil die Luft nach Frieden schmeckte, kamen zwei neue Tiere hernach. Bald flatterten Vögel außerdem, Finken, Krähen, arme Amseln. Alle die Gäste, die großen wie kleinen, umzingelten des Baumes freundliche Bescherung. Die Rehe bogen die Hälse hinauf, Kringel und Brezel zu knuspern. Die Finken pickten einen Apfel auf, und was an Krümeln sonst zur Erde fiel, das holten die Krähen oder Amseln. Und das Staunen wuchs, da eines Eichkätzchens flotter Vorwitz den Stamm erklomm, so jach und voll Gier, daß die Kerzen umeinander schwangen auf ihren seufzenden Ästen...

Stille Nacht, heilige Nacht, summte es neu in Ruppenpucks fiebernder Seele. Heiß war der Mann, glühend pochte sein Blut: Um dieses Zaubers Erscheinung müßte die Welt ihn krönen. Wer so am Zipfel des Paradieses rühren durfte, daß man die Sprache von Baum und Tier zu tauschen meinte, der war nie allein, würde auch nimmer einsam werden.

Eine Stunde dauerte der Spuk, des Herrgotts Milde lächelte fühlbar drüber hin, — bis eine Kerze nach der anderen erlosch.

Noch in der Dunkelheit schwebte ein Duft vom wächsernen Rauch süß umher. Des Baumes Atzung aber war geplündert bis zum letzten Brocken, nur die bunten gläsernen Kugeln schimmerten im Widerschein der müden Laterne.

Ruppenpuck schloß der Hände Demut wieder auf, Finger um Finger geschah das und langsam wie nach dem Beten. Als er, vom Reigen der Flocken begleitet, heimwärts tappte, tropften ihm Tränen in den Bart, dort froren sie ein,

so rauh blies der Frost. Und wäre des Mannes Geschichte ein Märchen, würde ich, allen Guten zum Trost, nunmehr verkünden: Schaut, als der Alte nach Hause kam, waren echte Perlen geworden im Bart; die durfte der Arme verkaufen in der großen Stadt, also dämmerte seines Lebens Abend voll Reichtum, Friede und Glück...

Wir wollen ihn grüßen, den einsamen Holzhacker Ruppenpuck.

Heinz Steguweit

Nun kommen die Wochen wieder,
die leise und festlich geh'n,
in denen die Weihnachtslieder
am Wege der Menschen steh'n.
Es kommen voll Wunsch und Frage
der Kindheit goldene Tage
und wollen dich fröhlich seh'n.
Die Tannen im strengen Kleide
tragen ein Flimmergewand.
Jedem Geschöpf eine Freude,
jedem die gebende Hand,
jedem Herzen ein Glaube,
jeder Hoffnung ein Traum,
und daß keiner uns raube
die Stunde am Weihnachtsbaum.

Edith Gräfin Salburg



Durch die Brandung

Es war ein sonderbarer Tag gewesen, frostig, doch ohne Eis und ohne Schnee — Sturmnähe und dennoch still. Am Strande gor die Brandung bleiern auf. Das Meer blänkerte dunkelgrün und unheimlich. Am Himmel gingen die großen Wolken wie lautlose Glocken. Zum Heiligen Abend kroch dann der Nebel über das Land.

Der Strandwächter Bussow, dessen Haus abseits vom Dorfe mitten in den Dünenfichten steht, ging noch einmal hinaus, um am Strande nach dem Rechten zu sehen. Er nahm den Hund kurz an die Leine und stand lange auf der Düne und lauschte in die Dunkelheit.

Vom Schulzenhof, der ihm am nächsten lag, hörte er feierlichen Gesang und den Orgelton einer Ziehharmonika. Da feierten sie Weihnachten mit Tannengrün und Lichtern und hatten die Brandung vergessen. Thees Bussow aber war unruhig in sich, und sein Hund spürte es auch, daß die Stille neben dem Singen da drüben noch einen anderen Ton hatte, der nicht recht zu deuten war, der mit der Brandung kam und verebbte, manchmal wie ein ferner Schrei, ein Rufen weither.

Der Hund bellte knurrend auf. Und nun war deutlich über dem großen Wasser ein Licht zu sehen; wie ein flimmernder Tannenbaum sprühte es durch den Nebel: Not — Not! Das Singen im Schulzenhof mußte jäh verstummen, als der Strandwächter an den Fensterladen klopfte: „Schipp im Strand!"

Der Ruf gellte von Haus zu Haus. Er zerriß den Feierklang der Stille und löschte die Lichter aus, eines nach dem andern. Statt dessen flammten blutrot die Fackeln auf. Die Männer schlumpten in ihre Seestiefel; das Öltuch schwappte um ihre Leiber.

Wieder der Tannenbaum über dem Meer. — Was braucht ihr Lichter in der Stube! Hier sind euch andere angezündet. und ihr sollt nur wissen, wozu diese Nacht euch ruft!

„Wie weit ab, Michel?" „Beim großen Riff — wo denn sonst wohl, he? Schlammsand und Braksand — da knirscht der Kiel."

Sechs Männer machen das Boot klar, stoßen ab. Vier Riemenpaare heben sich in das Grau, das die Brandung gespenstisch belebt.

Michel Wendt steht vorn mit dem Nebelglas. Kassen Brand sitzt am Heck und hält die Pinne. Die Brandung klatscht und faucht. Ein Wind hebt leise zu singen an, als wolle er trösten. Aber Fackeln sind keine Weihnachtslichter.

Die Leute sammeln sich auf der Düne und am Strande. Sie kennen ihren Strand und es ist nicht das erstemal, daß die See ihnen ein Schiff zubringt. Aber am Heiligen Abend — das hat selbst August Sell, der schon neunzig Jahre alt ist, noch nicht erlebt. Es greift ihnen allen ans Herz, und niemals war der Wunsch, den Unbekannten da draußen zu helfen, stärker als in dieser Nacht.

Sie warten lange. In Abständen schießen die Männer ihre Leuchtkugeln hoch.

Es ging dann auf Mitternacht. Das Singen des Windes hob sich größer auf. Er pfiff schon manchmal über die Düne wie ein unheimlicher Flötenbläser, der sich im Spielen versucht. Eine Stunde später kam der Sturm klar aus Nordnordwest. Er fegte die Nebel hinweg und streifte mit seiner großen Hand über die grauen Dächer, als wolle er das Leben erfühlen, das sich darunter verbirgt. Die Frauen und Kinder waren längst in ihren Kammern, harrten in Bangen der Heimkehrenden. Tannengrün und Lichter hatten nicht mehr viel zu sagen.

Draußen bohrten sich die Blicke der Wartenden in die Dunkelheit. Kein Ruf? Kein Laut?

Da, das dumpfe regelmäßige Poltern, mit dem die Riemen an die Dollen schlagen. Und Rufe jetzt: Hallo — he! „Hier — ho — ho!"

Der Fackelschein wurde lebendig. Das Boot knirschte im Sand. Michel Wendt, der Schulze — ein Hüne von Gestalt — sprang als erster ans Land. Der Gischt plantschte um seine großen Stiefel.

„Was ist? — Wie steht es? — Wen bringt ihr?"

Die Frager bekamen ihre Antwort im Schweigen und Schauen. Die Schiffbrüchigen sind da; — sie stehen ohne Wort, ergreifen die Hände der Zunächststehenden, und ihr Blick ist Not und Dank in einem. Aber was ist das? — Man hebt eine Frau ans Trockene, stützt und trägt sie. Ihr Gesicht ist so weiß wie der blanke Gischt. Sie hat keine Hand zu danken, sie hat keinen Blick ringsum. An ihre Brust hält sie, in Tücher gewickelt, ein kleines Kind. Sie birgt es so fest in ihren Armen, als fürchte sie, man könne es ihr entreißen, und ihre Augen suchen nur immer das kleine Gesicht. Es lebt, es atmet, und sein zitternder Schrei zerflattert im singenden Wind. —

Man bringt sie ins Schulzenhaus. In der großen Stube sitzen sie dann alle. Aline Wendt hat die Lichter wieder angezündet, — wahrhaftig, sie hat es getan und weiß wohl warum. Es ist doch ein größeres Fest als jemals; aber seine Freude wird nur tief innen laut.

Auf der Diele drängen sich die Fischer und ihre Frauen: sie bringen trockene Kleider. Der Schulze soll doch allein nicht alles schaffen. Und sie bringen Äpfel und Weihnachtsgebäck. Ihre Herzen sind übervoll und feierlich.

Auf der Ofenbank, den Rücken gelehnt an die warmen Kacheln, sitzt die fremde Frau, hält vor sich auf dem Schoße ihr Kind und wiegt es und hat ihren Blick gesenkt. Man sah es wohl manchmal auf alten Bildern so, und doch ist es hier die klare Wirklichkeit.

Draußen braust der Wintersturm. Draußen zerschlagen die Wellen den kleinen verirrten Segler. Hier drinnen aber sitzen sie um das friedliche Bild der Heiligen Nacht. — Keiner im Dorf wird jemals diesen Weihnachtsabend vergessen.

Wilhelm-Gerd Kunde

Des Lichtes Sieg

Lichter auf Gräbern in reicher Zahl
strahlten durch Tage der Toten,
setzten den Ahnen ein feuriges Mal,
bleibender Liebe helleuchtender Strahl
Denen, die vor uns geboten.

Lichter des Lebens in grünem Ring
bringt dann des Jahreslaufs Kreisen.
Tod gebirt Leben — ein jegliches Ding,
sei es ein großes und sei es gering,
will auf des Lichtes Sieg weisen.

Wilhelm Stölting



Julzeit

Die Sonne ist versunken,
Nacht über Wald und Feld,
im Dunkel tief ertrunken
all süße Lust der Welt.
Laß fahren Herz, laß fahren,
sei stark in Not und Pein,
bald wird auf Nordlands Erde
ein neuer Frühling sein!

Und liegt im Schnee begraben
das Land so weiß und weit
und rufen rauh die Raben,
erfüllt ist bald die Zeit.
Es soll uns nimmer schrecken
ein Dunkel noch so groß,
das Licht wird neu geboren
aus ew'gem Mutterschoß!

Ist eine Nacht der Nächte,
da wächst das Wunder leis,
die ew'gen Gottesmächte
bezwingen Nacht und Eis!
Laß helle Kerzen brennen
im Saal und Innern dein,
bald wird auf Nordlands Erde
ein neuer Frühling sein!

Guntram E. Pohl

Die Treue des Bauerngrafen

Pfeifend fuhr der Sturm über die weißen Felder der Mark, verfing sich heulend in den Stämmen der mächtigen Wälder, fegte den Schnee von den Ästen, daß er stäubend durch die glasige Luft wirbelte, ließ die Bäume mit kahlen gefrorenen Armen aneinanderschlagen, brach hier und dort ein unbiegsames Holz und schleuderte das tote, schwarze Ding den Pferden im vollen Lauf zum Schrecken vor die Hufe. Stunde um Stunde trabte die kleine Reiterschar durch die Winternacht den verschneiten Weg nach Südosten, der Elbe zu. Bald leuchtete durch Wolkenfetzen der halbe Mond, bald ließ er Mann und Roß durch tiefe Finsternis sich vorwärts tasten.

Längst war keine Ordnung mehr in dem Beritt. Jeder hielt sich an den schonungslos voraneilenden Mann, so gut er konnte, aber immer weiter zog sich die Kette der keuchenden Tiere unter verbissen anspornenden Reitern auseinander. Die knappe Rast um Mitternacht an der Osterburg hatte kaum neue Kräfte gebracht. Schon eine Meile weiter erkannte der Vorreiter das Zwecklose seines Jagens und fiel in Schritt. Mit langen Zapfen gefrorenen Schaumes am Maul, tief nickend stapfte sein Tier weiter, und einzeln schlossen die Zurückgebliebenen langsam, viel zu langsam auf.

Der Weg führte jetzt über freies Feld und gab den Blick im eben wieder verschwindenden Schein des Mondes noch einmal frei. Der Mann an der Spitze drehte sich im Sattel um, ungeduldig sah er nach den noch immer nicht herangekommenen Nachzüglern und rief ihnen zu, sich endlich zu beeilen. Die zornige Stimme des Riesen dröhnte, daß sein Schimmel erschrocken antrabte. Mit einem Scheltwort hielt er ihn zurück. Dabei hörte er aber neben sich, nein, vor sich einen anderen Hufschlag auch in Trab und vom Trab in Galopp fallen. Gegen den matten Schimmer der Schneedecke erkannte er, wie ein Reiter, der sich bisher an seiner Seite gehalten hatte, davonpreschte wie die wilde Jagd.

„Halt!" schrie Albrecht wütend. „Baderich, halt doch!"

Er bekam keine Antwort. Bald war der Dornburger nicht mehr zu sehen, nur die schnellen Hufe seines Rappen klangen in gleichmäßigem Doppeltakt noch von weit her. Der Markgraf gab dem Schimmel die Sporen, aber er erkannte sofort, das brave Tier würde den Flamen des Bauerngrafen nimmermehr einholen. Er hetzte die sechs Ritter hinterher, die sich in Osterburg frisch dem Zuge angeschlossen hatten; sie sprengten vor, aber bald ließen sie sich einer nach dem anderen, von dem nachfolgenden Trupp wieder auflesen und bekannten kleinlaut, den Flüchtling nicht einmal mehr gesehen zu haben. Albrecht fluchte nicht mehr. In grimmigem Schweigen klagte er sich selbst an: Wie hatte er nur dem finsteren, undurchschaubaren Manne so vertrauen können, daß er ihn mit auf diese Reise nahm! Zehn Jahre lang hatte er ihn nun

scharf beobachtet und bewacht, daß er ja keine Möglichkeit zur Rache für die Hinrichtung seines Bruders fände — um heute ihn fast selbst auf die Gelegenheit dazu zu bringen! Und zu welcher Rache! Wenn gerade jetzt, in der wachsenden Spannung mit dem Herzog, im Rücken der Askanier jenseits der Elbe ein feindliches Wendenland entstünde, das wäre kein Nadelstich für Albrecht, nein, der Todesstoß!

Die mächtige Pranke im Eisenhandschuh faßte nach dem Schwert. Der Ritt ging weiter. —

Wieder hatte eine weite, offene Schneefläche den dunklen Wald abgelöst, die Männer spornten ihre Tiere an, aber der gleichmäßig weiße Boden war trügerisch: unter der Schneedecke verbarg sich schwarzes, glattes Eis, unterbrochen von gefährlichen Höckern und Stümpfen; sie ritten auf überschwemmten, jetzt gefrorenen Wiesen der Elbniederung. Den durch die Vorsicht gebotenen Aufenthalt nahm der Anführer jetzt ohne Murren hin. Er sah das Ziel des wilden Rittes für heute nahe, Arneburg und den Übergang über den Strom. Der Brandenburger Junker hatte gemeldet, daß die Elbe in der Mitte noch offen sei und stark mit Eis gehe; mit knapper Not war er bei Sandau von einem Fischer im Kahn herübergebracht worden, das Pferd hatte er drüben lassen und im Dorf ein neues nehmen müssen. Der Markgraf sorgte sich schwer. Kam er nicht hinüber mit der ganzen Schar und mit den Tieren, so gab es jenseits kein Weiterkommen, so war das Spiel verloren.

Auf einer Bodenwelle seitab lagen ein paar Häuser, sie gehörten zu einem der neuen Flamendörfer des Bauerngrafen. Klar zeichneten sich unter hohen, verschneiten Dächern die dunkler beschatteten festen Wände ab, still und friedvoll. Aus einem Fensterladen blinkte Licht durch die Spalten.

Im Bogen hinter dem Dorfhügel riß der Markgraf den trabenden Schimmel plötzlich zurück, daß das Tier sich bäumte und schäumend und schnaubend stand. Hinter ihm hielten ebenso die Ritter. Voraus erkannten sie als breite, schwarze Fläche den offenen Strom. Poltern und Klirren der Eisschollen erfüllte jetzt deutlich die harrende Stille. Aber ein anderes Geräusch mischte sich darein, unerwartet und bedrohlich: ein Gewirr von Männerstimmen! Ungewiß zu sehen gegen den matten Schimmer von Mondlicht und Schnee, bewegten sich am Ufer ein Stück stromauf verschwommene Schatten, eine Fackel schwankte im Lauf ihres Trägers vom Rücken des Hügels hinab.

Da hallte gedehnt ein Ruf durch die Nacht: „Hoi! Hoio!"

Die Reiter fuhren herum. Auf halbem Wege zwischen ihnen und dem verdächtigen Gewimmel unten am Strom löste sich ein Schatten schnell vom Boden, rannte ein Mann in wilder Flucht hinunter. Ein vielstimmiges Geschrei antwortete ihm dort am Ufer: „Hoio! Hoi!"

Der Markgraf übersah noch einmal sein Häuflein — und warf den Kopf

in den Nacken. Hier galt kein Bedenken, kein Berechnen mehr. Nur ein Wort galt noch: „Drauf und dran, ihr Herren!"

Nach gut 200 Schritten hielt ein Hindernis den schwerfälligen Galopp auf: zwei Fackeln, im Kreis geschwenkt, versperrten Weg und Sicht. In ihrem Schein glitzerte glutrot die Rüstung eines Ritters: Baderich.

„Verräter!" brüllte Albrecht ihn an und hob das Schwert.

Sein Gegenüber aber streckte die waffenlosen Hände aus, und seine Antwort klang leise, beherrscht und kalt: Ihr irrt, Herr Markgraf. Hier sind hundert Bauern und Knechte, bereit, Euch mit Mann und Roß überzusetzen, wenn's beliebt. Die Kähne liegen schon draußen auf dem Eis." Er rief über die Schulter: „Stimmt's, Fläminge?"

„Ja, Vogt!" donnerte es vielstimmig, und vom Strom her kam singendes Echo: „Hoi! Hoio!"

Der Fürst saß stumm. Langsam glitt die Waffe in die Scheide. Da sprach der Bauerngraf noch einmal, ein wenig verändert schien der Stimme Klang; war es noch Spott, sollte es eine verschämte Bitte sein, weil er im Grunde den Verdacht verstand? „Verzeiht, ich mußte eilen, sie zu wecken."

Noch immer ließ Albrecht den eigensinnigen Gefolgsmann und unvermutet findigen Helfer nicht aus dem prüfenden Blick. Endlich sprang er aus dem Sattel und drückte ihm, Eisen in Eisen, die Hand. Dann reckte er den Arm und rief schallend in das Dunkel hinter den Fackeln: „Da geht der Strom. Drauf und dran, ihr Männer!" —

Endlos lange schien die Überfahrt der kleinen Schar zu dauern. Längst flackerten am nahen Waldrand mächtige Lagerfeuer; die schon herüber waren, taten sich an den reichen Gaben der Bauern gütlich, Mann und Roß, und genossen in müder Stille Rast, Windschutz, Wärme, Speise und Trank. Auch der Markgraf sehnte sich nach ein wenig Ruhe. Ungeduldig wartete er auf den Dornburger. Der kam endlich mit dem letzten Boot. Es stieß genau vor dem Standplatz des Fürsten an, er eilte heran und half, die beiden Pferde herauszuführen, stützte dann die Männer beim Sprung aufs Eis. Es waren Baderich und ein Bauer.

„Das ist Freerk Koorts", erklärte der Siedlervogt, „der Bauermeister hier vom Dorf. Er möchte mit nach Brandenburg, wenn es Euch gefällt."

Da hieß Albrecht den neuen Helfer willkommen. Freerk wandte sich zurück zum Boot, das gerade abstieß, und rief der vermummten, hohen Gestalt am Steuerruder einen Abschied zu: „Nimm dich der Frau recht an, hörst du? Daß sie sich nicht zu viele Sorgen macht!"

In guter Laune hob Albrecht mahnend den Finger. „Ich würde nicht mein Weib dem Knechte so angelegentlich empfehlen, Freerk, wenn ich ausreite!"

Freerk lachte wieder laut. „Dem Knechte?! Das ist meine Schwester Wiebke, Herr!"

Der Markgraf folgte still mit den Augen dem Boot, das im Mondlicht sich tastend durch das treibende Eis den Heimweg bahnte, immer wieder schwankend, gestoßen, gerüttelt und aus dem Kurs gebracht, doch stetig weitergezogen von den Rudern in festen Bauernhänden und sicher wieder in die rechte Bahn zurückgelenkt — von einer Frau. Nachdenklich wandte er sich an Baderich. „Sind so die Frauen Eurer Bauern alle?"

Zögern bekam er Bescheid. „So — nein. Ist nur die eine, soviel ich weiß."

Freerk hatte sich inzwischen seine richtige Antwort auf den Scherz des Fürsten überlegt und sagte bedächtig — Albrecht, der schon an ganz andere Dinge dachte, verstand ihn erst gar nicht —: „Von den anderen hat allerdings mancher seinen Hof dem Knechte anvertrauen müssen."

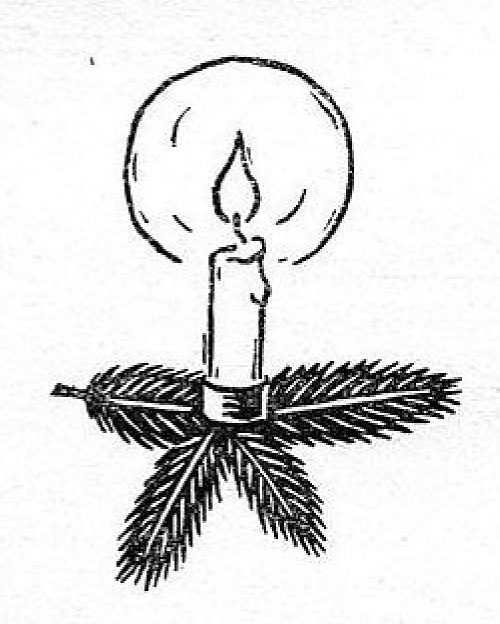
„Den anderen?" wunderte sich der Markgraf.

„Nun ja, Herr! An die fünfzig Mann, bewaffnet und zu Pferde wie der Vogt befohlen", meldete der Bauer stolz. Und gerade sahen sie im Hinaufgehen zu den Feuern den stattlichen Zug von seiner weiter abwärts gelegenen Landestelle herankommen.

Albrecht war sprachlos. Von all den Überraschungen dieser Winternacht war das die größte und schönste. Er faßte Baderich bei beiden Händen, dann auch den erstaunten Freerk und sagte endlich leise: „Das soll Euch nicht vergessen werden, Baderich."

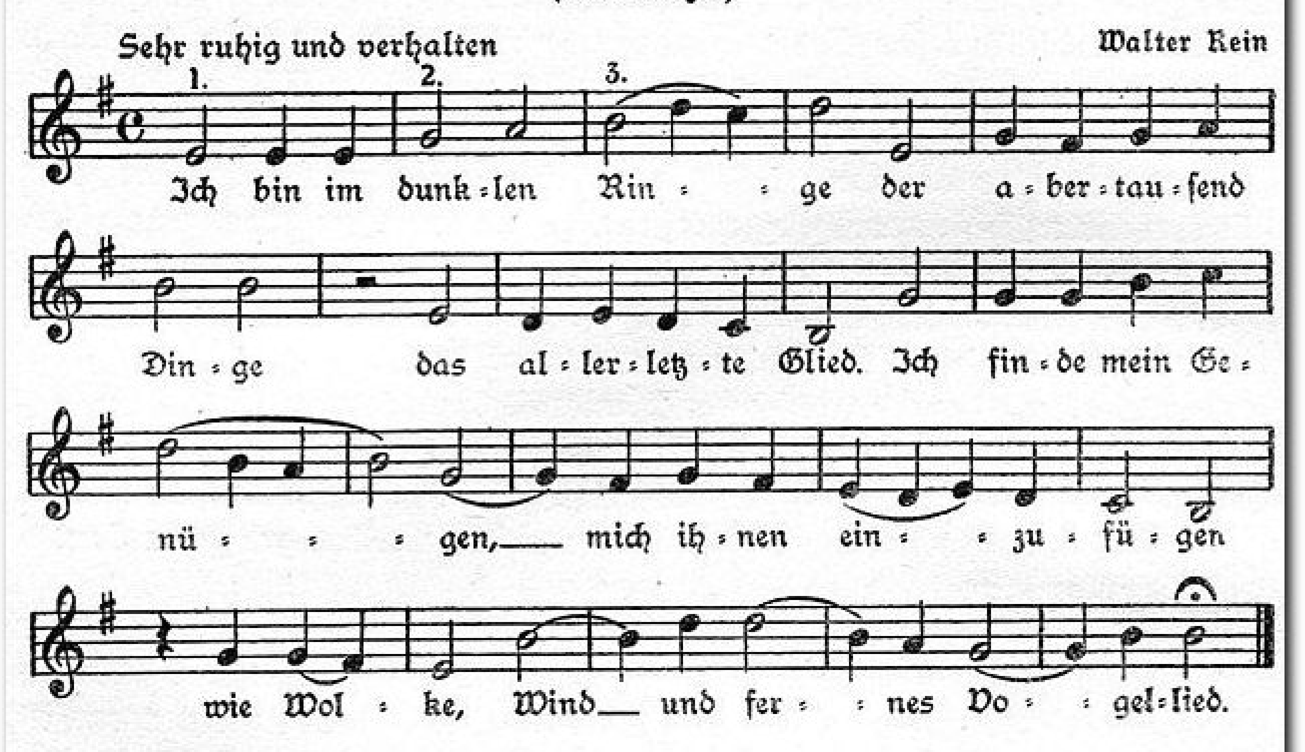
Der verzog keine Miene, sagte kein Wort, erwiderte kaum den Händedruck und ging mit starrer, finsterer Miene zu seinen Bauern.

Rudolf Ramlow



Im dunklen Ringe

(Karl Bröger)



Weihnachtsabend

In Dunkelheit und Wind verschwebt ein Glockenklingen.
Horch, lachte nicht ein Kind? O heimchenzartes Singen!
Von meines Nachbars Haus, wie strahlt der kerzenhelle,
funkelnde Baum hinaus! Auf der vereisten Schwelle

liegt noch ein Tannenzweig. Leis hebe ich ihn auf.
Wie steigt erinnerungsreich sein Waldduft zu mir auf!
Oh, du, der uns bewacht, sieh in der dunklen stillen,
der heilgen Weihnachtsnacht mein Volk voll gutem Willen

geschwisterlich vereint in deinem Lichte stehend,
in ihm, das uns durchscheint, die Not des Nächsten sehend,
in Winterdunkelheit, voll Krieg, Haß und Beschwerden,
zu dienen ihm bereit,
voll Glaube neuer Zeit,
daß Friede wird auf Erden!

Agnes Miegel

Laßt nicht diese Nacht

Laßt nicht diese Nacht vorübergehn,
ohne an den tausendfachen Feuern
ihrer Sterne, unnennbar und schön,
eure Herzen wundersam zu neuern.

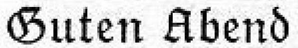
Dunkel ist die Welt in dieser Stunde,
dunkel von Jahrtausenden und schwer.
Aber wir sind neuen Lichtes Kunde,
denn wir wollen endlich einmal mehr,

als aus Hader und Gewalt und Blut
eines satten Lebens Früchte raffen.
Wir woll'n gold'ne Helligkeit und Glut
einer neuen Volkheit gültig schaffen.

Das ist die Berufung dieser Nacht:
Sind wir besser, wird es besser sein!
Und vom deutschen Licht und seiner Pracht
leuchtet bald die Welt in hellem Schein.

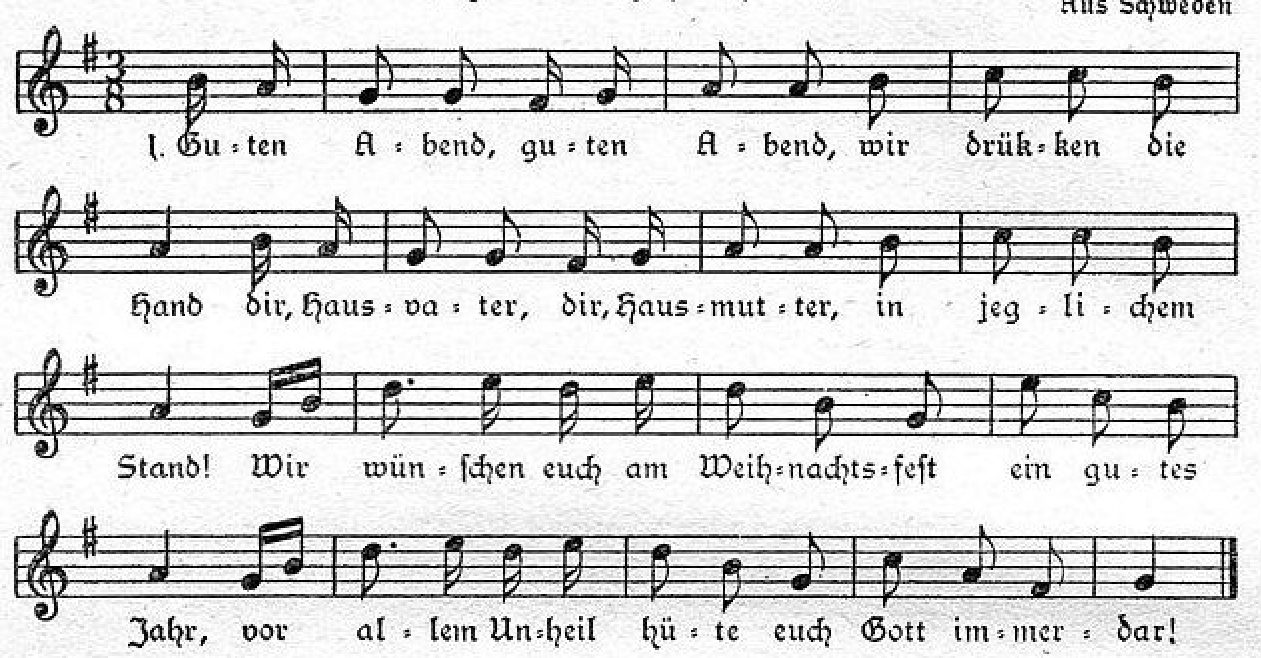
Darum nehmt die wunderbaren Flammen
still und gläubig in den Herzen mit
und bewahrt sie heilig — sie verdammen
alle Nacht! — und die ihr noch entstammen,
werden welken unter unsrem Schritt!

Erich Otto Busch



(Textbearbeitung Hans Helmut)

Aus Schweden



2. Eine Weihnacht, reich an Spenden, das wünschen wir euch, allen Männern, allen Frauen, den Kindern zugleich; es bringe euch die Weihnachtszeit Gaben gar schön und laß es allen Menschen nach ihrem Wunsch gehn!

3. Hell erglänzen heut die Kerzen, hell strahlet der Baum, singt und jubelt, gebt im Herzen der Fröhlichkeit Raum, gedenkt auch eurer Nachbarsleut, armer zumal, wünscht allen, die beisammen heut, Glück ohne Zahl!



Das Weihnachtsbäumchen des Elbschiffers

Man sieht es dem Häuschen bei Schandau, das sich im Elbstrom spiegelt, gleich an, daß es das Häuschen eines Schiffers ist: über der Tür ist ein Schmuck in Sandstein ausgehauen, der einen Elbkahn mit Segel darstellt; die blecherne Wetterfahne auf der Gartenlaube zeigt ein Schiff, das sich nach dem Winde dreht; und vor dem Häuschen steht ein hoher Mast, an dem an besonderen Tagen ein langer, schmaler Schiffswimpel flattert.

In den oberen Stuben wohnt der Schiffer mit seiner Frau und dem zehnjährigen Töchterchen Elfriede; in den unteren Räumen herbergt ein Steinbrecher, der in den nahen Sandsteinbrüchen arbeitet, mit Frau und vier Kindern. Als Elfriedchen noch nicht schulpflichtig war, ist die Mutter oft monatelang mit dem Töchterchen auf dem Kahne beim Vater gewesen, um ihm die Wirtschaft zu versorgen und das Leben leichter zu machen; seitdem aber Elfriede die Schule besuchen muß, bleibt die Mutter mit an Land in der Heimat.

Wieder ist Weihnachten nahe. Letzte und auch vorletzte Weihnachten ist der Vater am Heiligen Abend und an den Feiertagen nicht zu Hause bei den Seinen gewesen; da hat er das Fest der Familie fern von der Familie einsam in seinem Kahnstübchen feiern müssen, und zu Hause haben sich Frau und Kind nach ihm gesehnt. Aber dieses Jahr wird er heimkommen; dieses Jahr wird's passen! Da wird sein Kahn in Dresden liegen, von wo aus er ja schnell mit der Bahn oder mit dem Kraftwagen nach Schandau fahren kann.

Die Mutter hat darum eine schöne, große Fichte mit einer gutgewachsenen sechsästigen Krone gekauft, und Mutter und Tochter haben den Baum mit Äpfeln und Nüssen, Pfefferkuchen und Zuckerwerk, goldenen Sternen und kleinen Glaskugeln und mit Silberhaar überreich zu einem wahren Wunderbaum geschmückt. Endlich einmal ein Weihnachtsfest, wo alle drei beisamen sein werden!

Aber es kam anders! Zwei Tage vor Weihnachten mußte der Schiffer mit Ladung von Dresden nach Hamburg. Es ging alles so eilig, daß er nur schnell eine Postkarte an die Seinen schreiben und für sich am Dresdener Hafen ein Bäumchen mit weißem Holzkreuz kaufen konnte. Ein Bäumchen mußte er haben. Er hatte noch kaum ein Weihnachtsfest ohne Baum verlebt. Der Baum brachte ihm den Duft seiner Waldheimat, des Elbsandsteingebirges, in die kleine Kahnstube und nicht nur den Duft, sondern das Bild des ganzen Waldes mit Pilzen und Beeren, Vögeln und Hirschen.

Am Heiligen Abend saßen Mutter und Tochter still und ein wenig traurig vor ihrem Lichterbaum, dem großen und schönen, der ja zu allererst für den Vater gekauft und geschmückt worden war. Um dieselbe Zeit saß der Vater müde und abgespannt in seinem Stübchen im Fahrzeug, fern, fern von den

Seinen. Er saß vor seiner kleinen Fichte. Das vom Wind aufgeregte Wasser rüttelte am Steuer. Aus dem Elbstädtchen, in dessen Nähe er Feierabend gemacht hatte, klangen die Glocken zu dem Einsamen in seinem Kahn auf dem schwarzen Strom.

Der Vater mußte länger in Hamburg bleiben, als er gedacht hatte, denn es paßte nicht gleich mit Ladung nach Sachsen. Am Jahresschluß und zu Neujahr lag er noch in Hamburg. Sein Bäumchen nadelte sehr. Auch die große Fichte zu Hause in der warmen Stube wurde dürr, so daß die Mutter einige Tage vor Schulbeginn die kleine Elfriede aufforderte, den Baum abzuputzen, da er ja auch, eben weil er so groß sei, im Wege stehe; der Vater werde doch nicht zurechtkommen, sich noch an ihm zu erfreuen. Elfriede wollte nicht ans Ableeren gehen, aber die Mutter gab nicht nach. Die Kinder des Steinbrechers halfen, und so war dem Baume gar schnell das Wunderkleid ausgezogen. Die Mutter schlug mit dem Beile die Äste ab. Elfriede sah traurig zu, als wenn etwas geschlachtet würde, und bat und bettelte die Mutter um die Krone des Baumes, die so schön regelmäßig gebaut war und an deren sechs Ästchen immer noch Nadeln steckten. „Was willst du nur mit dem Quirl?" fragte die Mutter, aber sie hackte die Krone schließlich nicht entzwei, sondern gab sie dem bittenden Kinde. „Das ist kein Quirl", entgegnete Elfriede, „das ist eine Krone! Die hebe ich für den Vater auf."

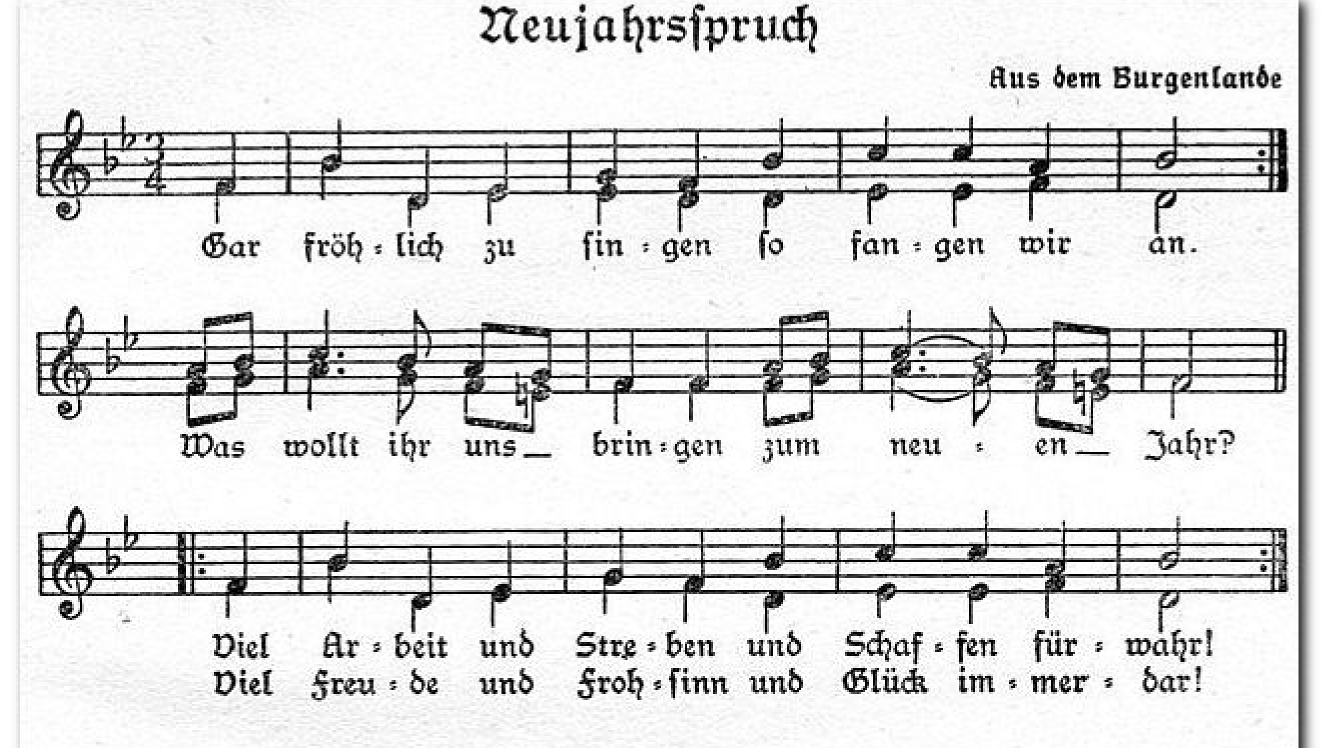
Die Kleine holte aus dem Keller eine grüne Weinflasche, die mit eingekochten Heidelbeeren gefüllt gewesen war, ließ Wasser hineinlaufen und steckte die Krone hinein, wie man Blumen in ein Blumenglas stellt. Sie putzte die sechs Ästchen an. Drei goldene Nüsse, drei rote Weihnachtsäpfel, einige Zapfen aus dem Walde, bunte Zuckerkränzchen, Silberhaar und drei rote Lichte prangten an dem kleinen Wipfel. „Die drei Kerzen sind wir", sagte die Kleine; „und es ist wirklich kein Quirl, es ist eine Krone!" Und oben an die Spitze heftete sie einen großen goldenen Stern. Jeden Tag gab sie dem Wipfel neues Wasser, um ihn frisch zu halten, und er hielt sich auch halbwegs, wenn auch keine neue Nadeln an ihm herausschossen.

Mitte Januar fuhr der Vater mit seinem Kahne im Dresdner Hafen ein. Weil grimmige Kälte einfiel, kam er auf längere Zeit nach Hause. Nun saßen die drei um den Tisch und erzählten und aßen, und in der Mitte prangte und strahlte die Krone auf der grünen Flasche. Fast jeden Abend wurden die drei Kerzen dieses Weihnachtsbäumchens angezündet: da glühten die roten Äpfel, und die goldenen Nüsse funkelten, und das Silberhaar glitzerte. Der Vater streichelte sein liebes Kind, und die Mutter lächelte und sagte: „Es ist wirklich eine Krone!"

Emil Zöllner

Neujahrsspruch

Aus dem Burgenlande



An der Jahreswende

Wenn dieses Jahr nun seinem Ende naht
und schon die Glocke ihm den Abschied singt,
erwacht noch einmal jede Tat,
der letzten Monde reiche Saat,
die der Erfüllung uns entgegen bringt.

Für uns, die wir gestellt in diese Zeit,
trägt jedes Jahr nun einen eignen Sinn;
eins war dem Werdenden geweiht,
das nächste fand uns dienstbereit,
das andre brachte Schaffen als Gewinn.

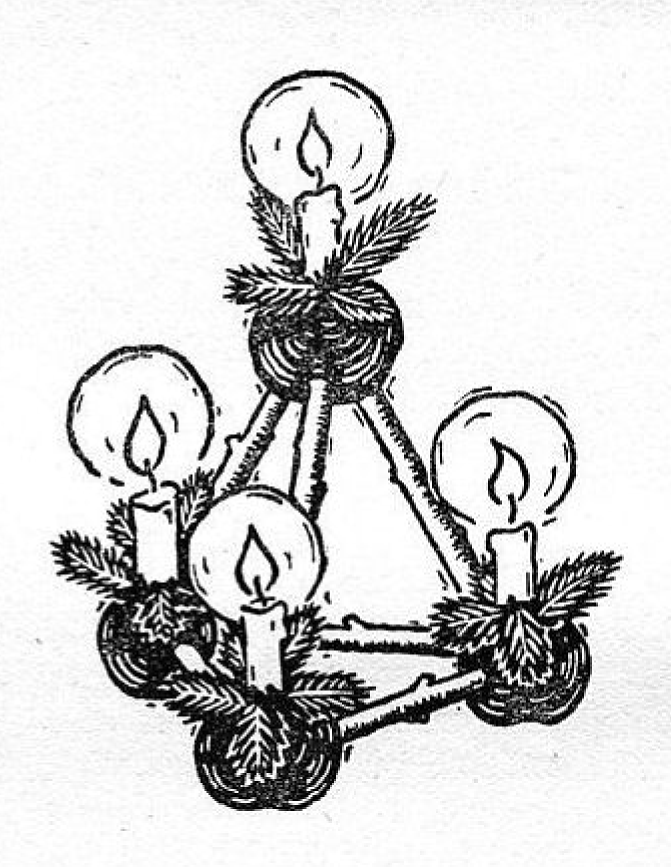
Es ist dahin beim letzten Glockenschlag,
Verpflichtung bleibt, wenn auch ein Jahr entschwand!
Wir stehn nicht zweifelnd oder zag,
wir reichen mit dem jungen Tag
gläubig dem Schicksal unsre harte Hand.

Wilhelm Stölting

Neujahrswunsch

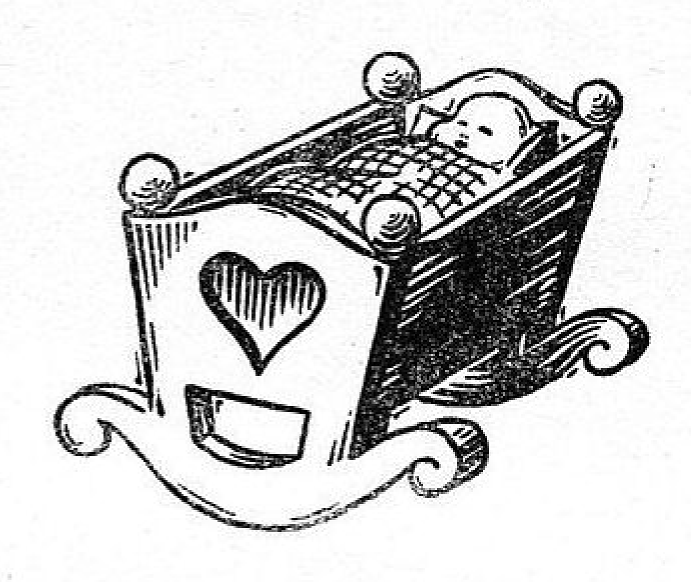
Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe.

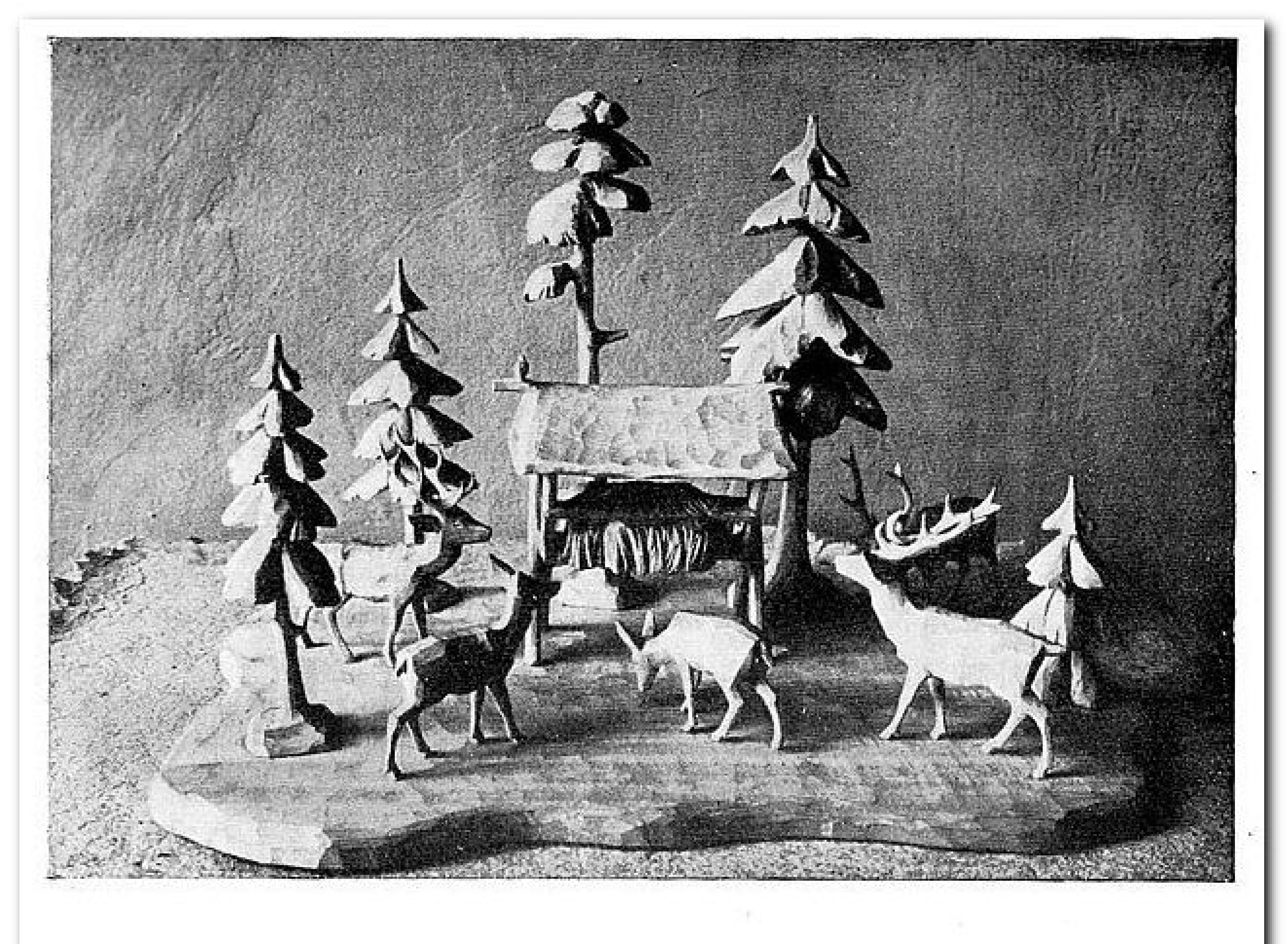
Altdeutscher Spruch



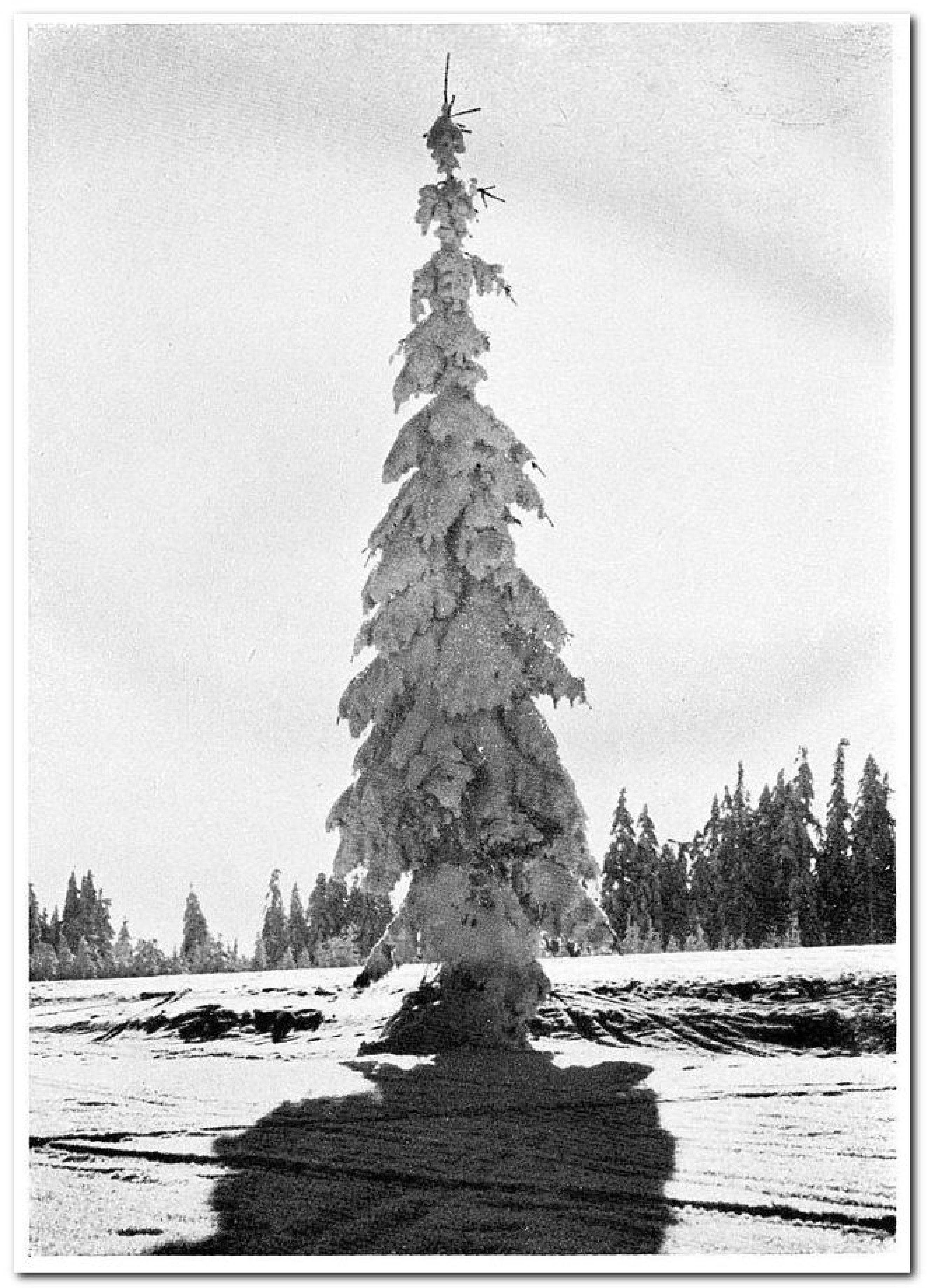
Weihnacht
Fest des werdenden Lebens

Kindlein mein, schlaf doch ein





Feierabendkunst aus dem Erzgebirge



Mütterweihnacht

Wie aus dem Schoß der Nacht zur Weihnachtszeit
Die junge Sonne hell in einen neuen Morgen steigt,
Wie aus dem alten Jahr, das müde sich zur Erde neigt,
Ein junges Jahr ersteht im Strom der Ewigkeit,
So steigt aus jeder Mutter dunklem Schoß
In ihrem Kind das neue Volk ans Licht.
Noch liegt es klein in seiner Wiege, klein und schlicht,
Doch einmal wird in ihm das Schicksal wach und groß.
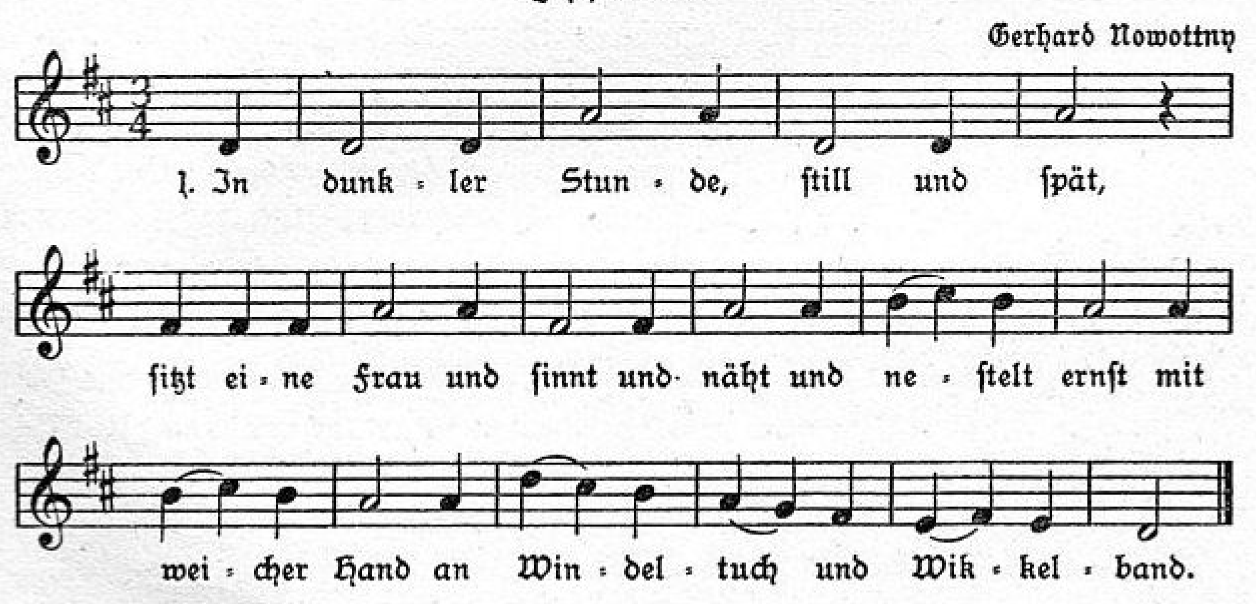
So seh'n wir in der Weihenacht auf Erden
Die Mütter hell im Glanz der Sterne und der Kerzen stehn,
Sie mußten still durch Nacht und Not und Schmerzen gehn,
auf daß dem Volk von Morgen Mütter und Soldaten werden.

Thilo Scheller

In dunkler Stunde

(Josef Bauer)
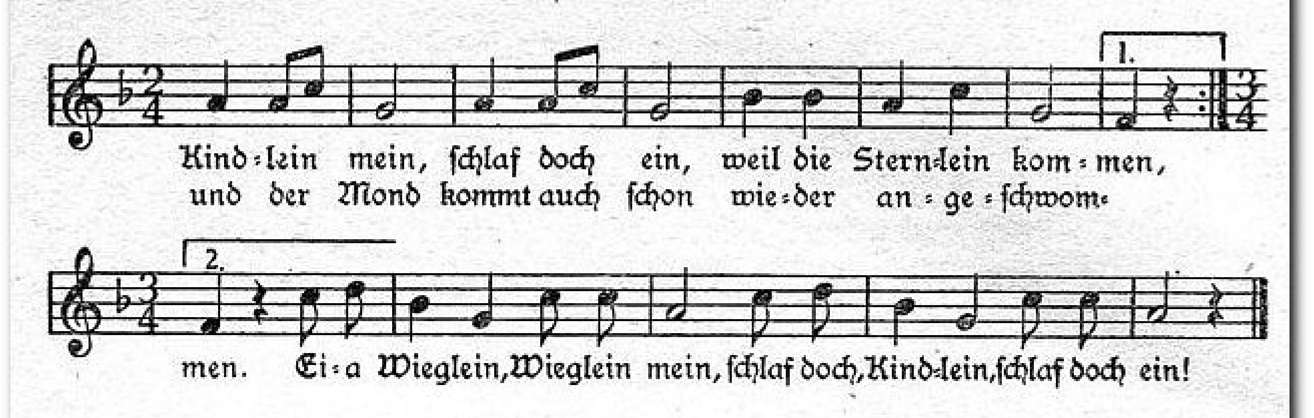
Gerhard Nowottny



2. Und in dem Werkraum nebenan wirkt voller Heimlichkeit der Mann, und blau und golden schmückt er stolz ein Meisterwerk aus Rosenholz.

3. Er prüft den weichen Schaukelschlag — da hellt ein Stern die Nacht zum Tag, der Raum ist voller Blumenblüt' und leis' ertönt ein Wiegenlied.

Kindlein mein



Das Kind in der goldenen Wiege

Tief im Gebirg drin im Schoß eines Berges da ruht von Sonnenwend bis in die heilige Nacht ein Kindlein in einer goldstrahlenden Wiege. Ein Sonntagskind allein, sagt man, kann von Glück geleitet den heiligen Berg finden, doch ein Kind nur, das ohne Taufe geblieben und fromm ist und gläubig aus reinem Herzen ohne Wissen um Lehre und Gebot.

Solch ein Kind hat einst zur Sonnenwend vor Taggrauen sich aufgemacht, ist gewandert durch Täler und grünende Wiesen über Matten aufwärts bis hinauf ins felsige Gewänd. Da — um die heilige Stund ist's gewesen, als die Sonne die Zacken des Berges erreicht hat und die ersten Strahlen hindurchwarf, da sah das Mädchen ein Felstor offen zwischen rotgoldenen Säulen, und vom blauen Licht erfüllt war das Innere des Berges. Dort lag in tannener Wiege ein Kindlein und Strahlen von Gold gingen aus von ihm, die das Auge schier blendeten. War auch nicht lange zu sehen und alles verschwunden, als die Sonne hochstand und voll herüberschien über den Gipfel des Berges.

Aus dem Berchtesgadener Land nacherzählt von Fr. Rehm

Erzgebirgisches Wiegenlied

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei!
Sist ruff ich geleich ne Hans Ruprich rei!
Daar fackelt sei net, daar nimmt dich miet,
nooch werscht de dich wunnern, wie dir'sch gieht!

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei!
Do ruff ich morgn aah's Bornkinnel rei.
Dos brengt dir Rosining un Äppeln un Nüß;
do werscht de mol schmatzen, die schmecken sei süß.

Poiheia! Mei Maadele, schlof bal ei!
Ich ruff aah's Haahnel au's Hühnel rei.
Mei Hühnel legt Gackele, weiß un schie;
mei Haahnel tut krähe: kikriki!

Poiheia! Mei Maadele, schlof vollends ei!
De liebn Engele kumme schu rei!
Se setzen sich alle mit nei in dei Wieg,
spieln noochert mit dir und harzen diech.

Poiheia! Mei Maadele schläft nu ei.
Se söll aah e Maadel von Zucker sei!
Nu schläft se! O schlof ner in Gottes Arm!
Ich setz dir derweile dei Millich warm.

Christian Gottlob Wild



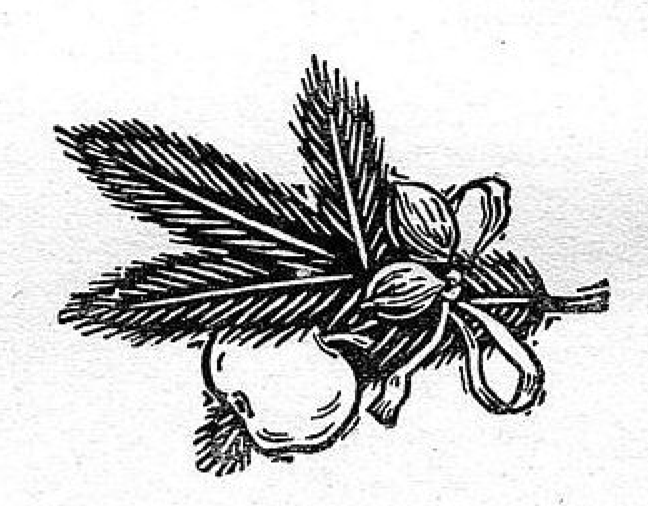
Wenn irgendwo in der weiten Welt
ein kleiner Mensch seinen Einzug hält,
wenn Kinderaugen zum Licht erwachen,
da sputen sich alle Sächlein und Sachen,
die nur im Hause stehen und liegen —
sie wollen auch kleine Kinderchen kriegen!

Das steife Bett kriegt zuerst ein Kindchen;
dann lacht das Spind auf ein Kinderspindchen,
die alte Kanne bekommt ein Kännchen,
die Badewanne ein Badewännchen,
der Stuhl ein Stühlchen mit dünnen Beinchen,
sogar der Eßtisch bekommt ein Kleinchen.

Im Flug entsteht so — es ist zum Lachen! —
Eine ganze Wirtschaft von kleinen Sachen.
Wer nennt sie, wer zählt sie, die Töpfchen, die Söckchen?
Die Schühchen, die Hemdchen, die Täßchen, die Röckchen?
Wie sind sie doch alle niedlich und fein.

So ist's, so war's, so wird's immer sein,
wo ein kleiner Mensch seinen Einzug hält. —
Es ist doch ein lustige Welt!

Frida Schanz



Frohe Erwartung

Gestern in der Dämmerung vernahm ich hinter den winterlichen Nebelhüllen ein Licht und ein Klingen. Es war wie ein blinzelnder Stern, ein verirrter Klang...

Denn nun beginnt ja die große, heilige Dichtung die wir „Weihnachten" nennen.

So schöne Dichtungen gibt es nur noch wenige. Eine heißt: „Entschwundene Kindheit"; eine andere: „Der nächste Frühling". Weiß jemand noch eine?

Es ist ganz unbestimmt, wie lang die schöne Dichtung ist, die „Weihnachten" heißt. Es ist schon eine hübsche Zeit her, daß ich in erster Frühe aus dem Schlafe geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper. Das Geplapper kam aus der Schlafstube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

„Sechsundsechzigmal!"

„Nein, siebenundsechzigmal! Sieh mal, heut ist der achtzehnte, nicht? Bleiben also noch dreizehn Tage."

„Zwölf!"

„Ach Junge! Oktober hat doch einunddreißig!"

„Na ja: dreizehn."

„Und November hat dreißig, macht dreiundvierzig, und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht siebenundsechzig. Noch siebenundsechzigmal schlafen, dann ist Weihnachten."

„Hm..."

So früh schon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen...

Und dann ziehen sie jeden Morgen eins ab: jetzt noch sechsundsechzigmal schlafen... jetzt noch fünfundsechzigmal...

Ganz so früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch schon früh. Der erste hergewehte Hauch eines nahenden Gesanges ist so schön in seiner geheimen Ahnungsfülle!

So lange ihr lebt, Kinder, soll es in eurer Seele blühen, und aus jedem verwelkten Glauben soll euch ein neuer keimen! Das ist mein Segen. Nur wenn man euch *zwingen* will zum Glauben, durch Kerkerstrafen oder Höllenpein, dann sollt ihr lachen, lachen aus voller Brust und beide Fäuste schütteln, zum Zeichen, daß ihr nötigenfalls bereit seid, sie zu brauchen! Auch ihr Mädels! Daß ihr mir nicht feige duckt, wenn euch einer sagt: „Ihr *müßt* an den Weihnachtsmann glauben, sonst leuchtet euch kein Tannenbaum!"

Und nun die Heimlichkeit, wenn man nach Hause kommt. Welch ein Glanz umflimmert solch ein graupapierenes Paket! Fragende Wünsche, zweifelnde

Hoffnungen umflattern es wie Falter mit farbenwechselnden Flügeln! Und wie muß man sich zusammennehnen, um die Kinder zu überzeugen, daß man keine Ahnung habe, womit sie einen überraschen wollen.

Und näher rückt die Zeit — „jetzt noch zehnmal schlafen"... „jetzt noch neunmal"... Da kommen sie überall her auf weichen, weißen Schwingen, die schönen Weihnachtslieder. Sind sie wirklich alle so schön, oder ist es nur, weil bei jedem Ton eine ganze vergangene Weihnacht heraufsteigt?

Die Kinder Germaniens lieben aus innerster Seele das Licht, das durch schweigende Nebel dringt: das Silber der Wintermorgensonne, der Elfen nächtlich wogende Schleier, durch die das stille Auge des Mondes blickt. Wenn die Äste krachen unter der Last des Eises und Schnee seine Schwelle längst schon begrub, dann steht der Deutsche am dunklen Fenster und spricht mit dem letzten roten Schimmer der sinkenden Wintersonne.

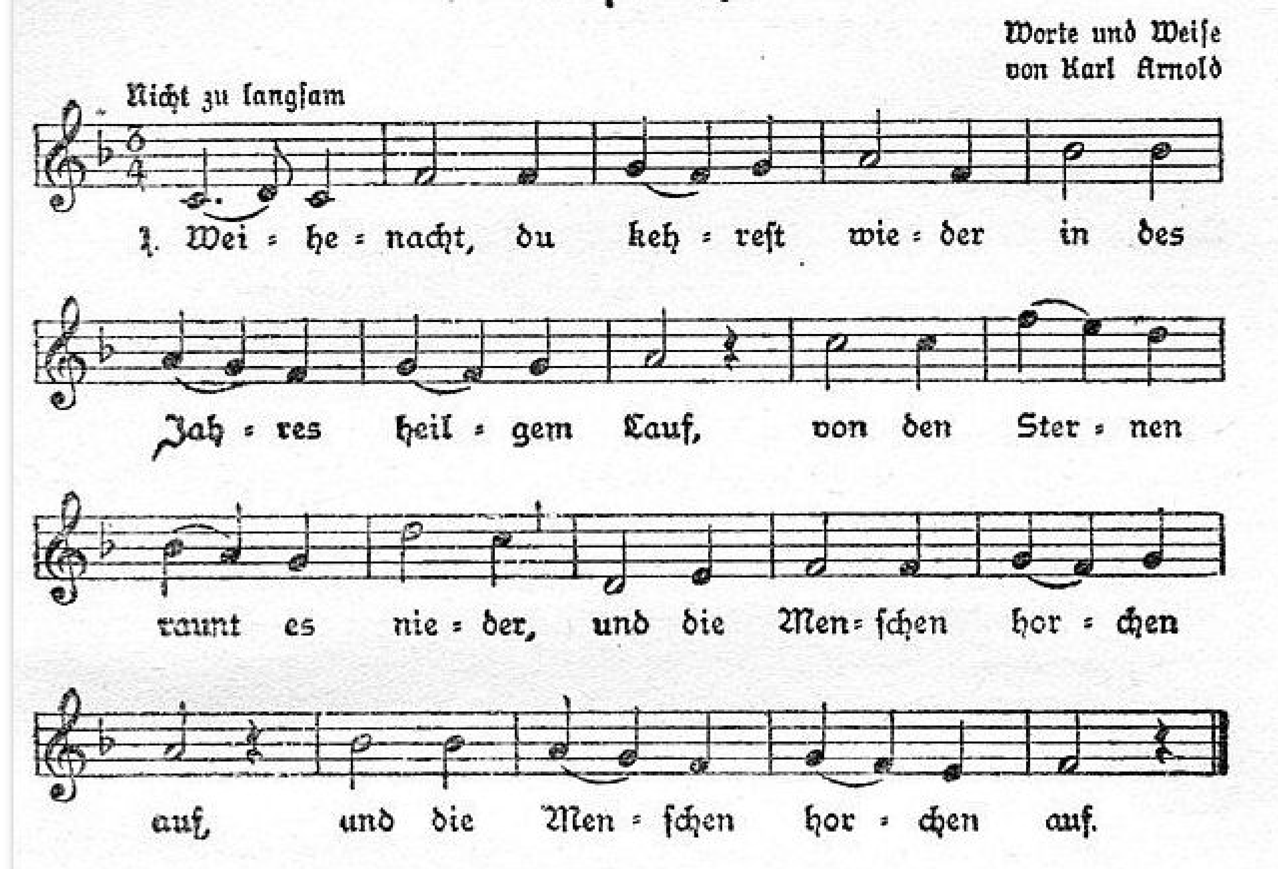
Denn das erquickt ihn am innigsten, wenn aus dem verschneiten Winterdunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenstillen Winternebeln langsam die Sonne des kommenden Frühlings blüht.

Und wenn nun hinter ihm im Dunkel der geschmückt schon harrende Baum mit leisem Geräusch seine Zweige dehnt — und wenn die Kinder vor der Tür stehen und die schwellenden Wünsche in ihren Herzen aufbrechen zu heißblühendem Verlangen — dann ist das Wintersonnenmärchen auf seinem Gipfel, dann wirkt sie ihren höchsten Zauber, die heilige Dichtung, die wir „Weihnacht" nennen.

Otto Ernst

Sonne, Sonne, scheine,
fahre über Rheine,
fahre übers Glockenhaus,
gucken drei schöne Tocken heraus,
eine, die spinnt Seide,
die andere wickelt Weide,
die dritte geht ans Brünnchen,
findet dort ein goldiges Kindchen.

Weihenacht



2. Heilge Nacht, aus deinem Schoße Wunder neuen Lebens bricht: Unterm Schnee erblüht die Rose, aus der Nacht das Weltenlicht.

3. Daß die Welt ersteh in Blüten und die Erde neu erwacht, müssen wir das Feuer hüten in der tiefsten, stillsten Nacht.

4. Tannenbaum, im Lichterglanze, aller Kinder stilles Glück, bringst in deinem grünen Kranze uns den Frühling bald zurück.

5. Allen Müttern woll'n wir zünden Lichter an in dieser Zeit, und die Sterne sollen künden unsres Volkes Ewigkeit.

Nun ist Weihnachten ganz nah!

Es waren zwei Tage vor dem Weihnachtsabend, und die Mutter hatte ungeheuer viel zu tun.

Das ganze Haus roch nach guten Dingen, man hatte Würste und Rouladen gemacht, Fleischklöße und Eingemachtes, und jetzt sollte gebacken werden.

Die Mutter war rot und heiß und huschte eilig umher und sah aus wie ein junges Mädchen, sagte der Vater.

Die kleinen Mädchen durften ihr helfen, sie konnten Pfeffer stoßen und Ingwer, und Mandeln schälen und wiegen. Und die Buben durften Kleinholz machen und hereintragen, sie konnten dafür sorgen, daß das Wasserfaß nie leer wurde, sie konnten den Stall rein machen und die Hühner mit Futter und Wasser versorgen — besonders geschickt aber waren sie im Kosten — die Buben wie die Mädchen ...

Alle Kinder wußten, daß sie zu Weihnachten neue Kleider bekamen. Die kriegten sie jedes Jahr, es war ihr Weihnachtsgeschenk. Manchmal kam es vor, daß auch die Puppen neue Kleider erhielten und daß ihnen ein neues Bein oder ein Arm eingesetzt wurde, im übrigen aber fiel es natürlich keinem der Kinder ein, mehr zu erwarten.

Nun konnte jedoch die Mutter das Paket nicht vergessen, das sie in Olas Bett entdeckt hatte. Sie hatte mit dem Vater darüber gesprochen und wollte durchaus, daß man auch für Ola ein Paket herrichte, und das fand der Vater ganz begreiflich. Aber dann durfte man auch Einar und die kleinen Mädchen nicht übergehen. Um so weniger, als die Mutter merkte, daß auch Einar ein Paket zu verstecken hatte.

Ja, denn Einar war eines Tages beim Landhändler gewesen und hatte ihm und dem Ladengehilfen ordentlich Beine gemacht.

„Zeigt mir einmal eure Knicker! Habt ihr keine, die größer und teurer sind?" fragte er. „Denn es soll ein Weihnachtsgeschenk für den Vater werden!"

Dann kaufte er für die Mutter, ohne mit der Wimper zu zucken, das schönste Taschentuch im ganzen Laden und bekam eine leere Seifenschachtel mit wunderschönem Geruch dazu, um es hineinzulegen; und er kaufte ein Säckchen mit Glasperlen für die Schwestern — „die Mädchen müssen doch in den Feiertagen etwas zu nesteln und zu basteln haben", erklärte er.

Als alles gekauft war, bezahlte er in bar, erhielt auf seinen Wunsch geschnittenen Tabak drein, soviel, wie man mit zwei Fingern fassen kann, und schlug die Tür ganz männlich hinter sich zu, als er ging.

Und drinnen in der Kammer wurde gerade jetzt hitziges, aber leises Gespräch zwischen Ola und Einar geführt.

Ola lag beinahe am Grunde seines Bettes und hielt eine letzte Musterung seiner Einkäufe ab, als Einar mit seinen Schätzen hereingestürmt kam und sie auf dem Bett ausbreitete. Ola hatte nichts für die Schwestern, er sah sich in diesem Punkt von Einar überflügelt, und das machte ihn dem Bruder gegenüber ein wenig barsch. „Weißt du nicht, daß der Vater ohnehin schon Knicker und Taschenmesser und allerlei andere Messer hat?" sagte er.

„So", antwortete Einar hochmütig, „hat er Messer? Ja, es ist wahr, gerade fiel es mir ganz von selber ein. Dann mache ich es einfach umgekehrt und schenke der Mutter den Knicker und dem Vater das Taschentuch."

„Der Mutter den Knicker, ha, ha, ha!"

„Ja, glaubst du vielleicht, daß eine Frau keine Verwendung für ein ordentliches Messer hat?"

„Doch — willst du die Perlen verkaufen?" fragte Ola.

Trotzdem, Einar konnte einem Geschäft nur schwer widerstehen, und sie begannen zu handeln.

„Was willst du geben?"

Ola wühlte am Grund seines Bettes. „Den Gummiball hier?"

„Der hat ein Loch."

„Und dieses Hängeschloß?"

„Hast du den Schlüssel dazu?"

„Die Tonpfeife, zum Teufel!"

Einar war Feuer und Flamme, das paßte für ihn, genau das brauchte er gerade jetzt am notwendigsten — er hatte doch Tabak.

Ola suchte die Pfeife hervor, drehte und wendete sie nach allen Seiten und redete lange hin und her, er machte sie nicht geringer als sie war.

Es endete damit, daß Ola die Hälfte der Perlen für die Tonpfeife eintauschte, denn Ola mußte trotz allem einräumen, daß sie nicht mehr das ist, war sie einstmals gewesen war. Auf diese Weise hatte Ola ebenfalls ein Geschenk für die Schwestern, und was Einar betrifft, so war nun einem langempfundenen Mangel abgeholfen.

Während nun die kleinen Mädchen mit aufgestülpten Ärmeln dastanden und der Mutter mit geschickten Händen halfen, fing Ingrid plötzlich leise zu schluchzen an. Martha schaute Ingrid an, und dann begann auch sie zu schluchzen. Ehe die Mutter sich's versah, standen ihre beiden Backfrauen da und weinten helle Tränen. Sie gaben sich alle Mühe, es nicht zu tun, wollten so gerne lieb und gut sein und nicht mitten in der Weihnachtsbäckerei weinen, und darum trockneten sie und rieben sie sich mit den mehligen Händen die Augen, daß die runden Wangen von Mehl und Tränen klebten.

Ja, sie hatten gemerkt, daß die Buben den Eltern Geschenke zu Weihnachten geben würden. Aber sie, die kleinen Mädchen, hatten nichts zum Schenken! Sie waren ganz untröstlich.

Endlich kam der Mutter ein Gedanke: Wie wäre es, wenn jedes von ihnen eine schöne Zeichnung machte? Sie seien doch so geschickt im Zeichnen! Das gäbe herrliche Weihnachtsgeschenke, über die sie und der Vater sich so freuen würden...

Sofort lachten die Mädchen wieder übers ganze Gesicht, manchmal kam zwar noch ein Schluchzen, und die Tränen flossen noch eine Zeitlang, aber der Ausweg war gefunden!

So müßte die Mutter eben versuchen, ihre Sirupschnitten allein zu machen. Die Mädchen wuschen sich schnell, jede erhielt ein Stück Schreibpapier, Bleistift und Wischleder hatten sie selber, denn jetzt im Winter saßen sie oft an den Abenden da und zeichneten.

Mutter hörte, wie sie sich drinnen in der Stube unterhielten und berieten.

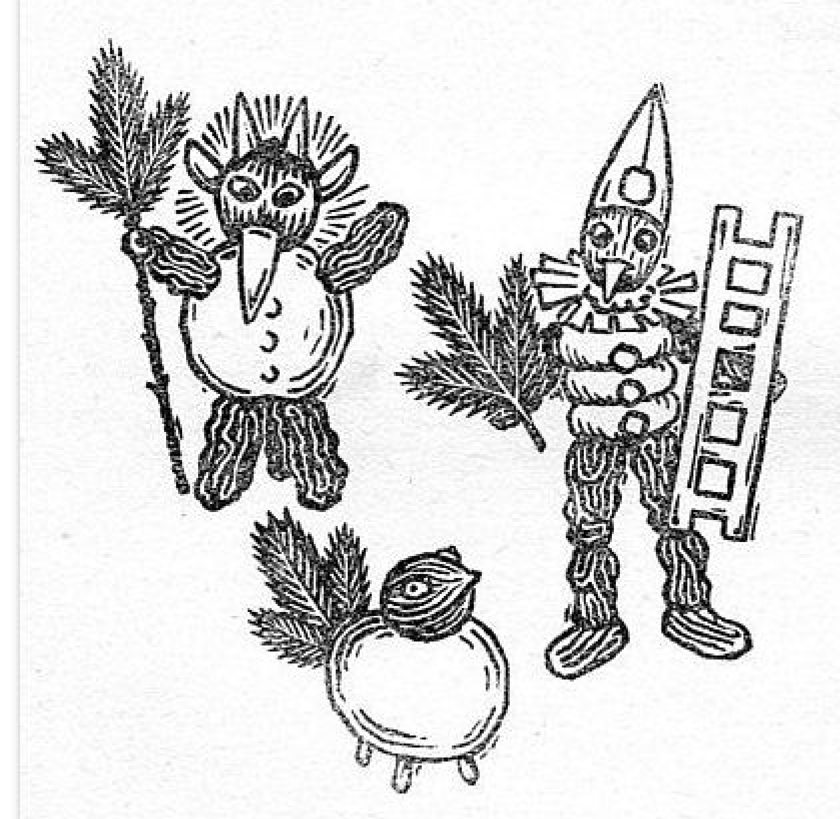
Da rief Ingrid zu ihr hinaus: „Du darfst wohl nicht wissen, was wir zeichnen?"

„Nein", meinte die Mutter. „Das muß eine Überraschung werden —."

Daraufhin flüsterten sie eifrig miteinander, und die Mutter merkte, daß sie alle beide schwer arbeiteten.

Nach einer Weile kam jedoch Klein-Martha in die Küche heraus: „Möchtest du nicht so gut sein und mir einen Engelsflügel zeichnen? Denn ich weiß gar nicht mehr, wie ein Engelsflügel aussieht, und Ingrid auch nicht..."

Unterdessen waren der Vater und die Buben schon tief im Wald drinnen. So ging es nämlich jedes Jahr, sie wanderten immer weit umher und suchten lange, bis sie endlich einen Baum fanden, der dem Vater recht war. Er hatte die kleinen, zarten Fichten so gern, wie junge Damen standen sie in weißen, rauschenden Röcken da, jeden Sommer schoben sie einen langen Schößling als Gipfel hinaus, sie wollten so gern leben, und der Vater brachte es nicht übers Herz, sie umzuhauen.



Immer weiter und weiter entfernten sie sich vom Hof, der Schnee lag neu und unberührt, ohne Weg und Steg, eine Hasenspur lief wie eine

Reihe von Hexenstichen darüber hin, und Eichhörnchen und Mäuse hatten feine, kleine Muster rings um Büsche und Bäume gestickt.

Ein Eichhörnchen bekamen sie auch zu sehen, es steckte jetzt in einem dicken, grauen Winterpelz, war aber der gleiche, muntere kleine Kerl, den sie vom Sommer her so gut kannten.

Sie kamen an einen großen Felsblock, und hier fand der Vater endlich eine kleine Fichte, die sie schlagen durften. Sie stand ohnehin an einem Platze, wo sie bald zu wachsen aufhören würde, weil sie zu wenig Erde hatte.

So wurde sie gefällt und wie ein seltsamer und kostbarer Gegenstand zum Hof getragen, wo alle Daheimgebliebenen sie mit Freudengeschrei empfingen. Man trug sie sofort in die Stube hinein, damit sie auftauen konnte, denn es hing noch ein wenig Eis und Schnee daran. Und trotzdem sie eigentlich nur ein ganz kleiner Busch war, spürte man bald ihren Duft im ganzen Haus, und Klein-Martha sagte, sie merke nun, daß bald Weihnachten sei, denn so habe es auch im vorigen Jahr vor Weihnachten gerochen.

Welcher Tag im Jahr ist so lang wie der Tag vor Weihnachten? Ein Tag, der so ganz für sich allein dasteht, hinausgeworfen aus jeder Regel und Ordnung. Nicht einmal eine richtige Mahlzeit gibt es, nur ein Butterbrot auf der Küchenbank, wenn man allzu hungrig ist. Zahllose Dinge mußten noch geschehen, ehe es Weihnachten werden konnte — und doch war das Paradies des Weihnachtsabends so nahe, so nahe!

Für die Buben war es ja noch auszuhalten, es gab so viel für sie zu tun: sie halfen dem Vater eine Garbe für die Spatzen aufstellen, sowohl auf der Scheunenbrücke als auch vor der Haustüre, sie bestrichen breite Späne, die sie bei den Fenstern angenagelt hatten, mit Talg für die Meisen, und es dauerte wahrhaftig nicht lange, so schwirrten die Spatzen lustig um die Garben, und die Meisen schwenkten und drehten sich um den Talg. Dann trugen die Buben ganze Stapel von Holz herein, damit man wenigstens bis über den dritten Feiertag hinaus seinen Frieden hatte: und schließlich war ihnen auf ihre inständigen Bitten erlaubt worden, dem Birkenlars zu Weihnachten ein wenig Fleisch zu bringen. Außerdem durften sie ihn zu einer kleinen Geburtstagsfeier am dritten Weihnachtstag einladen.

Oh, ja, den Buben verging die Zeit ganz rasch.

Die Mädchen aber waren eigentlich fertig mit ihren Weihnachtsvorbereitungen, sie gingen nur umher und warteten darauf, daß es endlich einmal Abend würde.

„Geht doch einen Sprung zu Anna hinüber", meinte die Mutter, „während Vater und ich den Baum putzen."

Ja, das taten sie, und Vater und Mutter waren allein im Haus, solange sie den Baum schmückten.

Nach einer Weile aber hörten sie, wie die Türe in der Küche draußen ganz

vorsichtig aufgemacht wurde, und dann raschelte es draußen ganz leise, und dann wurde es still.

Mutter guckte hinaus. Da war es Martha, die ganz allein und armselig auf einem kleinen Schemel saß.

„Aber Kind", sagte die Mutter, „bist du schon wieder da?"

„Ja", antwortete Martha verlegen, „ich mochte nicht mehr drüben bleiben, denn ich habe Kälberbeine —."

„Wer sagt denn das", fragte die Mutter.

„Ach, der Vetter, Jakob sagte es auch."

„So —. Und Ingrid, wo ist denn sie?"

„Sie holt im Schuppen einen Holzknüppel, um den Vetter damit zu verhauen."

Da rannte die Mutter hinaus. Und sie kam gerade noch recht, um Anna als einsamen Punkt am Rogelberg zu sehen, während Jakob und Henry in wilder Flucht heimliefen und Ingrid ihnen mit einem dicken Knüppel auf den Fersen folgte. Die stramme, kleine Gestalt strotzte förmlich vor Wut, sie lief merkwürdig rasch, und man konnte sehen, daß es ihr ganz ernst war mit dem Knüppel.

Die Mutter rief etwas, die Buben retteten sich in irgendeinen Verschlag, und Ingrid kam stolz mit dem Knüppel heimgewandert, den sie wieder an seinen Platz stellte. Dann kam die kriegerische Dame herein und wandte sich sofort an die Schwester: „Ich glaube, sie werden sich von nun an besser in acht nehmen, ich hab's ihnen jetzt gehörig gezeigt!"

Als Mittag vorüber war, kehrten die Buben mit allerhand Danksagungen vom Birkenlars heim.

Dann wurden Kühe und Ziegen und Hühner, des Kalbes nicht zu vergessen, mit der schönsten Weihnachtskost bewirtet: feines Heu, Mehltrank und Kartoffeln, und alles, was gut war, keines durfte übersehen werden, jeder sollte seinen Teil an der Weihnachtsfreude haben.

Und dann kam das letzte und für einzelne das Schlimmste — die Weihnachtswäsche!

Ein großer Scheffel wurde in die Küche hereingeholt, der von heißem Wasser dampfte, sämtliche neuen Kleider hingen fein und wunderschön über den Stuhlrücken, saubere Unterwäsche war für jeden bereitgelegt, und dann ging es los mit Seife und Bürste.

Um die Wahrheit zu sagen, am schlimmsten kam Einar weg. Obwohl es keine Ewigkeit her war, seit er sich in der gleichen unbehaglichen Lage mit Wasserscheffel und Seife und Schrubber und allem, was schrecklich war, befunden hatte, waren Knie und andere Stellen an seinem Körper schon wieder so schmutzig, daß ihn die Mutter eigentlich erst einen Tag lang hätte einweichen müssen. Einar war für gewöhnlich kein Wasserhasser. Im Gegenteil, er inter-

essierte sich für alles, was Teich und Bach und Fluß hieß, und er war nicht selten so naß, wie ein Bub nur überhaupt werden kann — je nach Jahreszeit und Gelegenheit. Das hier aber war etwas anderes.

„Du reißt mir ja die Haut herunter!" jammerte er. „Ja, ja, ich kann gern stillstehen, während du mich umbringst, wenn du das willst!"

Ola und die Mädchen lachten ihn aus, auch die Mutter mußte ein wenig lächeln. Nun aber wurde es zuviel.

„Ist das der Dank für den Knicker!" rief er weinend.

Nun, alles hat ein Ende, auch die Weihnachtswäsche, und niemand strahlte mehr als gerade Einar, als es überstanden war und alle so blank und rein waren, daß die Decke von ihnen leuchtete, wie die Mutter sagte, sie deutete auf den Lichtring über der Lampe.

Die Buben hatten neue graue Friesanzüge und die kleinen Mädchen rote Kleider aus Halbwolle bekommen, sie waren alle miteinander so fein, daß sie sich kaum zu rühren trauten.

Jetzt bedankten sie sich bei Vater und Mutter und gaben ihnen die Hand.

„Tragt sie in Gesundheit auf!" sagte der Vater. „Und gebt nur acht, daß ihr beim Essen nicht gleich wieder Flecke auf die neuen Kleider macht!" sagte die Mutter...

„Jetzt läuten sie Weihnachten ein", sagte der Vater; er kam von draußen und wischte ein paar Schneeflocken von der Jacke.

Sie traten alle miteinander auf die Vortreppe hinaus, in dem stillen Abend konnten sie die Kirchenglocken von weit her hören. Ola war es, als vereinigte sich dieser beinahe unhörbare Gesang in der Luft mit den schwebenden Schneeflocken, alles beides war das richtige Weihnachten, das sich langsam auf die Erde herabsenkte.

Marie Hamsun

Rätsel

Im Häuslein mit fünf Stübchen,
da wohnen braune Bübchen.
Nicht Tür noch Tor führt ein und aus,
wer sie besucht, verzehrt das Haus.

(Apfel)

Kinderreime

Hoppel — poppel, Appelreis,
Scher dich fort, du Naseweis!
Ich kann dich nicht brauchen,
der Ofen, der muß rauchen,
muß Kuchen machen,
in drei Tagen ist Weihnachten.

Rite, rite, Rösseli!
Det obe stat es Schlösseli,
det obe stat es guldig Hus!
Luget dri Jungfraue drus.

Die erste spinnt Side,
die ander Goldwieden,
die drit gat ins Sunnenhus
und lat die guldig Sunne us.

Ruprecht komm' in unser Haus,
leer' die vollen Taschen aus,
stell den Schimmel auf den Mist,
daß er Heu und Hafer frißt.

Kling, Glöckchen, klingelingeling!

(Karl Enslin)

Heiter — *mf* — Benedikt Widmann, 1820-1910

1. Kling, Glöckchen, klin-ge-lin-ge-ling! kling, Glöckchen, kling!
Laßt mich ein, ihr Kin-der, ist so kalt der Win-ter!
Öff-net mir die Tü-ren, laßt mich nicht er-frie-ren!
Kling, Glöckchen, klin-ge-lin-ge-ling! kling, Glöckchen, kling!

2. Kling, Glöckchen, klingelingeling! kling, Glöckchen, kling! Mädchen, hört, und Büb-chen, macht mir auf das Stübchen! Bring' euch viele Gaben, sollt euch dran erlaben. Kling, Glöckchen, usw.

3. Kling, Glöckchen, klingelingeling! kling, Glöckchen, kling! Hell erglühn die Herzen! Öffnet mir die Herzen! Will drin wohnen fröhlich! Frommes Kind, wie selig! Kling, Glöckchen, usw.



Von dem Hirtenknaben, der König wurde

In einem Wintertage war es, da reiste ein König allein über Land. Er ritt lange durch einen verschneiten Wald, und es brach schon die Nacht herein, als er endlich auf das freie Feld kam, wo er in einem kleinen Gehöft Unterkunft fand.

Die Frau des Bauern sollte in dieser Nacht ein Kindlein gebären. Darum war ein Tisch gedeckt für die Schicksalsfrauen, die von weit her kommen, wenn ein Kind geboren wird. Auf dem Tische standen drei Teller mit Brei und drei Becher Milch, wie sie auch die Bergbauern am Perchtelabende herrichten für die Frauen, die in den Weihnächten durch das Land ziehen. Die Frauen verleihen das Leben und die Gaben, die der gewinnen mag, der stark genug ist.

Der König schaute von seinem Lager aus auf den wundersamen Tisch und konnte keinen Schlaf finden. Um Mitternacht hörte er ein Kindlein schreien. Da tat sich die Tür auf und drei hohe Frauen traten ein. Von der ersten ging ein milder Glanz aus, denn auf dem Haupte trug sie einen Kranz aus Tannenreisig, mit brennenden Kerzen besteckt. „Schwestern, laßt uns speisen", sagte sie, „wir sind weit gereist." Und sie kosteten von dem Brei und tranken die Milch. Dann hub die erste wieder an: „Was wollen wir dem Knaben geben, der heute hier geboren wurde?" „Ich bestimme ihm, daß sein Leben von Anfang an von Gefahren bedroht ist", sagte die andere. „Und ich gebe ihm Mut und Glück, diese Gefahren zu überwinden", antwortete die dritte. Da sprach die erste: „Ich bestimme ihm, daß er die Königstochter freit und König dieses Landes wird." Dann schritten sie zur Tür hinaus.

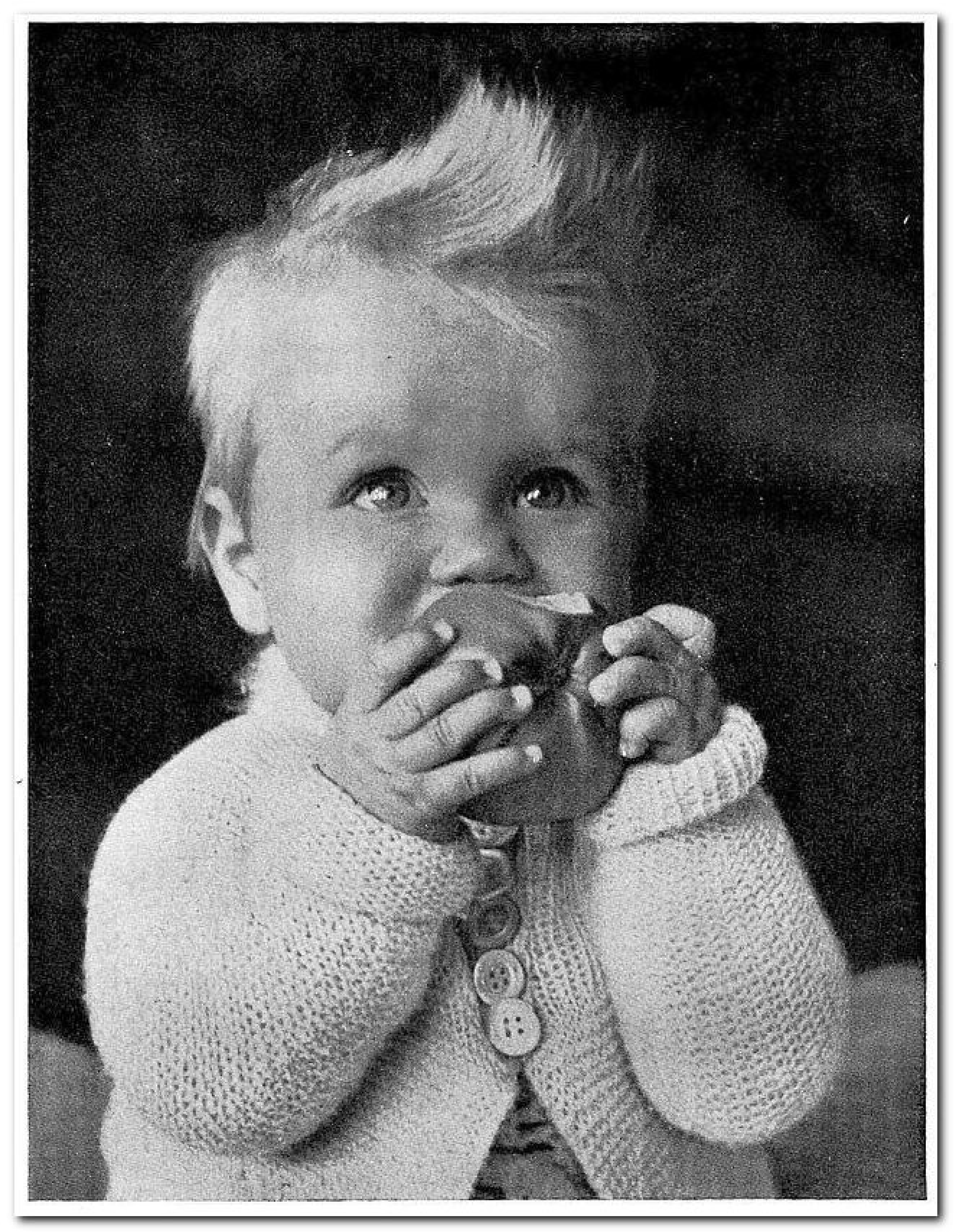
Der König saß auf seinem Lager und dachte nach, wie er das Geschick wenden könne. Denn es ging ihm wider den Sinn, daß dieser armen Leute Kind an seine Stelle treten solle. Er sah nur seine Würde und bedachte nicht, daß allein Taten das Anrecht auf ein Königsamt begründen.

Als am Morgen der Bauer zu ihm trat und erzählte, daß seine Frau das zehnte Kind geboren habe, erbot sich der König, den Knaben mit sich zu nehmen und wie sein eigen Kind zu halten. Die Bauersleute, die in arger Not waren, gaben endlich schweren Herzens ihr Söhnlein hin, wissend, daß ihm alles zum Guten ausschlagen würde, da es ein Glückskind war. Sie taten es in ein Körbchen und der König nahm es auf den Arm und ritt fort. Er war noch nicht lange geritten, als er zu einer Brücke kam, die über einen Fluß führte. Da warf er das Körbchen mit dem Knaben ins Wasser und trabte weiter, froh, den Widersacher so rasch los geworden zu sein. Das Körbchen aber, in dem der Knabe lag, ging nicht unter; es trieb den Fluß hinab und wurde bald ans Ufer geschwemmt.

Kaum war das Körbchen an Land, als ringsum der Schnee schmolz, Busch-



Unser Weihnachtsbaum



werk und Blumen erblühten und die Vöglein sangen. Mitten im kalten Winter, umgeben von Schnee und Frost, war es auf einem kleinen Flecken Frühling geworden. Da kam ein alter Hirt des Weges und wunderte sich nicht wenig über die blühenden Sträucher und die singenden Vögel. Als er näher trat, sah er unter Blüten und Blumen ein Kindlein liegen. Er hob es auf und trug es heim in seine Hütte. Was sollte er aber in der winterlichen Einsamkeit mit dem Kindlein beginnen, und wie sollte er es nähren? Es fiel ihm nichts anderes ein, als den Knaben an einem Schafe trinken zu lassen. In kurzer Zeit hatte er sich an das Kind gewöhnt und als der Sommer kam, nahm er es mit auf die Weide, und so wuchs es bei den Hirten auf.

Bald erlangte der Knabe aller Vertrauen und Liebe, denn er war tapfer und klug. Als er zu einem stattlichen Jünglinge herangewachsen war, ritt eines Tages der König vorbei. Er fand Gefallen an dem jungen Hirten und so sprach er ihn an. Da erfuhr er, wie der Jüngling hierher gekommen war und er erschrak heftig. Denn nun erkannte er, daß der Knabe damals nicht ertrunken war und seine Herrschaft bedroht sei. Er sann nach, wie er sich den Widersacher vom Halse schaffen könne und sagte schließlich zu ihm: „Du kannst dein Glück machen. Wenn du in drei Tagen die Burg erreichst, in der meine Tochter wohnt, so will ich sie dir zur Frau geben."

Die Königstochter wohnte aber auf einem Berge, um den brannte ein Feuer, dem sich niemand zu nähern vermochte. Keinem von allen, die versucht hatten, den Berg zu ersteigen, war es gelungen. Sie waren alle umgekommen. Der junge Hirt machte sich sogleich auf den Weg, nur mit seinem Stabe bewaffnet und wanderte drei Tage und Nächte ohne Rast. Am frühen Morgen erreichte er den Fuß des Berges. Als er furchtlos auf den Flammenwall zuschritt, da brannte das Feuer nieder, denn er war der auserwählte Freier. Die beiden Bären am Burgtore wichen vor ihm zurück und das Tor öffnete sich von selbst. Er trat in die hohe Halle, wo ihn die Königstochter als ihren Befreier willkommen hieß. Noch am gleichen Tage hielten die beiden Hochzeit. Weil er aber so lange als Hirt gelebt hatte, war er ein gerechter und gütiger König.

Karl Haiding

Es steht im Acker,
grün und wacker,
hat viele Häute,
beißt alle Leute.

(Zwiebel)

Die drei Männlein im Walde

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt und gingen zusamen spazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör, sag deinem Vater, ich wollt' ihn heiraten, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken." Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesagt hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich tun? das Heiraten ist eine Freude und ist auch eine Qual." Endlich, weil er keinen Entschluß fassen konnte, zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden. Häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, so will ich nicht." Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war: aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verkündigte seinem Vater, wie's ausgefallen war. Da stieg er selbst hinauf, und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief das Mädchen und sprach: „Da zieh das Kleid an, geh hinaus in den Wald und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren; ich habe Verlangen danach." „Du lieber Gott", sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleid gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert: da weht ja der Wind hindurch, und die Dornen reißen mir's vom Leib." „Willst du mir noch widersprechen?" sagte die Stiefmutter, „mach, daß du fortkommst, und laß dich

nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: „Davon kannst du den Tag über essen", und dachte: „Draußen wird's erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, tat das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen. Es wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte bescheidentlich an die Tür. Sie riefen „herein", und es trat in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haulemännerchen sprachen: „Gib uns auch etwas davon." „Gerne", sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten: „Was willst du zur Winterzeit in deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?" „Ach", antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen und darf nicht eher nach Hause kommen, als bis ich es mitbringe." Als es sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Kehre damit an der Hintertüre den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte der erste: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag schöner wird." Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, sooft es ein Wort spricht." Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt."

Das Mädchen aber tat, wie die Haulemännerchen gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gefunden hat? lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da raffte es in seiner Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Haus und wollte der Stiefmutter das Verlangte bringen. Wie es eintrat und „Guten Abend" sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Übermut", rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuwerfen", aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren suchen. Die Mutter: „Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, gab sie endlich nach, nähte ihm einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemännerchen guckten wieder, aber es grüßte sie nicht,

und ohne sich nach ihnen umzusehen und ohne sie zu grüßen, stolperte es in die Stube hinein setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns etwas davon", riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Es schickt mir selber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?" Als es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, kehr uns draußen vor der Hintertür rein." „Ei, kehrt euch selber", antwortete es, „ich bin eure Magd nicht." Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Tür hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses, neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt?" Der erste sprach: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es spricht, eine Kröte aus dem Munde springt." Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes stirbt." Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund auftat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter und gab ihm eine Axt dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Es war gehorsam, ging hin und hackte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Hacken war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still und der König fragte: „Mein Kind, wer bist du und was machst du da?" „Ich bin ein armes Mädchen und schlittere Garn." Da fühlte der König Mitleiden, und als er sah, wie es gar so schön war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?" „Ach ja, von Herzen gern," antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, nud als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, nud als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett, und die Alte deckte sie zu bis über den Kopf. Als

der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam, die sprach:

„König, was machst du?
schläfst du oder wachst du?"

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:

„Was machen meine Gäste?"

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste!"

Fragte sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?"

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt." Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist: und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

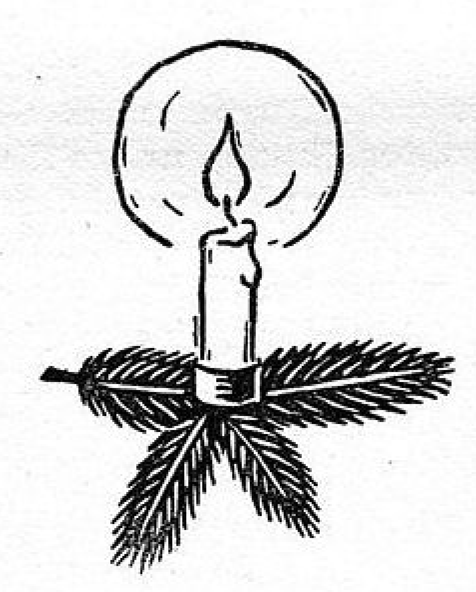
Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft?" „Nichts Besseres", antwortete die Alte, „als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser rollt." Da sagte der König: „Du hast dein Urteil gesprochen", ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

Brüder Grimm

Dat Kind

Dat is nu all lang her, wol twe dusend Jahr, do wöör dar en riek Mann, de hadd ene schöne frame Fru, un se hadden sik beide sehr leef, hadden awerst keene Kinner, se wünschden sik awerst sher welke, un de Fru bed'd so vel darüm Dag und Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vör erem Huse wöör en Hof, dorop stünn en Machandelboom, ünner dem stünn de Fru eens im Winter und schelld sik eenen Appel, un as se sik den Appel so schelld, so sneed sie sik in'n Finger, un dat Blot feel in den Snee. „Ach", säd de Fru, un süfzt'd so recht hoog up, un seeg dat Blot vör sik an, un wöör so recht wehmödig, „hadd ik doch en Kind, so rood as Blood un so witt as Snee." Un as se dat säd, so wurr ehr so recht fröhlich to Mode: ehr wöör recht, as schull dat wat warden. Do güng se to dem Huse, un't güng een Maand hen, de Snee vergüng: un twe Maand, da wöör dat grön: un dre Maand, do kömen de Blömer ut de Erd: un veer Maand, do drungen sik alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twiege wören all in eenanner wussen: door süngen de Vögelkens, dat dat ganße Holt schalld, und de Blöiten felen von den Bömern: do wöör de fofte Maand wech, un se stünn ünner dem Machandelboom, de röök so schön, do sprüng ehr dat Hart vör Freuden, un se füll up ere Knee un kunn sik nich laten: un as de soste Maand vorbi wöör, do wurren de Früchte dick und stark, do wurr se ganß still: un de söwde Maand, do greep se na de Machandelbeeren un eet se so niedsch, do wurr de trurig un krank: do güng de achte Maand hen, un se reep eren Mann un weend un säd: „Wenn ik starw, so begraaf mi ünner den Machandelboom." Do wurr se ganß getrost, un freude sik, bet de neegte Maand vorbi wöör, do kreeg se en Kind so witt as Snee un so rood as Blood, un as se dat seeg, do freude se sik so, dat se stürw.

Niederdeutsches Volksmärchen



Wihnachenobend

Wihnachenobend,
denn goht wi no boben,
denn pingelt de Klocken,
denn danzt de Poppen,
denn piept de Müs
in Großvadder sien Hüs. — —

Wu mannig mol hett uns Vadder uns dütt lütt Riemels herbed, so eben vör Wihnachen, obends in de Schummeree, wenn he up de Bank sitten dä, un wi mit alle Mann bi em rüm, — ick as de lüttst bi em up de Knee: „Oh, — Vadder, noch mol!"

„Wihnachenobend,
denn goht wi no boben, —"

Wat kunn uns Vadder dat jümmer scheun upseggen! Allns butenkopps. — „Fein!" dach ich jeedesmol.

Als ick noher grötter wörd, un wörd al'n beeten kleuker, do dach ick: Ach, — dat hört sick jo ganz scheun an, ober — Tühnkrom is't doch. Wi goht jo goarne no boben, — un doar boben wohnt jo ook keeneen, doar is jo blooß uns Böhm. — Un Grooßvadder? Grooßvadder hett jo goarkeen Hüs und keen Müs. — Tühnkrom all! — Vadder schull sick man mol wat anners utdinken!

Ober denn wörd ick noch grötter, un jümmer noch grötter, un güng no See, und güng rin in't Leben, — un kreeg Heimweeh. Ne no Hus, — ne, no mien Kinnertied, no de Schummerstündn bi uns, so eben vör Wihnachen. Un ick dach wedder an Vadder sien Riemels:

„Wihnachenobend,
denn goht wi no boben, —"

Un denn up eenmol wüßt ick't, wat dat heeten schull, — wüßt ick't, wat dat to bedüten harr: — goht wi no boben. Wi ne, — uns Gedanken goht no boben. Un goht ook wedder överstürer, wied överstüer. Und denn hört un seeht wi allns wedder, wat wi al as Kind mol hört un seehn hebbt:

„denn pingelt de Klocken,
denn danzt de Poppen,
denn piept de Müs
in Grooßvadder sien Hüs."

Jo, dat is't! Dat schall't heeten! Wihnachen sünd wi all mol wedder ganz, ganz lütt. Un wenn't ook man för'n Oogenblick is. Alltohoopen. Un ick gläuf, am meisten un am besten de, de't as Kind man ganz lütt un eenfach hatt hebbt.

Wenn't an's man gries un düster is in'n Hus, den ganzen Harwst un Winder gries un düster, — denn brinnt un schient de lütt Dannboom to Wihnachen jo noch vel hiller, un, wenn he ook krumm un scheef is, un hett

man een lütt Licht. — Wenn't an's in'n Hus bald goarnix geben deit, keen Spelkrom, kee'n Kooken, keen Tüg, — denn freit'n sick to Wihnachen jo noch teihnmol so dull — to jeeder Stück Dings.

As ick lütt wür, — wi würn mit veer Jungs in'n Hus' un een Deern, un wi kreegen jeedes Joahr to Wihnachen 'n Fatt mit Nöt un Appeln un Brunkooken, — un denn noch jümmer een lütt Stück bobenup: 'n Griffelkasten oder 'n Mütz, oder 'n Poar Strümp, oder wat wi jüst so bruken kunnen. Un denn harrn wi lange Joahrn hindör ook noch een Stück, dat güng van een'n up'n annern. Dat wür 'n groot fein, hölten Peerd. Dat harr uns Jann mol to Wihnachen kregen, as Schimmel, fein in Wichs, mit'n richtigen Stiert ut Hoar, — stünd up son Brett mit Röd. — Dree Weken harr Jann em toreden, erst in'n Hus, denn vör de Dör, denn den Diek hindol. — Do wür't sowied: Ohrn af, — Röd af, — Stiert utreten. — Weg mit dat Dings! Up'n Schuerböhm mit den Schimmel!

Anner Joahr Wihnachen kreeg uns Heiner son Peerd, meist son Dings as Jann hat haar, ober swatt, gnetersswatt, ohne Ohrn, un de Stiert wür ut Tüg. — Jann öberhol em gliek mol, bekeek em van all de Sieten, ober seggen dä he nix. Käm he ook goarne mehr to, — Hein wür al vördull an't Rieden. Veer Weken Galopp, — do harr he em ook sowied: Snut upkleuft, Been af, Stiert utreten. — Weg mit em! Up'n Schuerböhm mit den Swatten!

Anner Joahr Wihnachen kreeg uns Jakob son Peerd, meist son as Hein hatt harr, ober brun, ganz brun, mit'n tohoopbundn Snut, mit'n anlascht Been, mit'n Stiert ut'n Stück Ledder. — Jann un Hein keeken sick an, — sän ober nix. — Jakob wür ook al as wild an't Jogen, jümmer van een Eck in de anner:

— „über Stock und über Steine,
Aber brich dir nicht die Beine —!"

Dat dä he ook ne, de ool Voß. Ober he breuk den Hals, — fief Weken no Wihnachen. Jakob harr jo woll so gau mit em üm de Eck wullt, — Kopp af! — un de Voß will ohne Kopp den Diek hinhol, Hein will em noch fasthooln, — Stiert ut! — — Na, denn wür't jo wedder Fierobend, weg mit den Voß! Up'n Schuerböhm rup!

Anner Joahr segt Jann to mi: „Ick weet doch, wat du to Wihnachen kriegen deist!" — „Non, wat denn?" — „'n Peerd!" — „Neee, dat gläuf ick ne." — „Wetten?" — „Jo, wöllt wetten!" — „Nem üm?" — „Um'n Appel!" — „Good! Hand her!" — — Mudder müß dörhaun. Mudder knipper mit de Oogen. — Un Jann verspel sien Wett. Ick kreeg Wihnachen keen Peerd, ick kreeg'n poar feine Fusthandschen ut Schopswull, harr Mudder sülben spunnen un knütt. — Und Jann müß mi sien'n besten Appel geben, un he wür fix vergrillt, un schüll up den Wihnachtsmann, dat de ne mol'n ooln Peerdkopp wedder ansetten kunn.

Ober dat kunn de Wihnachtsmann doch, dat duer blooß 'n beeten länger. — Dat anner Joahr Wihnachen kreeg ick'n Schimmel, 'n sneewitten Schimmel, — harr blooß 'n poar groote Nogels an'n Hals, un harr'n anstückt Been, un harr'n Stiert ut'n Stück Tau, — Manilla-Tauwark van Vadder sien'n Fischereeber. —

Oh, wat hebb ick mi freit to den Schimmel! Gliek mit'n Tofoahrt rup, Zuckeldraff: Hü, hü, hopp! — Eulich mit de Hacken ünnern Buk. — Un kiek noch so an mi dol, — un hebb de ganzen Knie vull Farw. Un stieg wedder af, — mien Büx is witt, un mien halbe Schimmel is brun. Un mien dree grooten Brüer, de lacht mi wat ut. Un Mudder schilt, un kickt sick dat Peerd an, un segt to Vadder: „Doar hett de Wihnachtsmann jo ook keen Eul genoog ankregen, un keen Sickatiev!" — Un Vadder grient un segt: „De Wihnachtsmann, — de harr woll ne recht wat mehr, — un in'n Winder will de Krom ook ne so dreugen."

Ober acht Dog noher wür mien bunte Schimmel doch dreug. Und dat Rieden kunn wedder loosgohn.

Ich hebb'r noch 'n half Joahr up reden, — ne twei to kriegen! Ober toletzt harr ick em doch ook wedder sowied: Twee Been af, — un — dat Gnick ümdreiht. — Blooß dem Stiert, — doar kunn ick nix an moken, — den harr uns Vadder doar so fast rinspleeßt, — doar kunnst 'n ganzen Buerhoff an upbummeln. — —

Kannst nu ook noch. De Schimmel steiht noch jümmer so bi uns up'n Schuerböhm, mit 'n Stiert ut Manilla, mit annerhalf Been, un ohne Kopp un Hals. — Un is dat beste Peerd, wat ick mi dinken kann. So eben vör Wihnachen, denn sünd mien Gedanken jümmer wedder bi em, un:
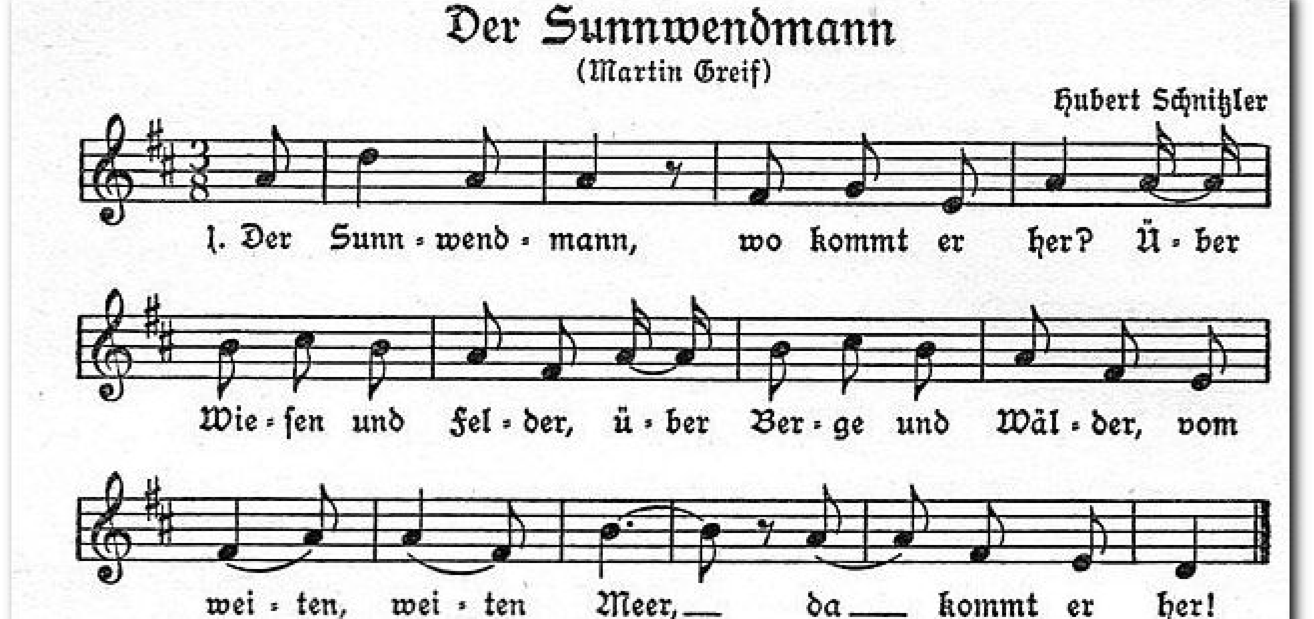
Wihnachenobend,
denn goht wi no boben,
denn pingelt de Klocken,
denn danzt de Poppen,
denn piept de Müs
in Grooßvadder sien Hüs.

Rudolf Kinau

Der Sunnwendmann

(Martin Greif)

Hubert Schnitzler



2. „Der Sunnwendmann, wie zieht er ein?" Auf leuchtendem Schimmel wie die Sonne am Himmel, voll spiegelndem Schein, so zieht er ein!

3. „Der Sunnwendmann, was bringt er mit?" Gar köstliche Gaben für Mädchen und Knaben, die guter Sitt', das bringt er mit!

4. „Der Sunnwendmann, wie teilt er's aus?" Er legt sie verstohlen, wo leicht sie zu holen, ans Fenster, vors Haus, so teilt er's aus!

Hänsel heiß ich,
Nüsse beiß ich,
geh so gern in den grünen Wald,
wenn die Nuß vom Baume fallt;
knack und krach
den ganzen Tag.

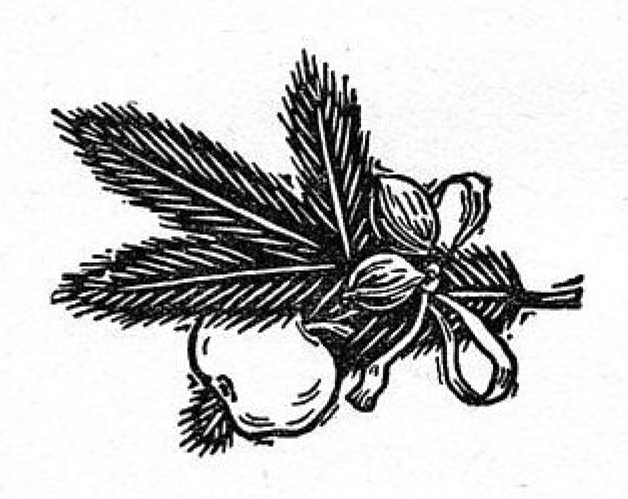
(Eichkätzchen)

Frau Hollen Teich

Auf dem Hessischen Gebirg Meißner weisen mancherlei Dinge schon mit ihren bloßen Namen das Altertum aus, wie die Teufelslöcher, der Schlechtrasen und sonderlich der Frau Hollenteich. Dieser, an der Ecke einer Moorwiese gelegen, hat gegenwärtig nur 40—50 Fuß Durchmesser; die ganze Wiese ist mit einem halb untergegangenen Steindamm eingefaßt und nicht selten sind auf ihr Pferde versunken.

Von dieser Holle erzählt das Volk vielerlei, gutes und böses. Weiber, die zu ihr in den Brunnen steigen, macht sie gesund und fruchtbar; die neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen und sie trägt sie daraus hervor. Blumen, Obst, Kuchen das sie unten im Teiche hat und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, teilt sie denen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wissen. Sie ist sehr ordentlich und hält auf guten Haushalt; wann es bei den Menschen schneit, klopft sie ihre Betten aus, davon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen den Rocken besudelt, das Garn wirrt, oder den Flachs anzundet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abspinnen, schenkt sie Spindeln und spinnt selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faulenzerinnen zieht sie die Bettdecken ab und legt sie nackend auf's Steinpflaster; Fleißige, die schon frühmorgens Wasser zur Küche tragen in reingescheuerten Eimern, finden Silbergroschen darin. Gern zieht sie Kinder in ihren Teich, die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Jährlich geht sie im Lande um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit, aber auch erschreckt sie die Leute, wenn sie durch den Wald fährt, an der Spitze des wütenden Heeres. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau, in oder auf der Mitte des Teiches, bald ist sie unsichtbar und man hört blos aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsteres Rauschen.

Brüder Grimm



Frau Holla zieht umher

In der Weihnacht fängt Frau Holla an herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnrocken auf's neue an, winden viel Werk oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holla, so freut sie sich und sagt:

so manches Haar,
so manches gute Jahr.

Diesen Umgang hält sie bis zum großen Neujahr, d. h. den Heiligen Drei Königstag, wo sie wieder umkehren muß nach ihrem Horselberg; trifft sie dann unterwegs Flachs auf den Rocken, zürnt sie und spricht:

so manches Haar,
so manches böse Jahr.

Daher reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihren Rocken ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts dran bleibe und ihnen übel ausschlage. Noch besser ist's aber, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werk vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

Brüder Grimm

Wer schüttelt die Betten, wenn's schneit,
bestraft alle Faulheit und Liederlichkeit,
und wünscht den Fleißigen allerwegen
im nächsten Jahre Glück und Segen?

(Frau Holle)

Knecht Ruprecht

Einmal, so im Mittwinter, als der wilde Jäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gefolge die Eisen, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückbleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte.

Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe, die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, der ein alter graubärtiger Geselle war, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kindlein anfuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.

Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen, noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und suchte den Gast zufriedenzustellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich todmüde gegen die Wand und versuchte auf der Bank einzuschlafen.

Aber es störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt, das flammte und knisterte, daß es dem Reitknecht in den Augen weh tat. Er versuchte die Lider zu schließen, aber das Licht schien hindurch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.

Er sagte deshalb barsch zu der Frau: „Lösch das Licht aus, siehst du nicht, daß ich schlafen will?" Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie vor Furcht zitterte, widersprach sie und sagte: „Löschen darf ich es nicht, es winkt der himmlischen Frau Gode, näherzukommen, damit der Winter vorüber geht."

Gegen den Namen wagte der Knecht nichts zu sagen, er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr ausschaute und sie suchte. Er brummte deshalb nur, wendete den Kopf und versuchte wieder zu schlafen.

Aber es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tsich und sangen leise. Da verlangte er barsch, das Singen solle unterbleiben. „Siehst du nicht, daß ich müde bin?" Aber die Frau verbot den Kindern trotzdem die kleinen Stimmen nicht, obschon sie nun doppelt Furcht hatte.

„Hörst du denn nicht", fragte sie, „daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riefen?"

Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Aber als die Frau jetzt hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Flocken herein tanzten und der Wind den Rauch vom Herd zu Wirbeln trieb, schrie der Knecht voll Zorn: „Was hast du jetzt vor? Du weißt doch, daß ich friere und schlafen will!"

Aber die Frau sagte sanft: „Die Himmlische muß doch die Kinder hören und das Licht sehen, sie könnte sonst vorüberschreiten."

Als der Knecht nun so viel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte, wunderte er sich doch insgeheim. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeikäme, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung nach draußen schaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutmachen. Und weil er das eine, das sein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Da hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.

Die Kindlein aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe niedergebeugt hatten, ohne doch im Singen aufzuhören, sahen, daß der rauhe Knecht es gut meinte, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eins, das großen Hunger hatte, fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe.

Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, ja, er gab sich Mühe und besprach das Brot, daß es süß wie Kuchen schmeckte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knecht, und ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem fehlte Kopf und Schwanz. „Oh, wenn es weiter nichts ist," lachte der Knecht und ging daran, beides wieder anzuflicken. Aber heimlich dachte er dabei an seinen Herrn, der auch in der Weihnachtsnacht die Kinder beschenkt, und er sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen so glänzten, wie solch Licht gewiß nur von Frau Godes Augen kommt. Da gefiel es ihm, eifriger zu helfen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaftig laufen und bellen konnte.

Wie schrieen und hüpften die Kinder da und wollten gleich alle ein Spielzeug von ihm. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen, ein Geschenk nach dem anderen sprang daraus hervor: Puppen und Bälle zum Werfen für die Mädchen und Wagen und Reitersleute für die Jungen, und ich weiß nicht, was alles. Und je mehr die Kinder lachten und die Frau ihm dankbar zusah, um so eilfertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen Tisch voller Äpfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein richtiger Sack voll davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers war, so wußte er doch mit allerhand guten Künsten Bescheid.

Wie der Mann so mitten im Werk ist, kommt draußen auf einmal eine furchtbare Sturmböe näher. Und gerade wie die Frau sich nun doch zu fürchten beginnt und die Tür schließen will, springt die krachend auf, und der Wohljäger tritt über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen Herren und holden und unholden Gesellen. Sie beginnen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sehen, das Spielzeug in der Hand.

„Wie kommst du hierher?" murrt der Wohljäger.

Der Knecht aber, der eben noch froh war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. „Ach", sagte er, „das ist schwer zu erklären. Seht Herr —" und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben — „seht, die Kindlein sangen die himmlische Frau herbei, wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen."

„Wollt ihr nicht bleiben, Herr?" fragte die Frau, als der Wohljäger noch immer in der Tür stand, obschon vor seinem Blick die Hütte hell leuchtete.

„Nein", sagte der und schaute über alles hin und sann nach. „Nein", seufzte er, „ich hab' wenig Zeit. Aber ich lasse dir meinen Knecht, da können deine Kinder sich freuen." Und dann wandte er sich zu dem Reiter: „Geh auch zu den anderen Häusern, rate ich dir, und laß alle Kindlein singen. Vielleicht, daß die, welche wir suchen, sich doch rascher wendet, wenn sie es hört." —

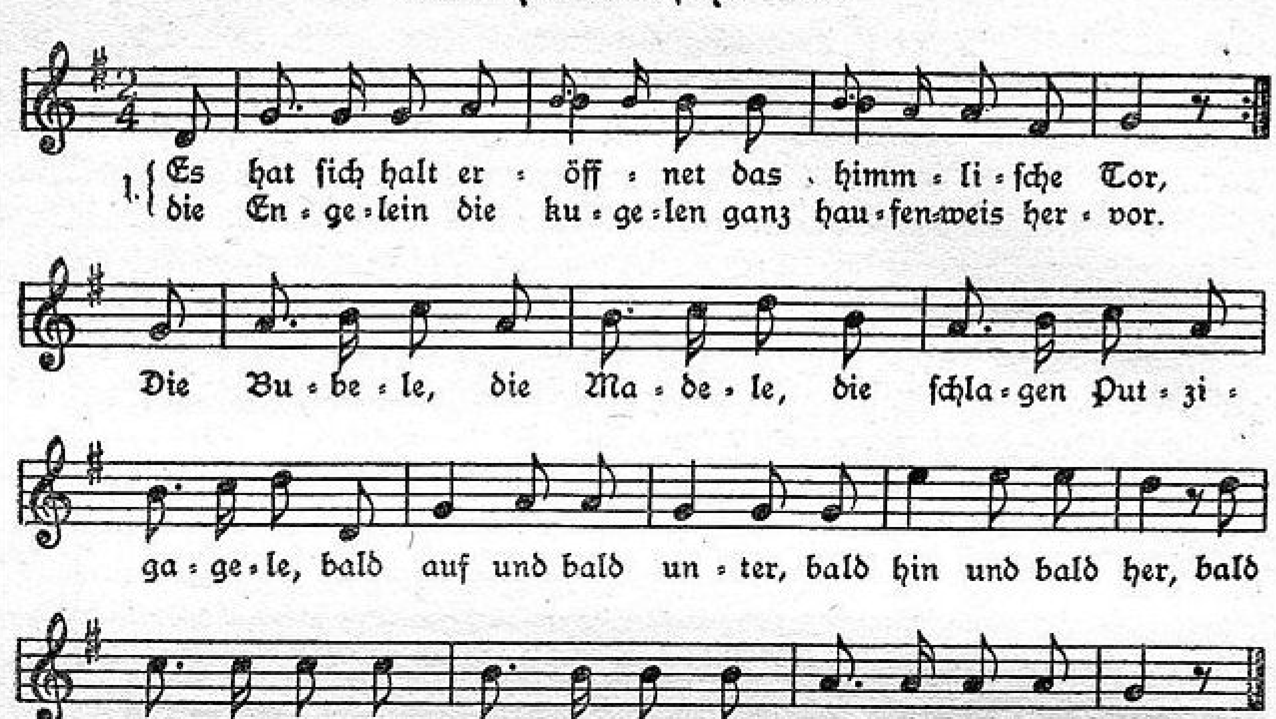
Da freute sich der Knecht — Ruprecht hieß er — und ist dem auch gehorsam gefolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber für die unartigen legt er die Rute nieder, denn er ist ein alter Reiter und fackelt nicht lange.

Hans Friedrich Blunck

Weihnachtszeit kommt nun heran,
Sterne leuchten hell.
Ruprecht blas die Wolken an,
daß der Schnee bald fallen kann,
Winter ist zur Stell.

Karola Wilke

Das himmlische Tor



2. Dann halten wir fein stille und sagen kein Wort, sonst laufen uns die Engelein gleich alle wieder fort. Die Bubele usw.



Schlaf, Kindchen, balde

Aus Süddeutschland

Schlaf, Kind=chen, bal = de, Vög = lein fliegn im Wal = de, sie
fliegn wohl ü = ber Laub und Gras und brin = gen mei = nem
Kind = chen was. Was solln sie ihm denn brin = gen?
Zuk = ker = plätz = chen und Rin = ge, schö = ne Ro = sin' und
Man = del = kern, die ißt mein klei = nes Kind = chen gern.

Rätsel

Es eilt und läuft, niemand sieht's laufen,
Man kann's nicht halten, kann's nicht kaufen,
Macht weder Schritt noch Sprünge,
Lehrt viel verborgne Dinge.

(Die Zeit)

Du jagst mich, und ich jage dich,
Du kriegst mich nicht, ich krieg dich nicht:
Unmöglich kann's geschehen,
Daß wir, Bruder und Schwester, uns sehen.

(Tag und Nacht)

Es kam ein Mann von Aken,
Der hat ein weißes Laken,
Wollte die ganze Welt bedecken
Und konnte nicht über die Elbe recken.

(Der Schnee)

Vor meines Vaters Kammer
Hängt ein blanker Hammer,
Wer damit zimmern kann,
Der ist ein rechter Zimmermann.

(Eiszapfen)

Es schnaubt und heult die Straß herauf
Und hat doch keine Lunge,
Es leckt den Schnee wie Butter auf
Und hat doch keine Zunge.

(Tauwind)

Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos,
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos
Von dem Baum blattlos.

(Schnee, Tanne, Sonne)

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeiten tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte soviel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sich abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte und lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast Du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!" Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen.

Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenne ich, ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel. Er rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen als regneten sie, und schüttelte bis keiner mehr oben war; und als es alle in einem Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest Du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeiten im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehen. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett gut machst, und es fleißig aufschütteln, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das

Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich vieltausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß Du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinauf bringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist", sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief: „Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hier." Da ging es hinein zu seiner Mutter und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der anderen, häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in den Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke.

Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh' mich raus, zieh' mich raus, sonst verbrenne ich, ich bin schon längst ausgebacken!" Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen" und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif!" Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen" und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon
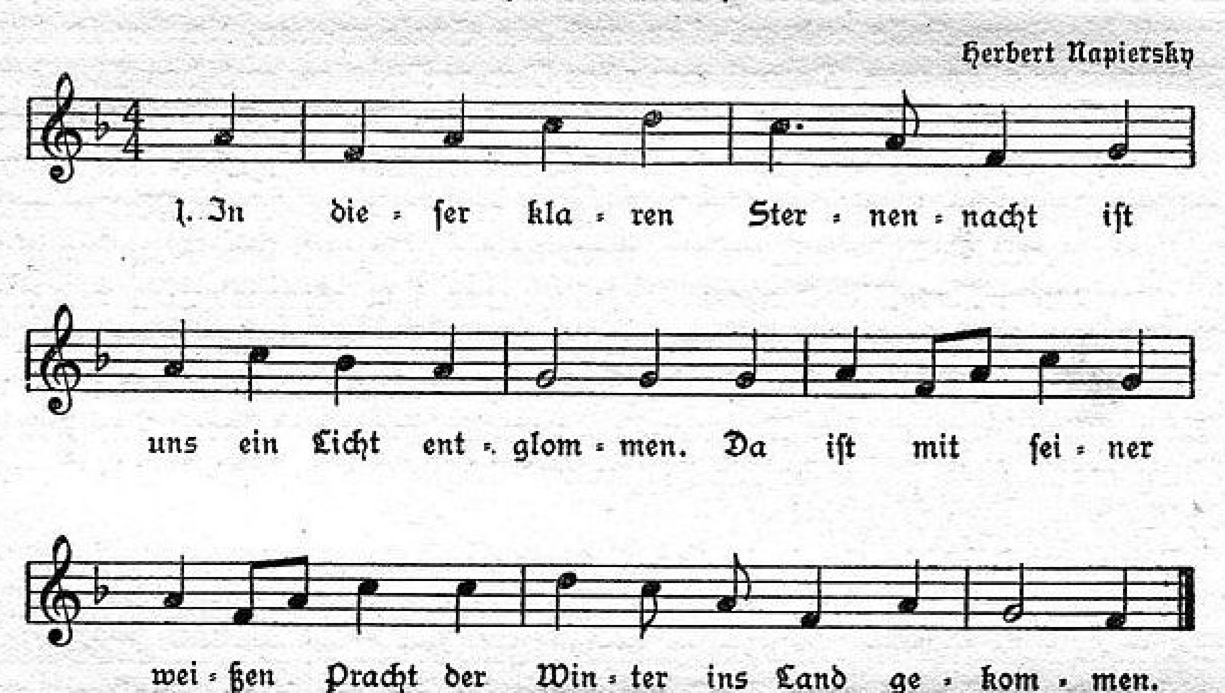
an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gehörte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel von Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief: „Kikeriki, unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hier."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte nicht abgehen.

In dieser klaren Sternennacht

(Herbert Napiersky)

Herbert Napiersky



2. Frau Holle schüttelt Flocken aus und schaut zu uns hernieder, und heimlich klingen aus dem Haus der Kinder frohe Lieder.

3. Und alle Kinder, groß und klein, die es verdienet haben, die werden reich belohnet sein mit schönen Weihnachtsgaben.

In der Luft, da fliegt's,
auf der Erde liegt's,
auf dem Baume sitzt's,
in der Hand, da schwitzt's,
im Wasser ersäuft's —
wer gescheit ist, begreift's

(Schneeflocke)

Höher als ein Haus,
Kleiner als 'ne Maus,
Grüner als Gras,
Weißer als Wachs,
Bitter wie Galle,
Und doch mögt ihr's alle.
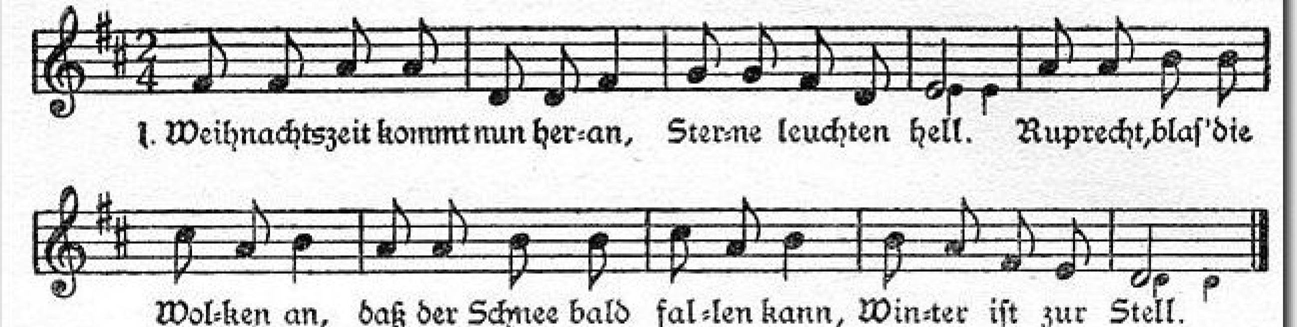
(Die Nuß)



Das Hollenlied

(Carola Wilke)

Hans Helmut



2. Mond sieht aus dem Wolkentor: „Ist es noch nicht Zeit?“ Ruprecht, spann den Schimmel an, daß Frau Holle reisen kann. Ihre Fahrt ist weit.

3. Pack dir Heu und Häcksel ein, ihr müßt lange fahren. Ruprecht, zünd die Lichtlein an, daß Frau Holle sehen kann, ob wir fleißig waren.

4. Ist das Säcklein leer gemacht bis zum letzten Rest, Ruprecht, blas' die Wolken an, daß Frau Holle singen kann uns zum frohen Fest.

Frau Holle und der Blinde

Einmal, an einem Weihnachtnachmittag, kehrte ein blinder Buchbinder, von seinem Hund geführt, von der Arbeit heim. Er hatte dabei eine weite Strecke durch einen großen Wald zu gehen, und ein schlimmer Wind fuhr durch alle Wipfel. Nun wollte der Weg an diesem Tage schier kein Ende nehmen, es wurde immer einsamer und kälter um den blinden Mann, und er fürchtete schließlich sein Hund habe sich verirrt.

Auf einmal legte das Tier sich nieder und sprach mit menschlichen Worten: „Weißt du, daß Frau Holle heute nacht in den Wald kommt?" „Hast du mit ihr zu reden?" fragte der Blinde erstaunt.

„Nein, aber ich habe dich heute ein ganzes Jahr lang geführt", sagte der Hund. „Jetzt hab' du einmal Geduld und gib mir, daß ich eine Stunde mit den Meinen spielen kann. Sie kommen alle in den Hollenwald!"

Da mußte der Mann, frierend an einen Stamm gelehnt, warten, bis sein Führer wiederkam. Er schalt erst noch, aber es war zu verstehen, daß auch solch Tier seine Freude haben will. Zwischen Weihnacht und Neujahr verstehen sie alle einander, verstehen sogar die Sprache der Menschen, und es heißt, daß sie in den Tagen mehr wissen als unsereins, dafür, daß sie ein Jahr lang stumm Diener der Menschen waren. Als der Blinde nun hoffte, daß ein gut Teil der Stunde vorüber sei, kam der Hund wieder vorbei. „Du mußt noch etwas Geduld haben", sagte der Hund zu seinem Herrn, „es sind noch nicht alle da, wir sind zu früh gekommen."

Der Mann mochte nichts erwidern, um dem Tier die Freude nicht zu verderben; wie er dabei aber horchend den Kopf zu ihm niederbeugte, geschah ihm, wie es allen Blinden bei Frau Holles Kommen geschieht, er konnte den Hund auf einmal wie einen Schatten sehen. Und als er den Kopf wieder hob, war ihm, als stünde rundum der Tannenwald wie eine Schar begrünter Kreuze da, und er erblickte oben in den Wipfeln den Mond, um den mit hellen Gliedern viele Nebel tanzten. Aber der Blinde sah noch mehr, er sah, wie ein ganzes Schiff mit Tannenbäumen und Lichtern vom Himmel näher schwebte und sich auf einer weißen Waldwiese, die vor ihm lag, niederließ.

Und der Mann, der viele Jahre ohne Augenlicht gewesen war, erblickte tausend Tiere, die von weither gekommen waren, um Frau Holle zu begrüßen, er erblickte die Elfen mit weißen Gliedern und sogar einige Menschen, die das andere Gesicht haben und die Unirdischen zu schauen vermögen. Und er lief über den Festplatz auf das Schiff zu und schrie vor Erstaunen: „Ich habe mein Augenlicht wieder, ich sehe dich, Frau Holle!"

Da schritt die schöne Frau selbst an ihm vorüber, und als sie ihn so rufen hörte, trat sie näher und fragte: „Bist du blind gewesen, armer Mann?"

„Ja", rief der Buchbinder, „ja, ich bin blind gewesen und kann dich sehen, wie ist das herrlich!"

Aber die Frau warnte ihn: „Lieber Mann, hoffe nicht zu früh, es ist nur in den Zwölften, daß du zu sehen vermagst."

„Ich bin aber so glücklich, daß ich sehen kann", schrie der Mann, „ach, kannst du mir nicht für immer mein Augenlicht wiedergeben?" Es war ihm alles so herrlich rundum voller Lichter und köstlichen Glanzes, voll schöner Menschen und tanzender Elfen, voll Wagen und freundlicher Tiere, voll ragender Bäume und leuchtender Blumen, die mitten ihm Schnee aufwuchsen. Den armen Mann dünkte, daß sein Leben immer und zu allen Stunden so prächtig sein würde wie in dieser. „Ach", rief er, „hätte ich doch mein Augenlicht für immer —" den schlimmen Alltag hatte er ganz vergessen, „kannst du mir nicht helfen, daß es so bleibt?".

„Für immer kann ich dir nicht helfen", antwortete sie traurig, „aber ich kann dich wählen lassen, ob du das Jahr hindurch alles Leben und Leid der Menschen erblicken, oder aber, ob du in den Zwölften zu uns kommen willst." „Da weiß ich genau, was ich zu wünschen habe", schrie der Mann aufgeregt, ihm schien das Jahr so viel länger als die kurze Spanne der Feiertage. „Da weiß ich gewiß, was ich erwähle: Gib mir das Jahr frei, Frau Holle, ein ganzes Jahr über möchte ich so offene Augen wie zu dieser Stunde haben."

Da seufzten die Tiere, sie meinten vielleicht, der Fremde hätte sich anders entscheiden müssen. Aber Frau Holle strich ihm schon über die Augen: „So werde für deine Welt sehend, und blind für uns", sagte sie. Und das Dunkel fiel auf die Lider des Mannes, weil er noch auf Frau Holles Wiese stand. Und die schöne Königin rief seinen Hund, der kam gehorsam, führte den Mann in seine Stadt heim, und er war längs des Weges blind wie vorher. Aber als er zu den Menschen kam, erhellten sich seine Augen langsam, so wie es ihm die gütige Frau versprochen hatte. Und als das neue Jahr begann, lebte er mit klaren Augen, ein Genesener, unter den Seinen.

Es ist jedoch an dem, daß der Mann die Sehnsucht nach dem Frauhollenzug seit jener Nacht nicht mehr verlieren kann, und daß er, wie alle Menschen, die lange blind waren, im Alltag alle Armut und Krankheit doppelt genau erkennt. Und er ist schwermütig und wortkarg geblieben und kann die Feier der Zwölften und den Zug der schönen überirdischen Frau, den er einmal gesehen hat, zu keiner Stunde vergessen — so sagte er mir.

Hans Friedrich Blunck

Rätsel

Es hat einen weißen Mantel und ein rotes Käppchen
auf einem schwarzen Häuptchen.

(Brennende Kerze)

Es geht im Holz
und steht im Holz
und wird im Holz gemacht.
Was ist das?

(Der Brotteig in der Backmulde)

Vier Brüder sind's.
Einer jagt hinterm andern her
und können sich doch nicht fangen.

(Die 4 Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst, Winter)

Ein Knabe saß und aß und je mehr er aß, desto mehr wurde es. Der Knabe war satt; da warf er den ganzen Haufen zum Fenster hinaus. Was aß er wohl?

(Nüsse)

Im Sommer ist es kalt und im Winter warm.

(Der Ofen)

Wann hat der Mensch soviel Augen, als Tage im Jahr?

(Am zweiten Januar)

Wer hat die längste Zunge?

(Die Sonne, sie leckt auf der ganzen Welt den Schnee auf)

Im Sommer ist er kalt, im Winter ist er warm
Im Herbst, da wird er reich, im Frühjahr wieder arm

(Der Keller)

Weiß geht's hinein
Braun kommt's heraus

(Der Teig im Backofen)

Waldweihnacht

Die Mutter hatte Gerda mit Ulf gleich nach dem Mittagessen fortgeschickt. Sie sollten der guten Grete und ihrem kleinen Kinde Weihnachtsgeschenke bringen. Der Weg führte durch den Wald über den Berg. Die Kinder kannten ihn gut von manchem früheren Gang. Eilig liefen sie dahin und schwenkten lustig ihre Körbchen mit den Weihnachtsgaben. Schon von der Höhe sahen sie im Tal das Dorf mit seinen kleinen Häusern liegen und bald sprangen sie in die Arme ihrer Grete. Die gab ihnen duftenden Weihnachtskuchen und frische warme Milch. Ulf und Gerda erzählten von zu Hause und bewunderten immer wieder das kleine Kindchen in seinem Wiegenkorb. Derweil hatte Frau Holle angefangen, ihre Betten auszuschütteln. In dicken Flocken fiel der Schnee vom Himmel. Ganz düster wurde die Stube davon. Da sorgte sich Grete und schickte schnell die Kinder auf den Heimweg.

Singend und jauchzend liefen sie durch den Flockentanz. Es schneite immer dichter und dichter. Im Wald war alles schon weiß. Schwer neigten die Bäume ihre Äste unter den großen Schneepolstern. Kein Weg war mehr zu erkennen. Das dichte weiße Tuch bedeckte alles. Fröhlich stapften die Kinder durch den tiefen Schnee. Doch langsam verstummte ihr lebhaftes Geplauder. Die Bäume und Sträucher ringsum sahen sie auf einmal so fremd an. Da merkten Ulf und Gerda, daß sie den Weg verloren hatten. Trotzdem bekamen sie keine Angst. Der Wald war ihnen so vertraut. Zu jeder Jahreszeit waren sie mit Vater und Mutter dort gewesen. Sie hatten sich immer über die kleinen Blumen, die Eicheln oder die vielen Pilze gefreut. Aber die Tiere waren ihnen stets das Liebste. Es hatte nun auch aufgehört zu schneien. Die Wolken zogen fort und klar schimmerte der blaue Himmel durch die Bäume. Tapfer nahm Gerda den kleinen Bruder an der Hand und ging weiter. Still war der Wald rings um sie her. Auch ihre Schritte hörten die Kinder nicht. So weich war der Schnee. Nur manchmal knackte ein Ästchen unter ihrem Fuß. Da kamen sie auf eine kleine langgestreckte Lichtung. Zu beiden Seiten standen junge niedrige Fichten. Der Schnee hatte sie dicht eingehüllt. Ulf freute sich sehr über all die schönen Kinder-Weihnachtsbäume in ihren weißen Mänteln. Besonders aber gefiel ihm ein größerer Baum. Der stand ganz allein am Ende der Lichtung. Gerda sagte, das sei der Lehrer für die Fichtenkinder, denn vom Vater hatte sie schon etwas von Baumschulen gehört. Ulf meinte, der Lehrer habe eine rote Mütze auf. Denn die äußerste Spitze der Fichte war ganz rot. Doch Gerda sagte, die Abendsonne scheine darauf. Beim Näherkommen sahen aber die Kinder voll Freude, daß auf dem Wipfel der Fichte ein Eichhörnchen saß. Es blickte sie still mit seinen großen Augen an. Die glänzten wie schwarze Perlen. „Eichhörnchen, wir haben den Weg verloren", rief Ulf ihm zu und Gerda sagte

mit einem kleinen Seufzer: „Ach, wenn Du uns doch den Heimweg zeigen könntest!" Da sah das Eichhörnchen sie freundlich an und rief: „Kommt nur mit, Ihr sollt Schönes sehen!" Hurtig sprang es vor ihnen her von Baum zu Baum, und fröhlich folgten die Kinder. Alle Sorge um den Heimweg hatten sie vergessen und sie achteten auch nicht darauf, daß es schon dämmerte.

Wieder kamen sie auf eine Lichtung. Dort lagen viele abgehauene Bäume. Auf einmal hörten die Kinder, daß es unter der Schneedecke leise wisperte — bald näher, bald ferner. „Eichhörnchen, was raunt und wispert hier denn unterm Schnee?" fragten sie. Da sagte das Eichhörnchen: „Das sind die Samen der Bäume und der kleinen Blumen. Sie liegen in der Erde und freuen sich, daß nun Sonnenwend ist. Nun wird es bald wieder heller. Es wird dann auch wieder wärmer. Und wenn der Frühling kommt, dürfen sie wieder wachsen." Der Weg stieg jetzt immer mehr bergan. Die Bäume wurden höher und dichter. Ganz dunkel war es nun geworden. Aber das Eichhörnchen in seinem roten Pelz leuchtete auf dem Schnee. So konnten ihm die Kinder auch weiterhin gut folgen. Auf einmal sahen sie einen Lichtschein durch die Bäume schimmern. Er wurde stärker, je weiter sie gingen und dann traten sie auf eine große Lichtung mitten im Wald. Da waren sie ganz oben auf dem Berg. Weit im Kreis um sie her standen große schwarze Kiefern mit dicken Schneehauben. Ihre Zweige reichten bis zum Boden. Zwischen ihnen standen große Eichen und Buchen. Deren Rinde war vom Schnee weiß bestäubt und ihre Äste flochten sich wie ein schönes Gewebe in den Himmel. Vor dieser hohen Wand standen um die Lichtung viele junge Birken und Fichten. Sie steckten tief in ihren Schneehüllen und schauten alle nach der Mitte der Lichtung. Dort stand eine uralte riesige Tanne. Weit breiteten sich ihre beschneiten Äste nach allen Seiten. Im großen Ring um die Tanne herum brannten viele kleine Feuer. Nur von Norden, Süden, Osten und Westen zogen sich aus dem Kranz einige Feuer zu ihr hin. Von dem Feuerschein schimmerten auf dem Schneebehang der Tanne viele tausend Lichter. So leuchtete sie hoch auf in dem großen Feuerrad.

Ulf und Gerda staunten stumm mit großen Augen. Auf der Lichtung aber und auf den Bäumen rings herum bewegten sich viele große und kleine Gestalten. Es waren die Tiere des Waldes: Hirsche, Rehe und Wildschweine; Füchse, Hasen und Eichhörnchen; große Eulen, Käuzchen und Wildtauben; Raben, Amseln, Meisen und vieles andere Getier. Verwundert fragten die Kinder: „Was machen die Tiere hier?" Da sagte voll Freude das Eichhörnchen: „Wir Tiere des Waldes feiern hier mit den Waldbäumen in dieser Weihnacht das Sonnwendfest. Wie die kleinen Samen, die ihr vorhin wispern hörtet, freuen wir uns, daß nun die Sonne die tiefste Stelle ihrer Bahn erreicht hat. Jetzt wendet sie sich wieder aufwärts. Bald wird es wieder von Tag zu Tag länger hell. Dann wird es auch wieder wärmer und wenn der Frühling kommt, wachsen die Blätter wieder an den Bäumen, die Blumen blühen und die Vögel

singen und bauen ihre Nester. Vorbei ist dann die Ruhe des Winters. Vergessen sind Dunkelheit, Kälte und Hunger." „Eichhörnchen", fragte Ulf, „warum sind denn keine Menschen dabei?" Und Gerda fiel ein: „Die freuen sich doch auch, wenn's wieder Frühling wird und sie nicht mehr frieren müssen." Da krächzte ein alter Rabe, der in der Nähe auf einem weißen Aste saß: „Die Menschen wollen ja nichts mehr von uns wissen. Vor vielen, vielen Hunderten von Jahren feierten sie mit uns zusammen im Walde. Da wußten sie noch, daß wir alle, alle: Pflanze, Tier und Mensch, von der Mutter Erde umhegt und genährt werden und daß wir alle uns freuen, wenn die liebe Sonne wieder kommt." — „Aber wir haben euch Tiere doch auch so lieb", sagte Ulf, der zutraulich zu dem Raben hinauf sah. „Ja", quarrte eine große Eule, die lautlos herbeigeflogen war, „ja, ihr Kinder, ihr seid uns immer noch am nächsten geblieben. Ihr fühlt oft noch, daß wir zusammen gehören. Die großen Menschen aber wandten sich ab von uns. Sie zogen fort vom Wald. Statt der warmen Baumhäuser bauten sie kalte Steinmauern um sich herum. Selbst auf die Wege legten sie Stein an Stein. Da konnten sie nichts mehr von der Erde fühlen und trennten sich ab von Pflanze, Tier und Boden. In ihren Steinhäusern aber beteten sie zu einem fremden toten Gott und vergaßen ihren alten eigenen lichten Glauben." — „Uns hat aber der Vater gesagt", rief da Gerda, „daß wir alle: Menschen und Tiere und Bäume Teile Gottes sind, der in uns ist und überall um uns!" — „Ja", sprach da der alte Rabe. „Ja, jetzt erkennen es viele Menschen wieder. Wir wissen es wohl und freuen uns sehr. Deshalb konntet ihr auch hierher kommen." — „Ja, und deshalb nur", rief das Eichhörnchen fröhlich, „konnte ich mit euch sprechen."

Da hörten die Kinder plötzlich Hundegebell im Wald. Der Hund rief: „Da sind sie ja!" Ihr struppiger Dackel kam zwischen den Bäumen heraus auf sie zugejagt und sprang um sie herum mit hellem Geläut. Hinter ihm traten auf einmal auch die Eltern aus dem Wald. Jauchzend liefen Ulf und Gerda ihnen entgegen. Da sahen sie ein Rotkehlchen, das still auf Vaters Schulter saß, und staunten sehr. Die Mutter herzte und küßte die Kinder immer wieder. Der Vater aber erzählte, daß sie sich schon gesorgt hätten, wo die Kinder blieben. Als er wieder einmal aus dem Haus ging, um nach ihnen auszuschauen, rief plötzlich das Rotkehlchen, das die Kinder immer gefüttert hatten: „Kommt mit, kommt mit!" Da zogen die Eltern schnell ihre Mäntel an und gingen dem Rotkehlchen nach. Das flog vor ihnen her in den Wald hinein und führte sie hierher.

Derweilen ist das Rauschen des Waldes immer stärker angewachsen. Die Tiere stehen und sitzen still auf ihren Plätzen. Nichts regt sich mehr. Auch die Feuer halten den Atem an. Still und feierlich leuchten sie im Radkreis. Heller und herrlicher ist nun noch ihr Widerschein in den vieltausend Schneelichtern des riesigen Tannenbaumes. Hoch wölbt sich der dunkelblaue Nachthimmel mit

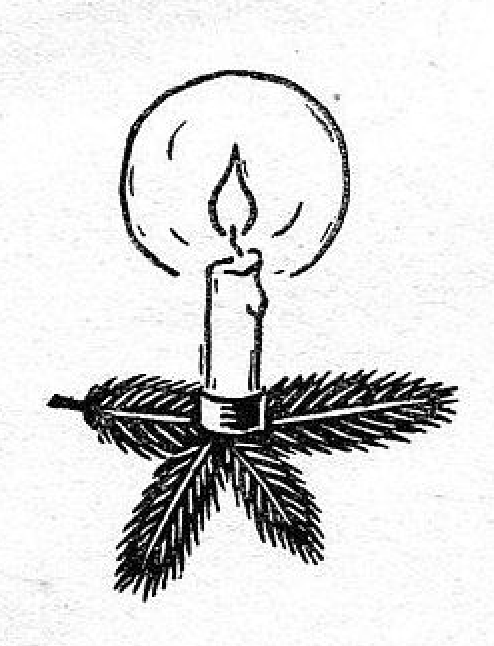
unzähligen Sternen über dem Wald. Ulf und Gerda fassen die Eltern an den Händen. Ergriffen schauen sie alle das wunderbare feierliche Bild. Immer mächtiger wird das Rauschen. Ferne Stimmen tönen darein und dann braust ein weihevoller Gesang auf.

Sternschnuppen ziehen durch den weiten Raum von allen Seiten auf die Tanne zu. Sie tanzen feierlich zu dem Gesang, der leise nun verebbt. Das Rauschen rings verklingt. Versunken stehen alle noch. So hat die weihevolle Stunde sie berührt. Die Feuer glühen kleiner. Sie zeigen nun noch mehr die Form des Sonnenrades. Die riesige Tanne leuchtet nun noch mehr auf. Nun glänzt auf ihr nicht nur der Widerschein der Feuer. Heller noch strahlen auf ihren Zweigen die niedergegangenen Sterne in der tiefen Nacht.

Langsam verließen die Tiere ihre Plätze. Sie zogen an Ulf und Gerda und den Eltern vorbei. Der Vater fragte das Rotkehlchen, welchen Weg sie nun nach Hause gehen sollten. Da zwitscherte es vergnügt: „Seht hier: wir begleiten Euch." Ein großer Hirsch schritt an der Spitze des kleinen Zuges. Sterne leuchteten an den vielen Enden seines Geweihs. Wie ein wandelnder Weihnachtsbaum sah er aus. Das Eichhörnchen sprang Ulf auf die Schulter und das Rotkehlchen setzte sich zu Gerda. Neben Vater und Mutter flogen der alte Rabe und die große Eule und am Schluß trottete ihr Dackel mit hängender Zunge.

Die Tiere zogen mit bis zum Waldesrand. Dort dankten ihnen die Eltern und die Kinder sehr. So schön war alles, was sie gesehen und gehört hatten. — Bald waren sie zu Hause. Und als dann der Vater klingelte und die Kinder mit der Mutter ins Weihnachtszimmer liefen, da grüßten sie noch ganz anders als sonst den Lichterbaum: den Sendboten des Waldes, der Tiere und Bäume, das Zeichen des neu erstehenden Weltenlichts.

Leopold Sautter



Der Weihnachtsmann

Morgen kommt der Weihnachtsmann,
kommt mit seinen Gaben.
Trommel, Pfeifen und Gewehr,
Fahn' und Säbel und noch mehr,
ja ein ganzes Kriegesheer
möcht' ich gerne haben.

Bring' uns, lieber Weihnachtsmann,
bring' auch morgen, bringe
Musketier und Grenadier,
Zottelbär und Panthertier,
Roß und Esel, Schaf und Stier,
lauter schöne Dinge!
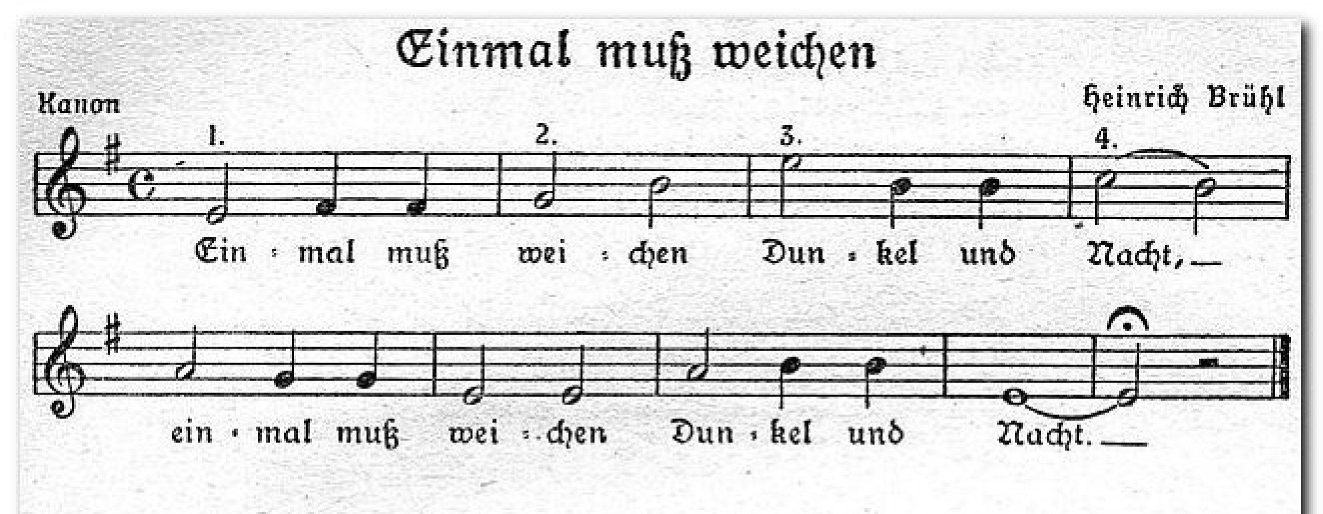
Doch du weißt ja unsern Wunsch,
kennst ja unsre Herzen.
Kinder, Vater und Mama,
auch sogar der Großpapa,
alle, alle sind wir da,
warten dein mit Schmerzen.

Hoffmann von Fallersleben



Mittwinter Sonnenwende

Einmal
muß
weichen
DUNKEL
und
NACHT



Helgis Geburt

Urzeit war es, Aare schrieen,
von Himmelsbergen sank heilges Naß;
da hatte Helgi, den Hochgemuten,
Borghild geboren in Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof, Nornen kamen,
sie schufen das Schicksal dem Schatzspender:
der Herrscher Hehrster solle er heißen,
der ruhmreichste Recke werden.

Sie schnürten mächtig Schicksalsfäden
dem Burgenbrecher in Bralunds Schloß;
goldenes Gespinst spannten sie aus,
festend es mitten unterm Mondessaal.

Sie bargen die Enden in Ost und West,
des Fürsten Land lag dazwischen;
nach Norden warf Neris Tochter
eins der Bänder, unzerreißbar.

Eines schuf Angst dem Ylfingensproß
und auch der Frau, die Freude gebar:
der Rabe rief zum Raben voll Gier —
er saß im Wipfel —: „Ich weiß etwas!

Im Harnisch steht der heute geborne,
der Königserbe; nun kam der Tag!
Es flammt sein Blick nach Fürstenart,
Freund ist er Wölfen: froh laß uns sein!"

Den Kriegern schien er gar königlich,
sie sagten, es gäbe gute Jahre.
Der König ließ den Kampfessturm,
dem Sohn zu reichen den reinen Lauch.

Zu Namen Helgi Hringstad er gab,
Sonnberg, Schneeberg und Sigarsfeld,
Hringheim Hatun und Himmelsau,
einen zieren Blutzweig dem Bruder Sinfjötlis.

Herrlich wuchs er in Hut der Freunde,
der junge Ulmbaum, im Ehrenglanz;
er vergalt und gab Gold den Mannen,
im Kampflohn kargte der König nicht.

Aus der Edda

Heil dem leuchtenden Tag
der wiedergeborenen Sonne!

Feuerspruch

So feierten die Ahnen einst das Fest:
und alles Innige und Sinnige
und alles Dichterische und Ahnende
brach schön dabei hervor, was tief geborgen
in unsres Volkes edler Seele ruht.
Noch grüßen aus der Heldenzeit herüber
uns diese Feuer; mahnend grüßen sie!
Es brennt das Sonnwendfeuer rasch herab;
doch in der Seele unsres Volkes lodert
ein Feuer unauslöschbar heil'ger Glut,
das Feuer flammender Begeisterung
für dieses Volkes Eigenart; und wahrlich,
nicht früher wird erlöschen diese Glut,
bis daß der letzte deutsche Mann verblich.
Wir aber schwören bei dem Flammengrabe
Gott Balders, bei des Lichtgotts heil'gem Haupt,
der da, unsterblich, immer wiederkehrt,
das Feuer deutscher Volksbegeisterung
zu pflegen immerdar, treu bis in den Tod.

Felix Dahn

Die Sigurdsage

Sigurd ritt auf seinem Pferd Grani hinaus in die Schmiede zu dem Zwerg Regin und sprach: „Hier, Regin, sind die Stücke von meines Vaters Schlachtschwert, das er einst von Odin selbst erhalten hat, schmiede mir daraus ein starkes Schwert." Regin legte die Stücke in die Glut auf den Amboß, faßte den Hammer und schlug auf das Eisen, daß die Schmiede bis auf den Grund erbebte. Und als Sigurd das Schwert in der Hand hielt, da zuckte Riesenkraft durch seinen Arm. Er schwang die Klinge hoch empor und schlug mit solcher Gewalt auf den Amboß, daß dieser mitten entzweibrach und die Waffe noch tief in den Boden drang. Er sagte: „Gram sollst du heißen, mein gutes Schwert, und Gram sollst du schneiden in meiner Feinde Brust."

Ehe Sigurd schied, erzählte ihm Regin von seinem Bruder Fafner, der als scheußlicher Drache draußen auf der Gnitaheide seinen Schatz hütet. Er sprach: „Sigurd, da du mit einem einzigen Schwertstreich den Amboß durchgespalten hast, so wird es dir ein leichtes sein, den Drachen zu töten und den Schatz zu gewinnen. — Auf, laß uns hinausziehen auf die Gnitaheide."

Da sprang Sigurd empor und sein funkelndes Schwert wie zum Schwure gen Himmel streckend, rief er: „Fern soll es mir sein, mein gutes Schwert um Goldgewinnes willen zu führen, solange das Blut meines Vaters um Rache schreit! Mein erster Kriegszug gilt den Feinden meines Vaters; dann erst will ich zum Drachenkampf auf die Gnitaheide ziehen."

Sigurd bestand nun viele Abenteuer. Und als er das Blut seines Vaters gerächt hatte, zog er mit Regin hinaus auf die Gnitaheide.

Als sie auf der Gnitaheide ankamen, hörten sie ein donnerndes Schnauben und Brüllen. Sigurd erwartete den Drachen voll kühnen Mutes, und vor seinem Gluthauche flohen mit lauten Geschrei die Vögel des Waldes. Fürchterlich peitschte er mit seinem Schweif den Boden, und hoch empor reckte er das greuliche Haupt. Aber schon bohrte sich Gram tief in sein Herz, und mit entsetzlichem Schmerzgeheul schoß es jäh empor und wälzte sich in seinem Blute. Schnell sprang nun Sigurd hervor und blickte dem sterbenden Ungetüm furchtlos ins Auge.

„O Knabe, helläugiger Knabe", jammerte Fafner, „wer riet dir, mich zu töten?"

„Mich trieb mein Herz, mir half meine Hand und Gram, mein gutes Schwert", antwortete Sigurd. „Nicht also, mein Bruder Regin hat mich verraten, er wird auch dich verderben, König Sigmunds Sohn. Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden."

„In der Nornen Hand ruht das Leben der Menschen", antwortete Sigurd. „Sie allein bestimmen die Stunde des Todes."

„Oh, reite von hinnen, helläugiger Knabe, und beachte des Sterbenden Rat. Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden."

Sprach's, streckte seinen riesigen Leib in die Heide und verendete. Sigurd stieß sein Schwert in die Erde, um es vom Blut zu reinigen.

Da kam Regin heran und rief: „Heil Sigurd, Sigmunds Sohn, dein Heldenarm streckte den Drachen in den Staub. Größeren Ruhm hat niemand erworben als du durch diese Tat!"

„Und du hast derweil untätig auf der Heide gelegen, elender Feigling", höhnte Sigurd.

Kleinlaut antwortete Regin: „Ungleich teilen die Götter den Menschen ihre Gaben zu. Dir verliehen sie Kühnheit und Heldenmut, mir gaben sie Verstand, Weisheit und Kunst. Wer schuf dir das Schwert, das den Wurm erstach?"

„Mehr wert als scharfer Stahl ist Mannesmut", erwiderte Sigurd. „Auch mit stumpfem Schwert erringt der Tapfere den Sieg."

Auf des Alten Geheiß briet Sigurd Fafners Herz am Spieße. Als nun das Blut herausbrodelte, ward seine Hand vom Blute benetzt. Unwillkürlich führte er die Finger zum Munde, und das Blut von ihnen abzusaugen. Kaum berührte ein Tropfen des warmen Blutes seine Zunge, da verstand er, was die drei

Spechtmeisen sich zwitscherten. Sie rieten ihm, Fafners Herz ganz zu essen und Regin zu töten, da dieser danach trachtete, den Bruder zu rächen. Als er dies getan hatte, weissagten sie ihm sein ferneres Schicksal.

In der Höhle des Drachen fand er einen unermeßlichen Schatz, darunter den Ring Antwaranaut, von dem gesagt war: „Fluch dem, der den Goldring besitzt. Verderben soll er und sterben, er sei ein Mensch oder ein Gott!"

Hierauf ritt er weiter in das Frankenland, wo der ruhmreiche König Gibich herrschte. Da sah er fern von seinem Wege auf dem Hinterberge ein helles Feuer brennen. Nahe herangekommen, erblickte er auf der Kuppe des Berges eine Schildburg. Rings um die Burg loderte Feuer, die Waberlohe, und noch niemand hatte gewagt, durch die Glut zu reiten.

Doch Sigurd besann sich nicht lange, er spornte Grani, sein treffliches Roß und mit gewaltigem Sprunge trug das edle Tier seinen Herrn durch die Flammen. Hier ein Versbruchstück aus der Edda, so wie das in kurzer Liedform aussah:

Der Brand raste,
der Boden wankte,
hohe Lohe
zum Himmel stieg;
keiner wagte
von des Königs Recken
hindurchzureiten,
drüberzusetzen.

Sigurd Grani
mit Gram spornte;
die Rüstung blinkte,
die Regin schlug;
das Feuer erlosch
dem Fürstensohn,
die Lohe wich
dem Wagefrohen.

In der Schildburg fand er einen gepanzerten Mann in tiefem Schlafe liegen. Er zog ihm den Helm vom Kopfe und war nicht wenig erstaunt, darunter das wunderschöne Antlitz einer Jungfrau zu sehen. Da zog er sein Schwert und durchschnitt damit den festen Panzer an Brust und Armen der Schläferin. Als das Eisen abfiel, erwachte die Jungfrau und blickte mit schlaftrunkenen Augen zu ihrem Befreier empor. Langsam richtete sie sich auf und sprach: „Lange habe ich geschlafen, schwer lastete auf mir des Gottes Bann. Wer bist du, helläugiger Jüngling, der sich nicht fürchtete, durch die Waberlohe zu reiten?"

„Sigurd heiße ich, bin König Sigmunds Sohn. Durch die Waberlohe trug mich Grani, mein treffliches Roß."

Da langte die Jungfrau ein Horn, füllte es mit Met, trat hin vor Sigurd, blickte zur Sonne empor und sprach: „Heil dir, leuchtender Tag! Heil allen Wesen, die den Strahlenkelch himmlischen Lichtes trinken! Heil auch dir, Mutter Nacht, und dir allnährende Erde! Vor allem aber Heil den hohen Bewohnern Asgards und dir, meinem Retter, Sigurd, König Sigmunds herrlichem Sohn."

Damit reichte sie ihm das Trinkhorn und Sigurd nahm es und leerte es

auf einen Zug. Dann setzten sie sich nieder, und Sigurd befragte die Jungfrau nach ihrem Namen und wunderbarem Schicksal.

Sie sprach: „Brünhild heiß ich, die Brünne trug ich, bis du sie löstest von meinem Leibe. Als Walküre stand ich im Dienste Odins.

Einst geschah es, daß die Könige Helmgunther und Agnar die Schwerter widereinander erhoben und Krieg führten. Odin hatte dem Helmgunther den Sieg verheißen, des jungen Fürsten Agnar sollte sich niemand annehmen. Da ward es mir leid um den jungen König, und ich stellte mich im Kampfe auf seine Seite und erschlug den König Helmgunther. Da ward Odin sehr zornig und sprach zu mir: Nicht mehr wirst du als Walküre die Luft durchreiten, da du nicht gehorcht hast meinem Befehle. Als irdische Jungfrau sollst du leben und leiden und dich einem Manne vermählen, der nicht entsprossen ist aus dem Geschlechte der Asen.

So sprach Odin in seinem Zorne zu mir; ich aber gab ihm zur Antwort: Fügen muß ich mich deinem Willen, höchster Herrscher von Asgard. Eines aber gelob ich und wahrlich, ich werde es halten. Nur einem Manne, der sich nicht fürchtet, dem Furcht ein ganz unbekanntes Ding ist, werde ich die Hand reichen, nie einem anderen.

Als ich solche Worte gesprochen hatte, stach Odin mich mit dem Schlafdorn, und ich sank in tiefen Schlummer. Du hast mich erweckt, Held Sigurd, keine Furcht kennt dein Herz, denn du bist durch die Waberlohe geritten. Dir allein würde ich als Gattin folgen und keinem anderen."

Da küßte Sigurd die Jungfrau und sprach: „Mein bist du, Brünhild! Auf Granis Rücken sollst du mit mir durch die Waberlohe reiten, wenn ich wiederkehre aus dem Lande der Franken, wohin es zu reiten mich lüstet."

Und sie gelobten sich ewige Treue; darauf bestieg der Held sein Streitroß, sprengte durch den Feuerring und ritt in das Land der Franken.

Die Kunde von Sigurds Drachenkampf und seinem unermeßlichen Reichtum war schon in das Frankenland gedrungen, und gern hätten sie Sigurd von Angesicht gesehen. Groß war daher ihre Freude, als der jugendliche Held zu Gibich, dem Frankenkönige kam. Sigurds freundliches Wesen gewannen ihm bald alle Herzen, Günther und Hagen, die Söhne Königs Gibich, reichten ihm bald die Hand zum Bruderbunde, und sie schworen einander unverbrüchliche Treue. Auch Gudrun, die schöne Schwester, blickte mit Wohlgefallen auf ihn, doch Sigurd dachte an Brünhild und wandte sein Auge ab.
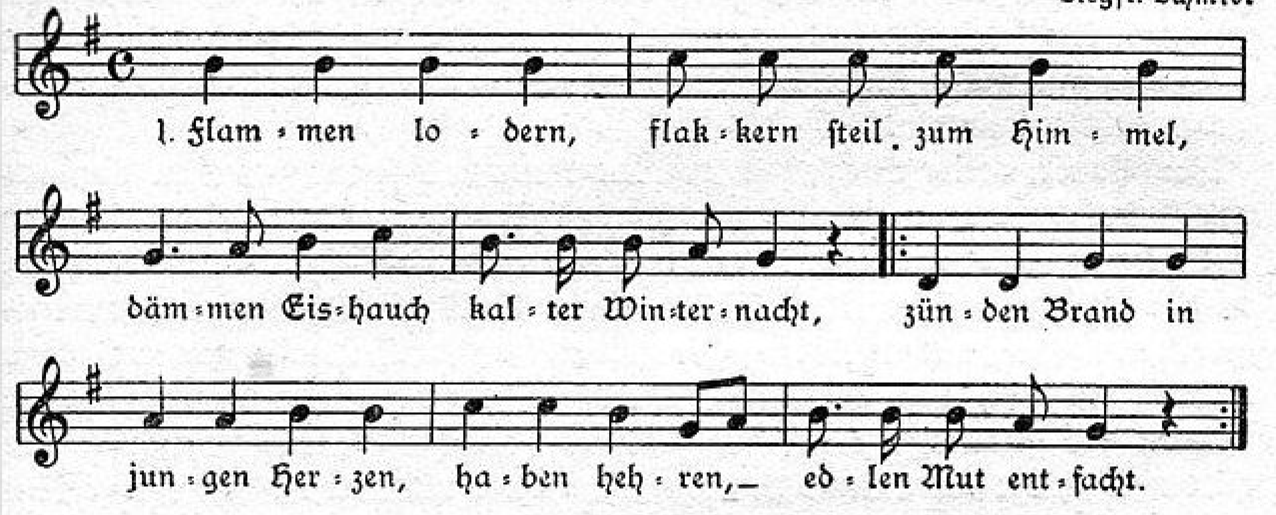
Da bereitete Gudruns Mutter einen Zaubertrank und reichte ihn Sigurd. Dieser ahnte nichts Arges und leerte den Becher. Als er getrunken hatte, schwand ihm die Erinnerung an Brünhild, und er vergaß ganz und gar der Treue, die er ihr geschworen hatte. Sein Herz wandte sich nun zu Gudrun und gerne wurde sie ihm zugesprochen.

Maria Fischer

Wintersonnenwende

(Karl-Heinz Bolay)

Siegfr. Schmidt



2. Aus dem Dunkel steigt die junge Sonne, will vollenden ihr gesetzte Bahn. Neues Volk zu großen Taten fängt im Frührot schaffend kämpfend an.

Du nordische Kraft,
nun brich die Haft,
die gold'nen, die schmählichen Schranken;
schon glühen und wehen
die Feuer der deutschen Gedanken!
Wir wollen das Wort nicht brechen,
nicht Buben werden gleich,
woll'n predigen und sprechen
vom heil'gen Deutschen Reich.

Max von Schenkendorf

Die Sunn ist über!

Von den Bergen ist der Schnee in das Tal gekommen. Ist alles darein verschlossen, Wies' und Wald, Haus und Hof, Viech und Leut'. Ist alles heimlicher geworden und stiller, kaum, daß ein Atem noch im Dorf zu spüren ist, und das Leben geht auf ein End'.

Der Bauer, voller Sorg', tritt vor das Haus und schaut nach dem Tag aus und findet ihn kaum mehr oben am Himmel. Wie ist die Sunn so alt geworden und schwach, ganz ohne Kraft, auf das wartet der bös' Feind und läßt seine wilden Wölf' los. Aus allen Schlüften und Schlünden schlieft die Finsternis herfür und schleicht übers Dorf, greift mit den langen Schattenfingern nach allem Lichten, das noch lebt, und hinter ihr drein jagt die bitter beißend Kälten, reißend, der grimmigst Wolf, und fallt die Menschen an, hinterher in wilder Gier und schlagt das warme Leben nieder in den kalten Tod.

Der Bauer haltet das Licht, so wenig es noch ist, sorgsam in seinen Händen beiden, daß es ihm nit ganz vergeht, möcht ihm seinen warmen Atem geben und sein ganzes Leben. Und ist doch alles umsunnst.

Das Licht schwindet in seinen Händen von einer Stund auf zur andern, die Nacht beißt dem Tag ein Trumm fort um das ander.

Da kommt die große Angst über den Bauer.

Wie — wenn das wenig Licht, das er noch in Händen haltet, ganz verlischt?

Wenn das letzt Leben derfriert in der eisigen Nacht?

Was wisset ihr Leut', in der lauten Welt von dieser Sorg' und Angst? Aber in dieser Zeit, da ihr auch euer Licht müßt ausmachen und finster eure Gassen, daß euer hellste Stadt ist dunkel wie der Wald um Mitternacht, ihr Leut spürt ihr da nit die Bangnis in euren Herzen, die Angst, die der Bauer hat, um Leben und Licht?

Ihr Leut' in der großen Welt, ihr Neunmalgescheiten, ihr lacht über den Bauer und meinet, das wär' doch all Jahr das gleich und ihr wüßtet es genau auf das Haar, daß dies nicht an ein End ging, bloß rundum im Jahr. In euren Kalendern, so meinet ihr, sei es aufgeschrieben, haargenau auf die Minute, wie die Sunn müßt aufgehen und wie sie untergehen müßt, sie könnt es gar nit anders.

Ihr meinet wohl gar, die Sunn selber ging nach eurem Kalender, wie? Oh, was seid ihr vermessen allsamt und doch wie erbärmlich und klein, da ihr alles ins Gegenteil habt verkehret und das Groß könnt nimmer begreifen! Wie wenn die Sunn nit tut, wie es euch der Teufel hat in den Kalender geschrieben?

Wo bleibt nachher euer Hochmut und Stolz?

So es dem, der über uns ist, gefällt, daß der die Sunn aufhaltet an dem schmalen Weg, den sie noch über den Himmel geht, wo ist eure Klugheit, euer Neid und Kampf, euer Leid und Lust?

Ist nit mit Klugheit zu tun, ihr Leut', nit mit dem Verstand, müßt demütig werden, vor allem, was da geschieht und müßtet glauben und müßtet beten, wie der Bauer betet in dieser Stund.

Für das Licht betet er, daß der Acker wieder sei Sunn kriegt und der Wald seinen Schein, daß das Leben wieder aufwacht... Und im Beten schaut er hin, wo die Bäu'rin beim Herd hockt, die Händ' im Schoß gefaltet, und er sieht, wie sie gesegnet ist. Und so betet er, für das Kindl, das ungeboren, daß es aufwacht aus der Nacht zu einem hellen Tag und seine Augen haltet in die hellst Sunn.

Und er, der über allem ist, voller Lieb' und Güten, er hört den Bauer beten und vergißt drüber den Zorn, den er ob der eitlen Menschen in der Welt spüret und tritt hin in das Firmament und sieht die Sunn, die alte, sterbensschwache, die kaum über den Himmel kann gehen, und da gibt er ihr mit dem Finger, dem einen, ein leichten Schupf.

Geh, Sunn alte, müde, hü, Sunn! Und schupft noch einmal mit zwei Fingern nach. Die Sunn, die alte, müde Sunn!

Kaum, daß sein Finger sie berührt, ist wieder Kraft in ihr und das Leben schießt ein und die Schneid! — Der Bauer haltet im Beten ein und tritt vor das Haus, luegt wie es oben im Himmel ist.

„Leut'", sagt er fest, „die Sunn ist über!"

„Die Sunn ist über", das Wort geht durch die Stuben, durch die Kammern, durchs ganze Haus. „Die Sunn ist über", sagt die Bäu'rin, und spürt das Kindl schon, wie es strampelt voller Ungeduld in ihrem Schoß.

„Die Sunn ist über", brummelt der Knecht verschlafen auf der Ofenbank und reckt sich und streckt sich und reißt im Gähnen das Maultor auf, weitmächtig.

„Die Sunn ist über", springen die Buben ins Dorf und juchzen und johlen und schnalzen mit den langen Peitschen.

Die ganze Welt hallt und widerhallt und die Böller krachen talaus.

Hallen muß es, knallen muß es, daß die Sunn in der Kraft bleibt und der bös' Feind seine Wölf', den finstern Wolf und den kalten Wolf nimmer von der Ketten kann lassen.

„Hollo, die Sunn ist über! Ihr Leut' seid froh!"

Das Licht ist wieder unter uns, mehr und mehr, ein Handvoll, zwei Handvoll mehr, ein Schürzen voll mehr, mehr ein ganzes Fuder.

Ihr Leut', ihr Neunmalgescheiten, nit ihr habt dies erzwungen mit eurem Kalender, dem gescheiten!

Der Bauer hat es erzwungen mit seinem, mit seinem Glauben.

Seid froh, daß der Bauer ist, ihr Leut'.

Und freut euch mit ihm.

Die Sunn ist über!

Carl Springenschmid

Mutternacht

Der Sturm, der den Tag über von Osten geweht hatte, begann abzuflauen, als es Abend wurde. Der Schnee fegte nicht mehr scharf über die weiten Flächen der Senne. Die weißen Flocken tanzten noch eine Weile, dann fielen sie ruhig aus den schweren, blaugrauen Wolken zur Erde herab.

Der Mann, der einsam auf tiefverschneitem Pfad über die Senne ritt, zog den Umhang vom Kopf, schüttelte die Schneelast aus dem Mantel und strich mit der Hand die Flocken aus dem dichten, blonden Bart. Auch sein Gaul, der bis dahin tapfer gegen den Sturm getrabt war, lockerte die Glieder. Er warf den Kopf hoch und wieherte hell in den Abend hinaus.

Hengist betrachtete die ziehenden Wolken. Er atmete tief und prüfte mit den Lippen und der Zunge den Geschmack des Windes, wie man einen guten Wein prüft.

Es wird eine sternklare Nacht werden, dachte er. Während er weiter ritt gingen seine Gedanken den Weg zurück, den er gekommen war. Da lag der Drache in der Ems an einer verborgenen Stelle wohl vertäut, der Wogenrenner, der ihn von Britannien herüber in die alte Heimat gebracht hatte. Da waren die Dörfer und Städte der Franken, durch die er unerkannt gezogen. Nun war er im Sachsenland, dem Land der Väter und Mütter, der uralten Sippen und Höfe. Ob er noch rechtzeitig sein Ziel erreichen würde?

Der Himmel schien ihm Antwort geben zu wollen. Die Wolkendecke zerriß im Westen und die sinkende Sonne, die kaum handhoch über dem Erdrand stand, ließ die Wolkenwände wie funkelndes Gold und züngelnde Flammen aufglühen.

Der Reiter kannte die Senne genau. Länger als ein Jahrzehnt war er nicht in der Heimat gewesen, und doch wußte er, daß er das alte Heiligtum am Eggesterenstein noch erreichen und Zeuge der heiligen Handlung werden würde, die ihn als Knabe und Jüngling so oft ergriffen hatte.

Der weiße Hengst mußte wohl die Gedanken seines Herrn fühlen. Er begann lebhafter zu traben und es war, als wüßte er ohne Zügeldruck den Weg.

Durch Heide und schütteren Föhrenwald sprengte der Reiter dahin. Als das letzte Rot der Abendwolken ausglühte wie ein müder Herd, verhielt Hengist den Gaul vor einer Hütte, die halb verborgen und von Schnee überlastet in

einem Kieferndickicht lag. Mit harten Faustschlägen meldete er sich. Die Türe sprang auf und ließ einen flackernden Feuerschein über die Schneedecke gleiten. Ein Mann stand groß, dunkel und drohend zwischen den Pfosten.

„Wer bist Du, Fremdling", fragte er scharf.

Statt einer Antwort trat Hengist in den Lichtschein. Der andere fuhr zurück.

„Herzog", rief er erstaunt, und dann sich verbessernd, „Seekönig." Rasch faßte er sich und hielt dem Reiter die Rechte hin.

„Wo kommst Du her, Hengist?", fragte er immer noch erstaunt.

„Die Antwort gebe ich Dir später. Nimm meinen Gaul und sorge für ihn. Verschweige meine Ankunft. Ich will nicht erkannt sein, bis es Zeit ist. Wenn ich vom Fest zurückkomme, erfährst Du alles."

* * *

Hengist wanderte durch die sternklare Nacht dem dunklen Bergwald zu. Es war als wäre er niemals fern von der Heimat gewesen. Der Schnee, der unter seinen Füßen leicht knirschte, erhellte das Dunkel. Zu beiden Seiten des Pfades hoben sich die Grabhügel. Dort schliefen die Toten der alten, großen Sippen des Landes. Dort lagen die Väter und Vorväter seiner eigenen Sippe. Ihre Leiber waren zerfallen oder verbrannt, aber ihr Blut lebte und pulste in seinen Adern. Ihre Taten wirkten fort, und ihre Gedanken wurden in seinem Geist jung und neu.

Ehe der Bergwald ihn aufnahm, blickte der einsame Wanderer noch einmal zurück über die Senne. Eine Weile hielt er Zwiesprache mit denen, die vor ihm gelebt hatten, dann wandte er sich und schritt die verborgenen Pfade, die ihm doch so vertraut waren, hinan. Am Winfeld machte er Halt. Die weite Fläche der Hochebene, leicht gewellt und nur von wenigen Baumgruppen bestanden, glitzerte matt im Licht der Sterne. Hier hatte einst Hermann der große Cherusker die römischen Legionen geschlagen. Im Weiterschreiten dachte Hengist an alle jene Lieder und Sagen, die ihn die Mutter gelehrt hatte, und er ging mit sich selbst ins Gericht. War er all jener Taten, aller dieser Männer, die vor ihm für das Volk gekämpft und die Freiheit der Heimat erkämpft hatten, würdig?

Nun hatte er den Kamm des Gebirges erreicht. Scharf bog der Steig nach rechts. Felsplatten und Steine machten ihn schwer gangbar. Der Wanderer mußte sich mühen nicht zu stürzen und in tiefe Schneelöcher zu fallen. Von fern her klang ein feierliches Lied zu ihm herüber. Es mahnte ihn an das Fest und beschleunigte seine Schritte.

* * *

Wie eine Mauer, seltsam und schroff sprangen die Felsen aus dem Berg heraus. Die freie Fläche zu ihren Füßen war von der Menge der Sippen schwarz

umrandet. Aus allen Gauen zwischen Ems, Lippe und Weser hatten sich die freien Sachsen eingefunden, um das Fest der Mutternacht zu begehen. Nach Gauen, Markgenossenschaften und Sippen geordnet standen sie auf dem Festplatz. Wie ein Turm überragte ein Felsen die andern. Auf seinen Gipfel schimmerte, vom Schneelicht erhellt, die goldene Irminsul, das Sinnbild des Weltenbaumes.

Hengist trat, tief in den Mantel gehüllt, unerkannt zwischen die Wartenden. Er fand einen Felsblock, der ihm einen Sitz bot.

Nach alter Sitte hatten die Harrenden jene Lieder gesungen, die das Walten des Göttlichen priesen. Nun warteten sie stumm auf den Goden, der den Zug der Sippenältesten in das Heiligtum führen sollte. Der Herzog blickte zum Sternhimmel empor. Dort hob sich aus dem tiefblauen Dunkel und der funkelnden Pracht einzelner Sterngruppen schimmernd die ewige Weltesche, Ihringsweg, aus dem Stamm, der zur Erde geneigt war, sich verzweigend.

„Ich weiß, daß ich hing
Am windkalten Baum
Neun Nächte lang
Mit dem Ger verwundet
Dem Wode geweiht
Ich selbst mir selbst
An jenem Baum
Da jedem fremd
Aus welcher Wurzel er wächst."

Der Herzog sprach die Worte leise vor sich hin, die ihn einst der Gode gelehrt. Die Irminsul auf dem Turmfelsen war das Abbild dieser Weltesche am Himmel droben. Aber war nicht auch jene schimmernde Straße nur ein Sinnbild des ewig Werdenden und Wachsenden? War nicht Wode, der Allvater, auch nur ein Sinnbild jener waltenden Macht, die über Mensch und Tier, über Erde und Himmel herrscht?

Die Gedanken des Mannes, der einsam inmitten der Menge auf einem Stein saß, wurden von einem feierlichen Gesang, der aus den Felsen zu kommen schien, abgelenkt. Zwischen den nachtdunklen Steinen glimmten Lichter auf. Aus dem tiefen Schwarz lösten sich Gestalten, die Fackeln trugen. Im feierlichen Zug nahten sie sich, von dem Goden geführt, geheimnisvoll, als kämen sie aus dem Mutterschoß der Erde, dem Felsblock in den ein Sarg eingemeißelt war.

Das so lang entbehrte Schauspiel ergriff den Herzog. Er wußte, jener Greis, der dem Zug voranschritt, ist Eriulf, der Gode, der einst sein Lehrer war, und jene Männer, die gemessen hinter ihm schritten, sind die Ältesten der Edelsippen des Landes. Aber dies Wissen wurde überwältigt von dem feierlichen Klang des Liedes und der Gewalt der Jahrhunderte alten Überlieferung.

Nun lag der Festplatz im zuckenden Licht der rotbrennenden Fackeln. Der Schnee glühte, als hätten Flammen die weite Fläche und die Felsen erfaßt. Unwirklich waren die Gestalten der Fackelträger, die langsam und gemessen zum Steinsarg schritten. Dreimal wurde der Felsblock umrundet, dann bildeten die Fackelträger einen Kreis.

Jetzt legte sich ein junger Gehilfe des Goden in den Felsensarg. Hengist wußte wohl, daß er wie ein alter Mann verkleidet war. Der Mummenschanz hatte ihn vor Jahren mitunter verärgert. Damals schien er ihm Frevel am Göttlichen und seinem Wirken zu sein. Jetzt aber wußte er, daß auch dies nur ein Sinnbild war für die waltende Macht, die sich im „Stirb und Werde" offenbart.

Zwei Männer lösten sich nun aus dem Kreis der Fackelträger, um die Wache am Sarge zu halten. Die andern wandten sich zur Felswand zurück und verschwanden im Dunkel einer Schlucht.

Hengist kannte die Höhle, in die der greise Gode die Männer führte. War nicht auch sie ein Sinnbild für den ewig gebärenden Schoß der Mutter, für die Erde, die Mutter der Menschen und Tiere, der Bäume, Früchte und Gräser?

Eine Rune, in die Felswand geschlagen, würde nun im Licht der Fackeln erscheinen. Die Rune der Wintersonnenwende, der Mutternacht, das Zeichen der in die Tiefe gesenkten Wurzeln allen Lebens. Vor ihr würde der Gode die alten Worte sprechen:

„Nieder neigte ich mich,
Nahm die Stäbe auf,
Nahm sie stöhnend auf.
Zu wachsen begann ich da
Und wohl zu gedeihen."

Wie ein Kind aus dem Schoße der Mutter geboren, verwurzelt im Erdreich der Sippe, entsprungen dem roten Lebenssaft, dem ewigen Blut, genährt von den Quellen, die aus dem Leib der Mutter, der Erde, flossen! Stieg nicht auch die Sonne in diesen Mutterschoß hinein, um neu und jung zu werden? Barg sich nicht alles Lebende in dieser Mutternacht unter der weißen Decke, um in neuer Geburt zu erwachen? Kündet dieser Gang zu dem Schoß der Erde, in diese Felshöhle mit dem Runenzeichen, nicht sinnbildlich den Weg, den jeder Lebende gegangen ist?"

„Weise ward ich da.
Wort mich von Wort
Zu Wort führte.
Werk mich von Werk
Zu Werk führte."

Der Spruch drängte sich dem Herzog auf die Lippen.

„Leben zum Tod
Und Tod zum Leben führt,
Mann zum Weibe,
Blut zu Blut
Zu Kind und Sippe"

fügte Hengist wie im Zwang den Worten des alten Sanges neue Verse hinzu. War nicht die Mutternacht höchste Verpflichtung zur Sippe?

Nun kam der Zug der fackeltragenden Männer wieder aus dem Felsen heraus. Aufs neue glühte der Schnee auf, brannten die Zacken der Steinmauer und der Türme. Mit feierlichen Schritten umwandelten die Alten, vom Goden geführt, den Felsensarg, dem nun verjüngt ein Knabe entstieg. Jetzt fiel die harrende Menge in den Sang ein, der hell zum Sternenhimmel aufstieg.

Als gäbe die göttliche Macht den Menschen Antwort, schwang sich die silberne Sichel des Mondes über den Wald. Die goldene Irminsul auf dem Turmfelsen glänzte auf. Der Gesang wurde froh und beschwingt. Der Gode führte den Fackelreigen auf den schmalen Steinstufen zum Turmgemach aufwärts.

Aus den Reihen des Volkes lösten sich Männer, die neue Fackeln entzündeten. Endlos schien der Reigen zu sein, der sich um die Felsen zog und zum Gipfel aufstieg. Frohe Rufe erschallten. Das Leben war aus dem Mutterschoß der Erde wieder emporgestiegen. Die Nacht schien sich zu lichten, und über die Andacht schwang sich die Freude.

Als dann auf den Bergen rundum die Sonnenwendfeuer aufflammten, als sich die jungen Paare zum Reigen und zum Sprung durch die Flammen ordneten, als sich die Liebenden fanden und Hand in Hand den Flammenstößen zueilten, zog sich der Herzog zurück. Er, den harter Kampf, Wogenschwall und Männerringen, Ruder und Schwert durch Jahre beherrschten, gelobte sich zu, während er durch den dunklen Bergwald wanderte, dem Sinnbild der Mutternacht zu dienen und ein Weib zu suchen, das seines Blutes würdig war und vermochte den Reigen der Geschlechter, Art und Kraft seiner Sippe, durch Zeit und Raum zu tragen.

Kurt Pastenaci

Erst wer im Marschtritt Kämpfern sich verbunden,
erst wer der Fahne folgt, entgeht der Zeit.
Es lebt das Reich in seinen hohen Stunden.
Wir sind das Opfer, und wir sind bereit.

Herybert Menzel

Der Mensch gewann
das Feuer von der Erde,
so ward sie Acker,
und zu seinem Herde,
so ward er Herr,
so ward die Erde Knecht,
und wollt ihr frei sein,
wahrt das Feuer recht.

Hans Baumann
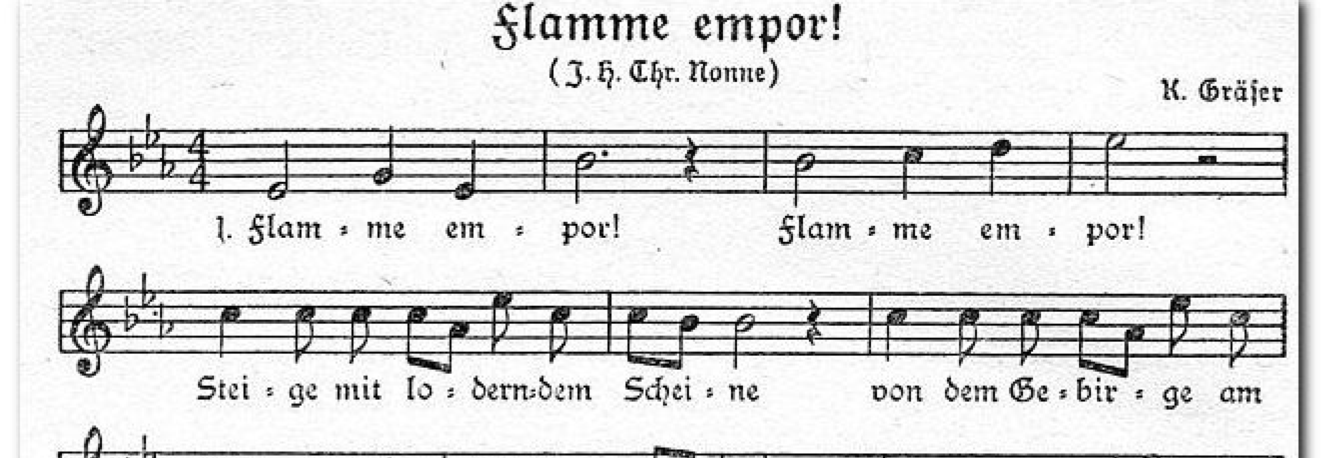
Laßt das Feuer niemals sterben,
das in euern Herzen steht.
Rings ist Asche und Verderben,
und ein Hauch von Moder weht.
Laßt das Feuer niemals sterben,
das in euern Herzen steht.

Hans Baumann

Flamme empor!

(J. H. Chr. Nonne)

K. Gräser



2. |: Siehe, wir stehn :| treu im geweiheten Kreise, dich zu des Vaterlands Preise |: brennen zu sehn. :|

3. |: Heilige Glut :| rufe die Jugend zusammen, daß bei den lodernden Flammen |: wachse der Mut! :|

4. |: Auf allen Höhn :| leuchte, du flammendes Zeichen, daß alle Feinde erbleichen, |: wenn sie dich sehn! :|

5. |: Höre das Wort! :| Vater, auf Leben und Sterben hilf uns die Freiheit erwerben! |: Sei unser Hort! :|

Die Heimholung des Feuers

Die Mittwinterfeier hat ihre Eigenberechtigung als das Fest der jungen Mannschaft. Das lodernde Sonnwendfeuer ist immer wieder ein tiefes Erlebnis. Und es muß einmal eine Zeit kommen, wo ein junger Deutscher das Sonnwendfeuer ebenso entbehren würde wie den Tannenbaum und die Weihnachtslieder, wenn ihm das Geschick dieses versagen würde.

Aber das Feuer der Mannschaft muß irgendwie in lebendiger Beziehung stehen zum Feuer im Haus: zu den Kerzen am Tannenbaum. Die Heimholung des Feuers, die diese Brücke schlägt, ist in den letzten Jahren vor dem Krieg entstanden, muß über den Krieg hinweg ruhen, da ja die Verdunklung — die uns das Wesen der „tiefsten Nacht" und der „Wiederkehr des Lichtes" erst eigentlich wieder zum Bewußtsein gebracht hat — das Anzünden von Sonnwendfeuern nur in wenigen Gauen Deutschlands gestattet, aber der Brauch soll im Bewußtsein des Volkes bleiben, um nach dem Krieg Brauch des ganzen Volkes werden zu können, wie der Maibaum und der Erntekranz. Auch diese Bräuche sind in den Städten und in vielen Landgemeinden nicht bodenständig gewesen, aber sie haben das deutsche Wesen durch ihre Herkunft so angesprochen,

daß es keiner Verordnung oder Zwangsmaßnahme bedurfte, sie wieder einzuführen — es war, als ob das Volk auf sie gewartet hätte. Und noch eins hat sich gezeigt: Weder der Maibaum noch die Erntekrone sind zu reichs- oder gaueinheitlichen Gebilden erstarrt, im Gegenteil, überall haben sich bunte Formen durch des mit ihrer Errichtung verbundenen Brauchtums herausgebildet, und das Leben flutet durch die beiden großen Festtage des Jahres.

Ebenso kann die Heimholung des Feuers im Volke Fuß fassen, da sie aus einer Überlieferung kommt und in ihrer Idee und ihren Formen auch heute noch zeitgemäß ist.

So wurden früher zur Mittwinterzeit in allen Häusern die Herdfeuer gelöscht und auf den Höhen durch die Jungmannschaft ein neues Feuer entzündet, von dem jeder einen Brand mit auf den Hof nahm, das erloschene Herdfeuer neu zu entbrennen. Ein wundervoller Gedanke, daß nun das Feuer auf jedem Herd den gleichen Ursprung von jenem gemeinsamen Feuer in der Mittwinternacht genommen hatte. Somit die überlieferte Form!

Heute holen wir das Feuer heim in die Städte, Märkte und Dörfer und zünden mit ihm dann alle unsere Lichterbäume in den Stuben an. So etwa wurde in verschiedenen Gegenden Großdeutschlands vor dem Kriege die Heimholung begangen (es ist aber bereits überall aus der Eigenart der Landschaft anders gestaltet worden): Am frühen Abend des Wintersonnwendtages marschierten die Gliederungen und Verbände zu der Stätte, wo bereits seit Jahr und Tag das Mittwinterfeuer abgebrannt wurde. Sie hielten ihre kurze und eindringliche Feierstunde ab, sangen ihre Lieder, warfen Tannenkränze in die Flammen und entzündeten zum Schluß ihre Fackeln am Feuer. Im Schweigemarsch gingen sie zu Tal, von weitem schon sichtbar im Zug der leuchtenden Fackeln.

Inzwischen hatten sich auf dem Markt am Tannenbaum die Frauenschaft, der BdM und die Arbeitsmaiden versammelt, und die ganze Bevölkerung kam dazu. Es wurden neue Weihnachtslieder gesungen, es wurde dazwischen vom Turm geblasen, bis ein feierlicher Bläserruf den Zug der Männer ankündigte. Diese marschierten heran und nahmen Aufstellung am Tannenbaum. Der Ortsgruppenleiter grüßte das Feuer und verlas die Namen derer, die im vergangenen Jahre in der Gemeinde verstorben waren. Dann wurden die Fackeln zusammengeworfen und das Lied vom guten Kameraden klang vom Turm.

Nur ein junger Führer hatte seine Fackel behalten, er ging zum Tannenbaum, zu dessen Füßen in einer grünen Klause eine dicke Kerze aufgestellt worden war. Dieses Licht entzündete er mit seiner Fackel und warf sie zu den übrigen. Mit dem Anzünden der Kerze wurden auch die Lichter am Tannenbaum zum Glühen gebracht. Sodann verlas der Ortsgruppenleiter die Namen der im letzten Jahre geborenen Kinder.

Ein gemeinsames Lied: „Hohe Nacht der klaren Sterne" beendete die Mittwinterfeier.

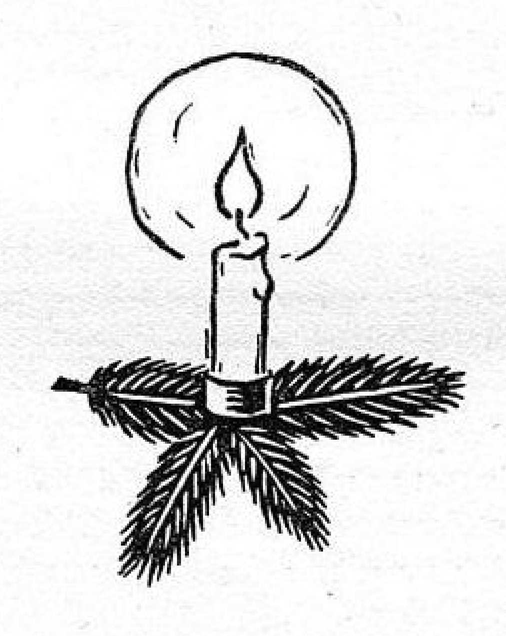
Bis zum 24. Dezember hütete eine Wache die brennende Kerze unter dem Tannenbaum.

Am frühen Weihnachtsabend, um die Zeit, wo zu Hause die Eltern den Kindern den Gabentisch herrichteten und die Mütter froh waren, die unruhige Gesellschaft für einen Augenblick los zu sein, zogen diese mit selbstgebauten Laternen durch die Stadt und jedes holte sich vom Tannenbaum, von der Weihnachtskerze, das Licht für seine Laterne und bekam sogar noch ein Gebäck für den Tannenbaum mit, das die Bäcker des Ortes eigens hierfür gebacken hatten.

Das Licht wurde ins Haus getragen und manche Kinder brachten es auch dem Nachbarn. Mit diesen Lichtern wurden dann am Weihnachtsabend sämtliche Lichterbäume des Ortes entzündet, und so konnte der Vater unter dem Tannenbaum erzählen, wie die Männer oben am Berg das Feuer angezündet hatten, die neue Sonne zu begrüßen und dann wäre das Licht in den Ort gewandert, hätte drei Tage unter dem Tannenbaum gebrannt und sei nun in alle Häuser gebracht und alles Licht käme oben vom Berge.

Es wird nicht lange dauern, dann werden neue Weihnachtslieder um die Heimholung des Feuers entstehen und neue Weihnachtsgeschichten. Wer sich den alten Kinderglauben bewahrt hat, wem Weihnachten mehr ist als ein Erholungstag oder eine Gelegenheit, sich beschenken zu lassen, der wird freudig dabei sein, wenn das Feuer vom Berge kommt und wenn die Kinder das Feuer ins Haus holen, denn wenn wir irgendein Brauchtum unseren Kindern anvertrauen, dann wird es lebendig bleiben, denn sie hüten ihn, wie unsere Ahnen einst ihr Feuer gehütet haben.

Thilo Scheller



Die Wintersonnenwende der Nordlandfischer

Kalt war es. So bitter kalt, daß es einen friert bis ans Herz. Es knisterte das Eis in den Steinen. Und das blieb der einzige Laut.

Aus den klartiefen Wassern der engen, schneeverwehten Bucht steigen die Felsen himmelhoch und starr und winterlich. Eine Welt: öde wie die Erde vor dem ersten Tag . . .

Der starke Geruch von Tang und Teer, von feuchten Netzen und Fischen liegt schwer in der Luft. Salzhauch der See mischt sich hinein.

Ein paar niedrige Holzbauten stehen hoch droben auf den Klippen. Schauen wie tief in Gedanken herab. In den Häusern bleibt es still, als wohne niemand mehr darin. Nur dann und wann ächzt irgendwo ein Tau, knarrt eine Bordwand an den Pflöcken.

Nun knirscht ein Kiel auf den Strand. Rufe kommen. Rufe gehen. Und jedesmal, wenn auch die letzte Spur von Nachhall ganz vergangen ist, dann werden für einen großen tiefen Augenblick alle Dinge stiller, als sie lange, lange vorher waren.

Männer in schweren Felljacken ziehen ihre Boote hoch aufs Land. Das war stets ein hartes Stück Arbeit zum Schluß. Der Atem geht ihnen wie weißer Rauch von den Lippen, und in den Bärten und Gesichtern blinkt der Reif. An diesem Abend kamen sie zurück von der See. Zurück nach jener kargen Nordlandserde, auf der sie ihre armen Hütten hatten. Ja, das ist ihre Heimat, eine steinerne Insel mit wilden verzweifelten Graten und Scharten, mit hell leuchtenden Wächten und jäh ins Meer abstürzenden Wänden.

Männer in beinhart gefrorenen Stiefeln steigen über das Felsgeröll den Strand hinauf. Auf schrägen Schneehängen malen sich schon die Schatten des frühen Abends in blassem, wunderlichem Blau. Der Seewind rauscht in den düsterhohen Bergzinnen. Hinter den Schären wettert die Brandung, und weit im Westen rollt das eisgraue Meer.

In einem sturmgeschützten Winkel jener Einödswelt haben Nordlandsfischer ihr Dasein auf den Stein gebaut. Und das wurde der Flecken: Raudawik. Ein paar Holzhütten in einer bergumklammerten Bucht. Felsen, lauter Felsen: sie sind da die Welt. Ja: Steine, immer wieder Steine. Groß und grau. Blöcke, vom Frost zersprengt. Darauf sind ringsum die hölzernen Häuser, Hütten, Speicher und Schuppen gesetzt. Und die schauen unentwegt hinüber nach der See.

Ein Stück weit auf dem Sund kommt noch ein Boot zurück. Jan, der Alte auf Skaröy, rudert heim von den äußeren Inseln. Es brachte kein Glück, wenn man zur Julzeit das Garn draußen ließ. Er hatte seine Meinung darüber. Und die anderen sagten wenig dazu. Der alte Jan mußte es wohl wissen.

Nun gleitet das letzte späte Boot in die Enge des stillen Hafenraums. Dorthin, wo schon die anderen sich zusammendrängen und warten und warten ..., wo all die matt gewordenen Wellen über leises Zittern zerrinnen.

Jetzt hallen noch einmal die Rufe, dröhnen harte Tritte auf den Planken. Schwer und laut gehen die Segel nieder. Jan Skaröy und Lars, der Sohn, waren die einzigen, die heute in der Dämmerung kamen. Sie schaffen wie stets in ihrer selbstverständlichen Gemeinschaft. Als endlich jedes Gerät seinen alten Ort gefunden, bleibt der Junge im Vorschiff lange stehn.

Hinten sinkt der kurze Wintertag zwischen den Holmen und Schären hinab. Ein violetter Streifen über Wolken von Perlmutterglanz leuchtet noch eine Weile im Horizont, ehe er seine wunderliche Farbe ganz verliert.

Nun breitet sich widerum die Stille aus. Ihr gehört das enge Hafeninnere, der glatte Wasserspiegel, die nahe See — und alle, alle Fernen auch.

*

Die Umrisse der Schuppen und Hütten rinnen mit den satten Grauformen der Hügel und Klippen zusammen. Groß und still atmet die See gegen den Strand. Nur ganz draußen vor den steinernen Inseln singt das Nordmeer seine wilde Melodie ...

Lars Skaröy ist wieder daheim. Und ringsum versinkt alles Leben so tief in einer Winterwelt aus Eis und Schnee und Dunkelheit, daß es beinah wie ein Märchen ist, an jene kleine Stadt zu denken, mit ihren hellen Lichtern fern überm Sund.

*

Hin und wieder fällt irgendwo noch eine Tür ins Schloß, hört man schneeumhüllte Stiefel über hölzerne Stiegen gehn. Draußen und drinnen kommen und wandern die Stimmen. Sie klingen froh und festlich heute. Die Leute auf Skaröy rüsten zum Jul.

In der großen Stube mit der hohen Balkendecke hatten sie seit drei Tagen gefeuert. Es sollte doch recht schön warm da drinnen sein, wenn am Julabend hier alle Zusammenkamen. Sonst war man um diese Zeit bloß in der kleineren Winterstube. Dort blieb die Wärme besser im Raum. Und dort stieß auch der Nordwind nicht so hart an die Wände.

Auf den Fliesen des offenen Feuers brannte harzenes Tannenholz. Das roch immer so gut. Über die blankgescheuerten Dielen streuten sie eben noch das Wacholdergrün. In der großen Stube begann es weihnachtlich zu werden. Wachslichter flammten hoch und stille auf dem Leuchter. Jetzt wurde der Langtisch zum Jul gerichtet wie alle Jahre. Das Leben war karg in Raudawik, manchmal sogar bitter arm. Doch an diesem Abend, da galt das länger nicht.

Was man seit langem sich aufgespart, kam jetzt an die Reihe. Und das Beste, was auf dem Meer in diesen Wochen zu fischen war, mußte heute auf den Tisch. Man durfte doch wissen, daß man an Jul zu einem Fest ging.

Die Kastenuhr mit den fröhlichen Rosenmustern tickte laut und bedächtigt die großen Stunden der Mittwinternacht. Jemand kam mit neuen mächtigen Scheiten von Birkenholz. Auf dem breiten Gesimse des Kamins standen die zinnerenen Kannen, die Krüge und Teller blinkten im roten Widerschein der Glut.

Ganz sacht hatte jemand im Türwinkel der Stube seine Fiedel aufgenommen, hatte leise, kaum hörbar leise, ein paar Takte gestrichen. Jetzt greift er die Töne. Eine Melodie, die man kannte, seitdem man Kind gewesen, und die wiederkam, Jahr um Jahr.

Einer zündete die blanken Wachslichter in der hohen Tanne an. Strahlend fiel ihr Schein in die Weite der Stube hinein und malte lauter schimmernde Kringel an die Balkenwand.

Die Muhme hielt die Hand über die Augen. Es war heute soviel Helle in allen Dingen. Ja, es war Jul. Und die jetzt jung waren auf Skaröy, die faßten sich die Hände und tanzten um den brennenden Baum einen lachenden Lichterreigen.

*

Ja, es machte froh, endlich mal wieder viel, viel Licht in der großen Stube zu haben!

Über Wochen war ringsum die Finsternis gewachsen. Das begann eines Tages da drinnen in dem äußersten Winkel der Sunde, wo die Felsen steil und hoch den Himmel stehn. Dort kam mit einmal das Licht nicht mehr hin. Dann blieb es auch über der Enge der inneren Bucht und über dem kleinen Hafen fort, und schließlich kamen all die Tage, wo der Himmel nur blaukalt und starr auf die hölzernen Hütten und das frierende Leben herniedersah.

So war es an Gutwettertagen. Manchmal aber gab es nichts als Grau und lauter Grau. Dann hingen die Wolken bis fast auf die niedrigen Dächer herab. Und manches Mal schneite es Tag und Nacht. Und hell wurde es niemals recht. Dann kamen die Schatten über die Ufer gestiegen wie ein dunkler Fluß, der alles Land überschwemmt; die Inseln, den Strand und zuletzt die Berge auch.

In Raudawik fiel keine Sonne mehr durch die Scheiben. Nur auf den höchsten Schneegipfeln leuchtete es zuweilen im Süden feuerrot. Und dann war es kalt und winterstill in der grauen Bucht ...

Aber einmal wurde es so, als stünde die Sonne seit Tagen hinter den Bergen still. Das geschah alle Jahre und war immer so wunderlich. Das gab es vielleicht nirgendwo sonst noch auf der weiten Welt.

Dann wechselte die Zeit. Nun wuchs das Licht von Tag zu Tag wieder tiefer

in die Nacht hinein. Ein Licht, von dem man noch nicht recht zu sagen weiß, wo es am Morgen und am Abend bleibt. Aber man begriff es schon am Weg und an der Länge der Schatten: Jetzt begann eine andere Zeit. Einmal kam nun schließlich auch nach dem Nordland wieder die Sonne.

*

Die alte Frau auf Skaröy blickt vor sich hin. Sie sitzt ein wenig vorgeneigt und hat die Hände müde im Schoß. Längst ist ihr Haar ganz eisengrau geworden, sieht hart und spröde aus wie der Flachs auf dem Rocken. Sie hat ein paar Augen, die zu diesem winterlichen Haar sonderbar passen. Dunkle Augen, ein wenig verschlissen, aber immer noch recht, um damit hell und weit über das Meer zu blicken.

„Großmutter, Großmutter", rufen ein paar helle Kinderstimmen durcheinander, und die Kleinen sehen forschend und ungeduldig die alte Frau auf Skaröy an. „Gibt es am Julabend keine Trolle droben in den Bergen? Rollen sie dann keine Blöcke und Steine über die Hänge hinab? Sind heute wirklich die Alben da hinten im hohen Wald nicht so böse wie sonst?"

Großmutter nickt, und die Kinder wissen nicht recht, was sie jetzt gemeint hat. Aber wie das zu verstehen war, dessen müssen sie sicher werden. Das müssen sie genauestens bestätigt haben.

Als sie jetzt noch einmal beginnen, hat Großmutter die ganze hohe Wichtigkeit jener Fragen auch verstanden. Sie muß sich ein wenig bedenken. Dann sollen sie alle einmal herhören. Weil heute Jul ist, soll es eine schöne, lange Geschichte geben. Nun — sie will ihnen erzählen, wie das in der Mittwinterzeit einem mit den Bergriesen ergehen kann:

*

Es war einst eine arme Bäuerin, die wohnte mit ihren drei Söhnen in einem kleinen Balkenhaus tief drinnen in der Ödmark. Sie hatten nichts zum Leben als den kargen Acker und ein paar Geißen im Stall.

Einmal im Winter waren alle Vorräte zu Ende gegangen. Da stieg der Älteste hinauf zu einem kleinen Bergsee droben im Hochland, schlug ein Loch ins Eis und begann, die Angel zurechtzulegen. Da kam ein Troll daher und sprach mit schrecklich grollender Stimme: „Fischst du in meinem See, so geht es dir schlecht." Da nahm der Junge Reißaus und kam mit leeren Händen heim. „Warum kommst du ohne Fisch zurück?" fragten die andern. Da erzählte er seine Begegnung mit dem Bergriesen. Danach ging der zweite Sohn ins wilde Hochland hinauf. Und wie er eben seine Angel auswerfen wollte, kam wiederum der Troll. Auch diesmal drohte er furchtbar, daß ja niemand es wagen sollte, aus seinem See die Fische herauszuziehen. Da rannte auch der andere Sohn davon, so schnell er nur konnte. Nun machte sich der dritte Sohn

auf. Er ging an die gleiche Stelle, wo auch die übrigen gewesen. Wie er kaum seine Angel im Wasser hatte, stürzte der Troll mit großen Schritten herbei und wiederholte in argem Grimm, was er früher angedroht. Ohne Zaudern antwortete ihm nun Björn: „Wenn du nicht still bist, dann breche ich mir dort eine Tanne ab und verhaue dir bös damit das Fell." — „Bist du so stark?" meinte der Troll? — „Ja, so-o stark, das bin ich schon", gab der Junge zurück. — „Dann kannst du wohl in meinen Dienst treten?" schlug der Riese vor." — „Daran habe ich schon gedacht", stimmte Björn gelassen zu und ging mit dem Troll davon.

Am ersten Tag sollte er der Riesin beim Teigbereiten helfen. Und dafür mußte sie zunächst noch ein Paar Bütten Wasser haben. Doch die Kübel waren so groß, daß Björn sie nicht einmal von der Stelle rücken konnte. Da ging er hinaus und begann, rund um den Brunnen einen Graben zu ziehen. Erstaunt sah der Riese diese Arbeit an. „Was willst du nun?" fragte er. „Ich will den Brunnen nach drinnen bringen", sagte Björn kurz, „es ist doch keine Sache, solche Kübel zu tragen." „Nur nicht", wehrte der Troll ab. „Du mußte nicht so mit meinem Brunnen umgehen. Komm lieber wieder herein." An diesem Tage wurde aus der Arbeit nichts mehr.

Am anderen Morgen sollte Björn anfangen, Korn zu dreschen. „Die Dreschflegel hängen hinten an der Wand", sagte der Troll. Doch diese Hölzer waren so elend schwer, daß man hätte glauben können, sie seien da angewachsen. So kletterte Björn jetzt in das Fenster der Scheune hinein und blickte nach dem Wald hinüber. Wie der Riese nach einiger Zeit noch immer nicht das Trommeln der Dreschhölzer hörte, ging er hin, um einmal nachzuschauen. „Was tust du?" fragte er den Jungen. — „Ich will eben drüben in den Wald, um mir ein paar Fichten abzubrechen. Mit den Dingern da kann ich nicht dreschen", bekam er zur Antwort. „O weh", rief der Troll, „du bringst mich ja um meine Scheune." So gingen sie zusammen in die Stube. Und aus der Arbeit wurde auch diesmal nichts mehr.

Am dritten Tag nahm er Björn mit in die Schmiede, daß er ihm helfe, eine Axt zu machen, Björn sollte am Blasebalg stehen. Doch der war so ungeheuerlich, daß niemals ein Mensch hätte etwas damit anfangen können. „Wenn ich blasen soll", erklärte Björn, „dann wird es wohl so kommen, daß die ganze Kiste herunterkommt. Mit solchem Spielzeug ist ja nichts Gescheites zu machen." — „Na, ja", meinte dazu der Troll, „dann will ich lieber blasen." Wie das Eisen glühend war, warf er es auf den Amboß. Und jetzt sollte Björn zuschlagen. Doch den Hammer brachte er nicht von der Erde weg. Da ging er auf den gewaltigen Klumpen Erz los, den der Troll draußen vor der Schmiede liegen hatte. „Was willst du mit dem" fragte der Riese. „Ich muß einen ordentlichen Hammer haben", gab der Junge zurück. „Nein, nur nicht", schrie der Troll. „Du schlägst mir den ganzen Amboß zu Bruch."

Nun war der Riese den Burschen herzlich leid. Er wußte bloß nicht, wie er ihn auf gute Art los werden könnte. Schließlich fragte er: „Wenn du soviel Gold bekommst, wie du zu tragen vermagst, würdest du dann deines Weges ziehen?" — „So viel, wie ich tragen kann — nein, das wäre wohl ein wenig zu viel verlangt", meinte darauf Björn. „So viel, wie du tragen kannst, das mag auch genug sein." — „Hm, sagte der Troll, „ich habe zwei Säcke gefüllt." „Nimm noch einen dritten dazu", bestimmte der Junge, „sonst packe ich mir selber an die sieben Stück." „Nun ja", sagte der Bergriese, „auf einem Sack mehr komt es gewiß auch nicht an." Und dabei blieb es. Eine kleine Weile später lud sich der Troll die Last auf den Rücken und trabte heim nach der Waldstube des Jungen mit drei Säcken Gold. Und da war es nur noch einen Tag bis Jul.

Seither lebten sie im Glück alle noch viele, viele Jahre.

•

Jan Skaröy hatte das Kinn in den Händen geborgen. Auch er lauschte wie die anderen noch immer hinüber. Der Schein von Kerzen flackerte über seine Züge. Seltsam traten so die Runen des ernsten Antlitzes hervor. Sie deuteten auf harte Arbeit schon in jungen Jahren. Sie deuteten auf unendliche Mühen ein Leben lang. Und von Grübeln und Schwermut war noch etwas anderes dazu gekommen: etwas Müdes und Stilles.

Draußen begann es zu wehen. Es ging ein Rauschen in der Ferne, und bisweilen klang ein dunkles, dröhnendes Singen darein. Das tat wohl die See.

Vielleicht war es gut, an diesem Abend nicht wieder bloß darauf zu horchen. Lars griff sich die Fidel. Es war ihm, als könne er ihr nach langer, langer Zeit endlich wieder ein paar jubelhelle Töne abgewinnen.

Manchmal, wenn die Melodien etwas leiser wurden, kam das große Brausen der See bis in die Stube hinein. Das blieb dann eine Weile da. Und es schien, als paßte jener Ton seltsam gut mit all den anderen Dingen rings zusammen.

Vor den breiten Fenstern standen die Bergstürze des Nordlands düster und kantig scharf. Wie dünne, weiße Ränder zeichneten sich überall blinkende Wächten vom Schnee ein. Der liegt tief in den Spalten und Sprüngen des mächtig schwarzen Gesteins. Heulend fährt der Wind in die Felsen. Flocken wirbeln. Nebel geistert. Fahle Wolken lichtern in die düstere Zerrissenheit jener Schattenwände ... Neues Wehen rauscht auf. Aus dem schwarzen Sturz der Berge jagen blasse Schneegespenster und treiben nun ihr Wesen in der Welt ...

Auf Skaröy schlagen Eisnageln hart gegen die Scheiben und die groben Balkenwände knarren zähe, wenn die Stoßwinde die Giebel packen und das hölzerne Haus schütteln.

Da — auf einmal lebt die große tiefe Finsternis. Tausend Stimmen werden

wach. Es ächzt und klagt. Es ruft und schreit. Und dann antwortet's droben nächtlich aus den Bergen. Die Dunkelheit hat ihre Mächte losgelassen.

Drinnen horchten sie lange und stumm hinaus, und hörten, wie die Nacht und die Welt laut mit sich selber sprachen.

...Drunten überlief auf einmal der Wind den morschen Netzschuppen der Leute auf Skaröy. Es stöhnten die Balken. Es heulte unterm Dach. Wie das nur klang! Eine Steineule schrie auf überm Sund. Uh-hu! Und aus den Felsen kam es zurück. Uh-hu... Den alten Jan fror. Er rückte ein wenig näher ans Feuer. Konnte so wohl ein wirklicher Vogel schreien? Ja, vielleicht. Und wenn es nicht so war? Drunten im Gebälk der Hütte dröhnte es wie nach einem schweren Schlag. Das Tor kreischte in den rostigen Angeln. Dann blieb es eine Weile still. Jetzt war jemand drinnen. Im Schuppen machte sich einer an den Rudern zu schaffen. Und jetzt war es so, als trüge jemand sie hinaus. Und wieder begann dann drinnen irgendwer zu poltern. Es stöberte einer überlange zwischen den Segeltüchern und Decken herum.

Ja, in dieser Nacht kamen sie... alle, die einmal auf Skaröy ihre Zeit gewesen, die dort das Netzgarn aufs Meer gerudert und mit dem Einsatz des Lebens einem harten Dasein gedient. Einmal im Jahr — zu dieser Stunde — kamen sie, um zu wissen, ob alles wie immer war. Ob man ihr karges Dasein so weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht...

Wieder schrie die Tür vom Schuppen her: so laut und kalt — —. Warum wohl noch immer keiner den Weg dorthin fand?

Nicht für alle Reichtümer der Welt ging jemand von Raudawik um diese Stunde in der Julnacht aus.

Jan Skaröy grübelte mit tiefen Furchen in der Stirn. Lauschte und lauschte. Sonst war es bloß in der schwärzesten Finsternis dem alten Jan so. Wenn die Kerzen im Leuchter brannten oder wenn alltags auch nur das dösige Licht der Tranlaterne in seine Gedanken leuchtete, dann hielt er schon stand. Nur in der Mittwinternacht, da war es anders. Wer ein Leben hindurch ausgehalten in Raudawik, dem kam das nicht so selten vor. Ja, seine ganze Düsternis der Winter, die litt er nicht länger mehr. Dann horchte er auf Dinge, die andere nicht hören... Die Dunkelheit hat mancherlei Macht über Menschen und Dasein. Und über den alten Jan kam sie so.

Es schlug Mitternacht. Die Uhr im Kasten schnarrte ihre alte Weise, und die Wände lauschten ihr wie immer. Auf den steinernen Fliesen lohte die Flamme hoch. Es knisterten die Scheite. Jan Skaröy sog stumm den Duft der brennenden Birkenhölzer ein. Und hielt die Hände lange gegen die Wärme.

Wer wußte, ob er wohl noch einmal die neue Sonne sah? Wer einen ewigen Winter lang da drinnen in der eisgrauen Bucht aushielt, der trug in sich eine so seltsame Sehnsucht nach einem leuchtenden Tag. Und wenn endlich dann die

Stunde der Lichtwende aus dieser Düsternis wuchs, dann kam es über die Leute von Raudawik wie ein großes Heimweh. Ein uraltes, wunderliches Heimweh. So war es alle Jul.

Draußen schneite es aus einem unsichtbaren Himmel. Ganz sacht, ganz ohne Eile schwebten die weichen Flocken herab. Feines, leichtes Geriesel ging unaufhörlich nieder. Das fällt auf die Berge, die Insel, fällt auf den weiten Sund. Und die Hütten schwinden unter weißen, wachsenden Dächern.

In der engen Bucht schliefen die Boote und Schiffe ihren Schlaf so fest, daß sie nicht merkten, wie der Schnee sich auf Taue und Masten, auf Steven und Burgspriet heimlich niederließ.

In den Jul-Stuben über dem Steinstrand von Raudawik brannten Lichter die ganze Nacht. Und das war wie eine erste Helle in all der Abgrundstiefe jener großen Nordlands-Winternacht.

Der alte Jan Skaröy hielt noch immer die Hände gegen die Wärme der Glut. Dunkelrot leuchtete der Widerschein des Feuers ihm übers Gesicht. „Mittwinternacht, große Nacht", nickte er vor sich hin.

Die Sonne begann ein neues Jahr.

Fritz Volberg



Kriegsweihnacht
Notzeit
Kampfzeit

Besitz stirbt
Sippen sterben
Du selbst stirbst
wie sie
Eins weiß ich
das ewig lebt
DER TOTEN
TATENRUHM

EDDA

Deutsche Art ist es, Weihnacht zu feiern; keiner unserer Feinde kennt den Zauber, die Macht des Lichterbaumes auf unser Gemüt, auf unsere Kraft. Bleiben wir deutscher Art treu! Denn deutsche Art ist noch ein Größeres, deutsche Tugend eine vor allem: das ist die Treue! Treue zu einer großen Sache zumal! Und ist dieser Krieg keine große deutsche Sache?
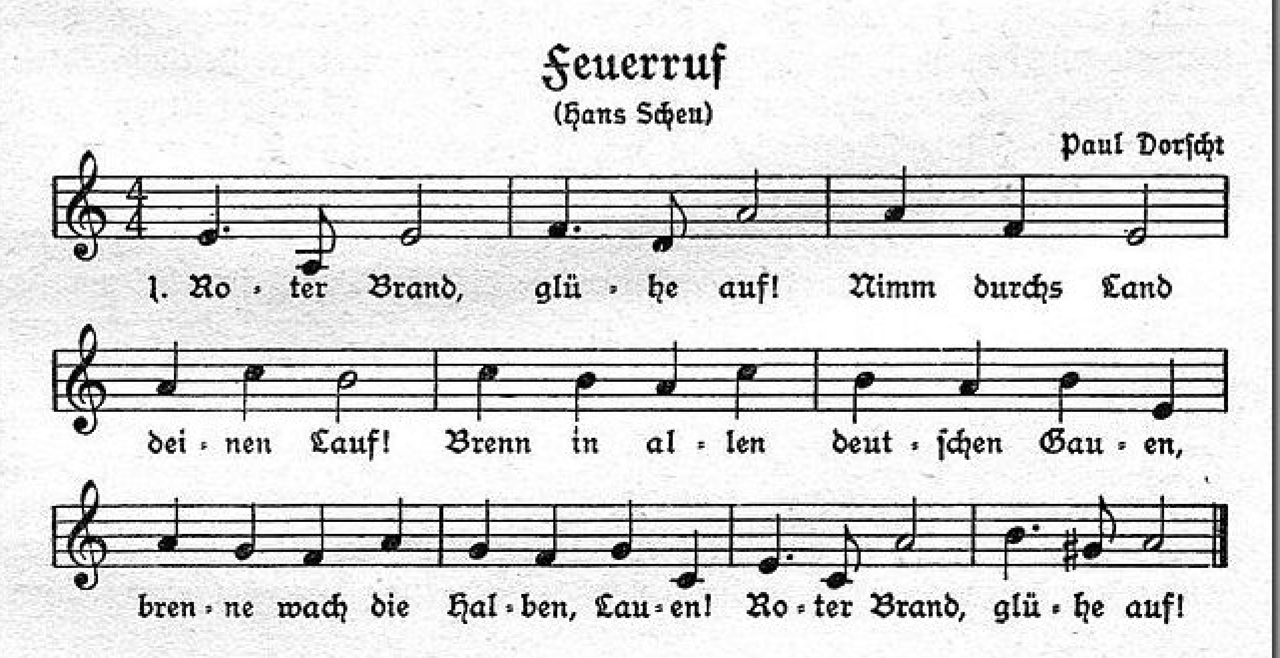
Bleiben wir also dem Kriege treu, Kameraden! Wenn wir ihm treu bleiben bis ans Ende, so bleiben wir auch dem Vaterland treu. Mit dieser Gewißheit wird uns unser heutiges Kriegsweihnachtsfest nicht zu einer Sentimentalität werden, nicht eine Hingabe an wehmütige Gedanken, sondern zu einem Symbol und sichtbaren Zeichen ungeheurer Gemeinsamkeit in unserer deutschen Art.

Aus einer Ansprache des Kavallerie-Kommandeurs
Rudolf Binding am 20. 12. 1915 an seine Reiter

Feuerruf

(Hans Scheu)

Paul Dorscht



2. Helles Licht, flamme weit, daß da bricht die Dunkelheit! Leucht den Jungen, leucht den Alten, Licht muß doch den Sieg behalten. Helles Licht, flamme weit!

3. Funke, flieg in die Zeit! Künde Krieg weit und breit allen, die zu hadern wagen, die im Herzen Zwietracht tragen! Funke, flieg in die Zeit!

4. Flamme, glüh Herzen heiß, daß da früher jeder weiß, wo er seine Pflicht wohl finde und mit Blut sich an sie binde! Flamme, glüh Herzen heiß!

Roulers, 26. Dezember 1914

Mit dem Heiligen Abend gingen zwei furchtbare Tage zu Ende. 48 Stunden hatten wir da des Schrecklichen hinter uns.

Ich habe manche Minute, die Hände um das Gewehr gefaltet, ein Gebet zu den Sternen hinaufgeschickt. Daß wir heimkommen würden, glaubte keiner mehr. Aber gefürchtet habe ich mich nicht. Ich dachte nur: Gott lenke, wie es gut ist! Und dann das Gefühl: Könnte man nur selber etwas tun!

Ich wurde am 23. zum Essenholen kommandiert. Wie ich wiederkam, hatte ein Volltreffer meine Deckung zerschlagen. Mein Sitzkamerad Henn, bis an die Hüfte im Regenwasser, war tot; der Schädel durch, und ein Splitter im Rücken. Er saß noch wie eine Viertelstunde vorher, als ich ihn verließ, das Gewehr im Arm. Mein lieber Nachbar, Freund F…, hatte zwei schwere Verletzungen. Im ganzen an Toten 8 und Verwundeten 37 Mann (von 85 verloren!).

Da ich durch diesen Volltreffer deckungslos war, tat ich mit dem Feldwebel, meinem Unteroffizier und vier Mann das einzig mögliche: schanzen. Raus aus dem Graben und Bohlen zusammengeschleppt. Das Gewehrfeuer regte keinen von uns mehr auf; denn daran gewöhnt man sich. So arbeiteten wir im Mondschein wie die Pferde; Schaufel an Schaufel, Bohlen dazwischen.

Und dabei doch die Gewißheit: Ein Volltreffer auf die Deckung, und alles ist umsonst. Aber es ist wenigstens Arbeit, und Mut erfordert sie auch. Dann werden noch die Drahtverhaue fertiggemacht, die die Pioniere liegenließen. Nun noch die Flinte schußfertig und den Toten die Marke abgenommen. So bricht der Bescherungsmorgen an.

Den ganzen 24. lagen wir in der Deckung. Der Feldwebelzugführer lag neben mir. Wir rauchten andauernd und zählten die Schüsse. Der Feldwebel war in Südwest, hat seit dem 8. August alles mitgefochten, ist beim Todessturm auf Dixmuiden dabei gewesen und im Granathagel an der Yser. Aber das achtundvierzigstündige, mit kurzer Nachtruhe unausgesetzte Granatfeuer in den Schützengräben mit Volltreffern sei bis jetzt nicht dagewesen. Als ich die Meldung vom Tode unseres Kompagniechefs über die Strecke, auf der alles tot und verwundet war, weiterbeförderte, erhielt ich einen leichten Splitter auf den Helm. Mein Gewehr ist zertrümmert. Ich holte das Gewehr eines toten Kameraden.

Dann kam die sternklare, heilige Nacht. Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Platzen der Granaten — eine furchtbare Weihnachtsmusik. Endlich, um 2 Uhr, kam die Ablösung. Die Leute waren noch nicht vorn gewesen und regten sich über das furchtbare Gewehrfeuer auf, so daß alles in Unordnung kam. Gott sei Dank, daß die Schurken da nicht gestürmt haben. Wir trabten über die gefrorene Wiese. In dem zerschossenen Dorf

traf ich meinen stellvertretenden Kompagniechef, den der Tod seines Vorgängers ganz aus dem Häuschen gebracht. Wir sammelten ein paar Mann, und ich führte sie als einziger Wegkundiger aus dem Gefechtsfeld.

Mit welchem Wonnegefühl ich am Weihnachtsmorgen nach stark siebenstündigem Marsch in die diamantglitzernde Winterlandschaft mit der goldroten Sonne schaute, beschreibe ich nicht. Das Leben ist doch herrlich schön. Und Weihnachtserinnerungen! Ich habe Feierstunden gehabt seit dem entsetzlichen Heiligen Abend. Wir feiern konzentriert. O, du fröhliche, o, du selige! und es schneit draußen! Jetzt wird Grog geholt und auf Dein Wohl getrunken — und morgen geht's wieder vor!

Ludwig Finke, gef. 9. Mai 1915 vor Nieuport



Dezember 1916

In unserem Unterstand von neuem fröhlich-lautes Treiben. Und einmal, da ist es auch ganz still und weh geworden. Da erzählte mir einer, der erst am lautesten schrie und krawallte — die anderen Kameraden sind vor nach dem Kampfgraben gegangen — von seinem Leben und Kämpfen und Treiben im Kriege. Sein Vater starb — während er draußen kämpfte —, er und noch drei Brüder. Die Mutter sucht er heute auf dem Friedhof: sie schmückt das Grab des Vaters. Seine arme Mutter, die ihn zu Weihnacht nicht mit irdischem Gut beschenken kann, und die er gerade deshalb so heiß und innig liebt. Mutter: das Wort hat er erst im Kriege verstehen gelernt, während einer Schlacht, als neben ihm irgendeiner — ein Kriegsfreiwilliger war's — fällt, der ihm eben erst zugeflüstert: „Nur eines wünsche ich mir jetzt: noch einmal meine Mutter sehen." Da ist es ganz still und weh bei uns geworden. Und der Erzähler hat aufgehört. Mit der Hand gewinkt. Nicht daran denken.

Hans Mierisch, gest. 9. Mai 1917 (Feldlazarett Staden)

Chiry, westlich Noyon, 25. Dezember 1914

Das Schönste, das ich im ganzen Kriege erlebt habe, war heute der Gottesdienst in der französischen Kirche, der erste im Felde, denn bisher hatten wir dazu keine Zeit, wußten auch kaum, wann Sonntag war. Da saßen sie: Infanteristen, Artilleristen, und Pioniere, so wie sie aus dem Schützengraben herauskamen, und sangen: „Das ist der Tag, den Gott gemacht" — und durch zerschossene Fenster fuhr der Wind und der grollende Kanonendonner ersetzte die Bässe der Orgel. Auch hier in der Kirche brannten die Weihnachtslichter und gaben ein heimisches Licht zu den Worten, die der Leutnant von der Artillerie sprach. Einen Geistlichen hatten wir nicht. Aber wozu auch: War es nicht viel schöner so? Da saßen sie beieinander, Katholiken und Protestanten, die doch nur einen Glauben haben sollten, den deutschen Glauben. Und wie Erz und Eisen klangen die Worte über das Wesen des Deutschen, dessen Höchstes die Treue und die Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.

Chr. Brautlacht, gef. 23. Mai 1916 bei Givengy

Einsame Wacht

Schneekühle Nacht!
Es knarrt der Frost im Eise,
der Sturm singt harte Weise.
Der Friede, den ich preise,
der ist in Bann und Acht.

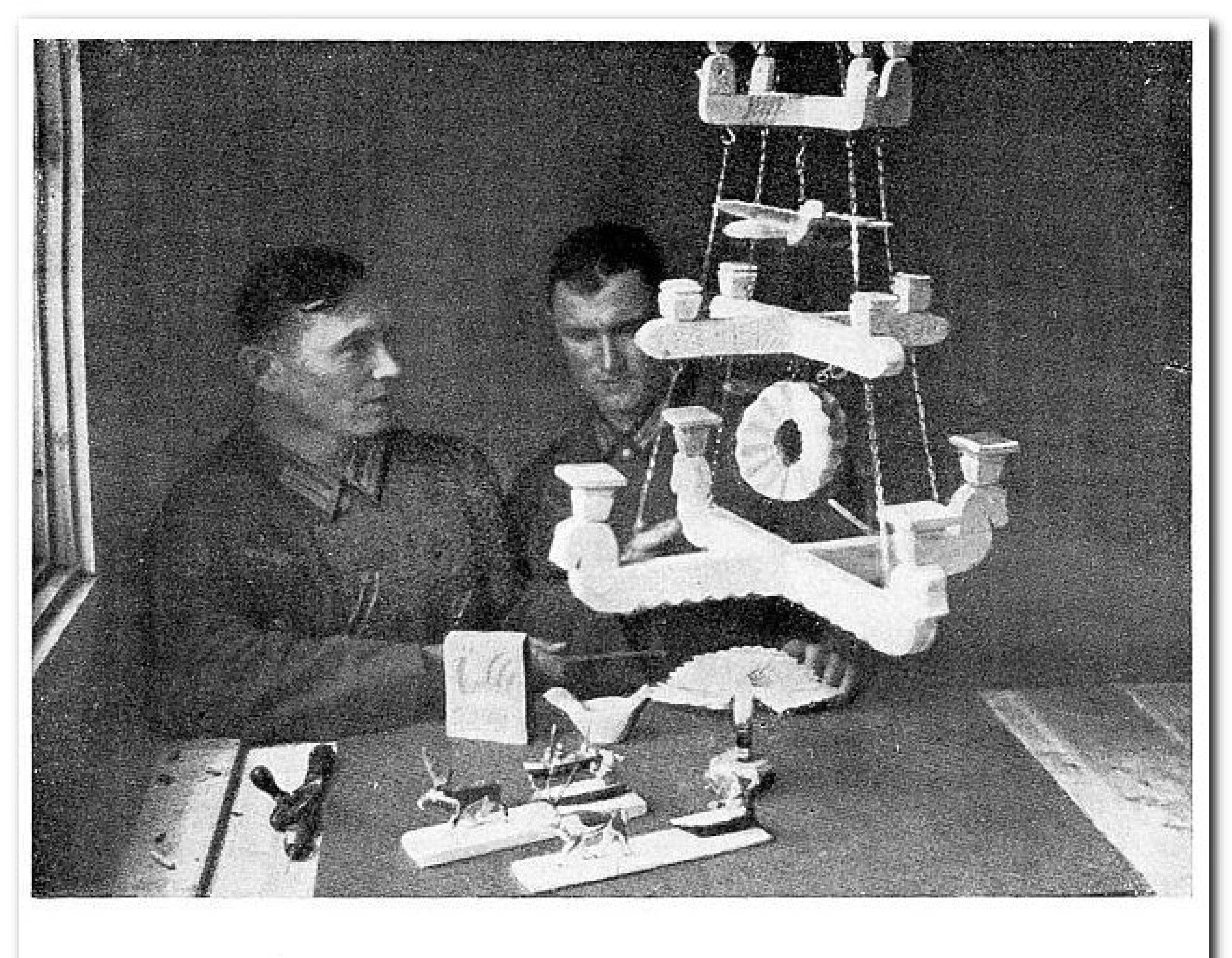
Brandhelle loht!
Mord, Haß und Tod
sich recken ob der Erde
zu grauser Drohgebärde,
daß niemals Friede werde,
Schwurhände blutigrot.

Was Frost und Leid!
Mich brennt ein Eid,
der glüht wie Feuerbrände
durch Schwert und Herz und Hände.
Es ende drum, wie's ende —
Deutschland, ich bin bereit.

Walter Flex, gef. Oktober 1917 auf Ösel



Kriegsweihnachten in einem Flakbunker



Unsere Soldaten in Norwegen beim Werken

Kriegsweihnacht

Ob Ihr draußen an den Grenzen
nach den stillen Sternen späht,
ob im Strahl der Weihnachtskerzen
Euer Traum in Fernen geht,

ob Ihr still an schwerer Bürde,
gar an bangem Ahnen tragt,
ob ein Keim der Hoffnung heimlich
sich in Euer Herz gewagt,

Brücken finden heut' die Herzen
über Nacht und Zeit und Raum,
und von tausend Sehnsuchtsflammen
strahlt der deutsche Lebensbaum.

Karl-Heinz Kelting, gef. 23. August 1940

24. November 1915

Bitte schmücke einen Baum. Es ist mir ein lieber Gedanke, daß daheim auch ein Baum brennt. Du brauchst auch gar keine traurigen Gedanken zu haben. Wir dürfen uns bedanken, wie ich's getroffen habe, und wie es jetzt mit dem Vaterland steht. Und Du wirst doch nicht traurig sein, wenn Dein Sohn als Soldat draußen steht. Also keine Rührseligkeit, sondern seid lustig. Tränen gibt's anderswo genug, und wenn die Leute nach dem Kriege diese Tränen nicht vergessen, dann ist's noch Zeit und für sie die größte und beste Lehre aus dem Krieg. Unsere Zeit braucht härtere Herzen. Möchten sie zur rechten Zeit weich sein.

Eugen Gura, gef. 7. August 1917 in den Vogesen

Es sind so viele hier

Die Flocken tanzen durch die Zweige und häufen sich fein säuberlich auf den Lattenrosten, ein weißer Strich neben dem andern. Sie hüpfen gegen die Scheiben, schmelzen und machen den nachfolgenden Platz. Drüben auf der Schreibstube liegt es schon handbreit. Der kurze Schornstein qualmt eifrig, ab und zu quirlt ein Funke dazwischen, das tanzt und hüpft und flockt und weht in lautloser Emsigkeit und es macht besonderen Spaß, in die Höhe zu schauen und zu sehen, wie die kleinen Dinger aus dem großen grauen Nichts hervorschaukeln.

„Da kommt der Weihnachtsmann..." sagt Schwartzkopf.

Aber es ist nur der Unteroffizier Ackels, der mit seinem weißgefleckten Bart würdig über den Lattenrost schreitet. Er kommt aus der Schreibstube, und sein Gesicht ist in ernste Falten gelegt. In diesen Tagen lastet schwere Verantwortung auf seinen Schultern. Die Feldpost, die Pakete, der Lebensmittelempfang, den die hohe Intendantur ihrerseits nach Kräften auf das Fest abzustimmen trachtet, die Beschaffung eines Weihnachtsbaumes für die Kompanie, von Kerzen und Lamettafäden — das alles sind Probleme, die zu denken geben. Dabei ist die Sorge um den Weihnachtsbaum bestimmt überflüssig. Man braucht kein Wort darüber zu verlieren. Soweit man das Leschle kennt, wird er ohne weiteres am Tage vor dem Fest mit seiner Axt in den Wald gehen und eine Stunde später die schönste Tanne des ganzen Verduner Abschnitts kunstgerecht gefällt nach Hause schleppen. Es müßte sonst nicht das Leschle aus dem Kinzigtal sein.

Und dann — glaubhaft oder nicht, es ist Tatsache! — erscheint Braschke in persona in der Baracke, man denke — Braschke! Schwartzkopf reißt die Tür auf und brüllt „Achtung!"!

„Aber bitte, bitte,..." sagt Braschke, „ich will gar nicht stören, ich komme nur einmal herüber..."

Damit tritt er vollends ein, geht an den Kanonenofen und wärmt sich die Hände. Was soll man dazu sagen?

„Bosemüller", sagt Braschke.

„Herr Feldwebel?"

„Wir haben Nachricht vom Stracke bekommen. Sie behandeln ihn jetzt in der Universitätsklinik. Der Chefarzt schreibt, daß er wohl am Leben bleibt. Aber mit den Augen ist natürlich nichts zu machen. Und dann liegt noch ein Brief von einer Schwester dabei. Stracke läßt euch sagen, es gehe ihm ganz gut, ihr sollt keine Angst um ihn haben, jetzt brauchte er auch nicht mehr soviel zu sprechen."

„Das ist schon richtig", sagt Schwartzkopf, „in der letzten Zeit hat er unnatürlich viel gesprochen, es machte einen geradezu ängstlich."

„Dann hat er noch eine Bitte, ihr sollt ihm hier und da einmal schreiben, am liebsten Siewers oder Schwartzkopf, weil die die beste Handschrift hätten. Die Schwestern hätten ihm versprochen, sie würden ihm immer alles vorlesen, und wenn sie es ein paarmal gelesen hätten, dann würde er es auswendig lernen und könnte es sich im Stillen immer wieder vorsagen."

„Ja, Herr Feldwebel, das wollen wir machen."

„Und dann", sagt Braschke ein wenig verlegen, „habe ich noch ein Weihnachtsgeschenk für uns alle. Es ist gerade vor einer Stunde gekommen und außer dem Hauptmann und mir weiß noch niemand davon. Ich will es euch aber trotzdem sagen. Das heißt, eigentlich sind es zwei Geschenke. Wir kommen fort. Morgen früh reist das Vorkommando. Es ist aber diesmal ernst, nicht wie früher. Die Infanterie wird schon seit gestern nacht abgelöst, die ersten Transportzüge fahren schon."

Die Schneeflocken tanzen vorm Fenster. Der Schornstein auf der Schreibstube qualmt hastig und voll Eifer. Der Kanarienvogel macht einen Triller. Man hört es ganz deutlich, so still ist es.

„Herr Feldwebel", sagt Wammsch ruhig, „warum läßt man uns nicht hier? Früher, da hätten wir wohl gern manchmal fortgewollt. Aber jetzt wäre es schon besser, sie ließen uns hier..."

„Du kannst ja hierbleiben", sagt Schwartzkopf, „vielleicht läßt du dir am Vauxkreuz eine Villa mit Warmwasserheizung bauen, und in der Bruleschlucht richten sie dir einen Tennisplatz ein."

„Wammsch...", sagt Braschke betroffen, „ist das Ihr Ernst?"

„Jawohl, Herr Feldwebel, das ist mein Ernst. Es wäre mir schon lieber, wir könnten hier bleiben. Es ist ja ganz ruhig hier geworden. Man fühlt sich hier doch wie zu Hause. Es sind so viele hier, die man gekannt hat, und die auch nicht mehr fortkönnen. Bei denen möchte man am liebsten bleiben."

„Man fühlt sich doch wie zu Hause...", hat er gesagt. Das klingt entsetzlich traurig und sonderbar. Das klingt beinahe wie Schicksal. Braschke spricht um einen Grad leiser. Er ist gekommen, um Freude zu machen. Und nun ist es gar keine Freude.

„Wammsch", sagt Braschke und nimmt einen neuen Anlauf, „ich habe gedacht, daß Sie morgen mit dem Vorkommando führen. Aber ich habe noch einen besseren Vorschlag, das ist das zweite Weihnachtsgeschenk. Über Weihnachten fahren zehn Mann der Kompanie in Urlaub. Jetzt können Sie wählen, ganz wie Sie wollen. Entweder morgen das Vorkommando nach Lothringen und erst im Januar auf Urlaub — oder noch sechs Tage hier und Weihnachten in Urlaub."

„Aber Bosemüller ist doch vor mir an der Reihe...", stottert Wammsch.

„Das ist ja gar nicht wahr", sagt Bosemüller. „Du hast mich doch damals außer der Reihe vorfahren lassen..."

„Beruhigt euch", sagt Braschke würdevoll, „Bosemüller fährt gleichzeitig."

Wieder ist Stille.

„Dann... Dann möchte ich lieber hierbleiben und Weihnachten in Urlaub fahren...", sagt Wammsch leise.

Auch Braschke ist jetzt still. Was ist denn nur? Ist es nicht verständlich, daß einer lieber noch sechs Tage hierbleibt und dann Weihnachten zu Hause ist, als daß er morgen nach Lothringen fährt und erst im Januar nach Hause kann? Ist denn das nicht selbstverständlich, wenn einer daheim eine Frau und drei kleine Kinder hat, die jetzt schon zwei Weihnachten ohne den Vater waren? Und wo es doch nun hier ganz ruhig geworden ist? Warum schweigen sie denn? Braschke hat ihnen doch weiß Gott gute Nachrichten gebracht? Braschke war beinahe wirklich wie der Engel mit den weißen Flügeln und den Lamettahaaren. Warum geht Braschke denn so still und beklommen hinaus? Gehört sich denn das für einen Weihnachtsengel? Warum macht denn nicht wenigstens Schwartzkopf einen Witz?

Zwei Tage später kommt der Befehl, daß der Abtransport der Kompanie um acht Tage verschoben wird, weil zuerst noch die Unterstände in der neuen zweiten Linie vollendet werden sollen. Die Unterstände sind beinahe fertig.

Am Abend rücken die Züge in Stellung.

Es ist nun wirklich ruhig geworden. Nur hier und da fällt noch ein Schuß. Und außerdem sind es nur noch vier Tage bis Weihnachten.

Nach zwei Tagen sind sie fertig bis auf einige Kleinigkeiten. Morgen werden sie abrücken ins Lager. Weihnachten wollen sie im Lager feiern. Bosemüller und Wammsch haben sich verabredet, den Heiligen Abend noch bei den andern zu verbringen und am ersten Feiertag abzufahren. Am Neujahrstag wird Wammsch zu Bosemüller in den Schwarzwald fahren, das hat er ihm fest versprechen müssen. Braschke stellt den Fahrschein entsprechend aus, obwohl es nicht erlaubt ist. Der Hauptmann unterschreibt, ohne ein Wort zu sagen.

Wammsch ist damit beschäftigt, die fertigen Stollen zu vermessen. Natürlich verlangt die Division einen kilometerlangen Bericht. Wozu haben sie denn einen Stellungsbaukontrolloffizier. Die andern liegen im Wohnstollen und klönen. Es schneit schon wieder. Wammsch bleibt ein bißchen lange. Sie beunruhigen sich nicht darüber. Er wird irgendwo sinnieren, er ist überhaupt so nachdenklich geworden in der letzten Zeit. Die Ruhe an der Front bekommt ihm nicht, er muß sich erst daran gewöhnen. Schwartzkopf erzählt die tollsten Geschichten, und das Leschle sperrt den Mund auf.

Schließlich wird es ihnen doch ein bißchen komisch, daß Wammsch nicht kommt. Das ist doch sonst nicht seine Art. Sie gehen in den Graben und suchen ihn. Schwartzkopf behauptet, daß er im Nachbarstollen zum Vermessen ist. Sie rufen in den Stollen herab. Keine Antwort. Sie sehen sich gegenseitig an. Aber

noch will keiner dem andern eingestehen, daß er ängstlich ist. Was soll denn auch passieren? Wahrscheinlich ist er irgendwo eingeschlafen.

Sie rufen laut seinen Namen. Keine Antwort. Eine unheimliche Stille überall.

Siewers geht nochmals zu dem Stollen zurück und steckt eine Kerze an.

„Wahrscheinlich schläft er unten...", sagt er und seine Stimme zittert.

Er kommt in den Stollen und leuchtet. Es ist nichts zu sehen.

„Wammsch...", stammelt er vor sich hin. Er kann nicht rufen. Es schnürt ihm die Kehle zu.

Was ist denn da in der Ecke? Der Stollen war an der Schlußwand noch nicht mit Rahmenholz abgestützt. Da ist etwas nachgerutscht. Die Erde muß sich durch den Regen und den Frost gelockert haben.

„Paul, Schwartzkopf... Lesch...", ruft Siewers heiser und lehnt sich an.

Sie kommen herunter. Niemand spricht. Siewers zeigt mit der Hand.

„Da...", lallt er.

Sie scharren mit bebenden Händen die Erde weg. Sie wühlen.

Da kommt ein Bein zum Vorschein. Es ist Wammschs Schuhwerk. Sie sehen es alle. Keiner sagt es.

Nach einer Viertelstunde haben sie den ganzen Körper bloßgelegt. Wammsch ist tot. Sein Gesicht ist von einer völligen Ruhe. Niemals hat er im Leben so feierlich ausgesehen. Die Erde, die beim Vermessen nachgestürzt ist, hat ihn lautlos begraben. Bosemüller und Siewers knien neben ihm. Schwartzkopf und Lesch haben die Mütze in der Hand und stehen dahinter.

Es ist in der Bauche. Jenseits der verschneiten Landschaft liegt erstarrt und weiß überzogen wie von einem Leichentuch der Berg.

Werner Beumelburg

Soldatenweihnacht

Ein Licht ist uns erglommen,
Das wuchs in jeder Nacht,
Will über uns auch kommen,
Will in uns sein entfacht.

Es kommt aus alten Mären
Mit seinem jungen Schein.
Auch Herzen, die sich wehren,
Solln neu entzündet sein.

Es kommt zu uns Soldaten,
Aus Kinder- und Mutterland,
Auf Helmen und auf Granaten
Hat oft sein Schein gebrannt.

Es ist nicht so verwundert
Wie du, es weiß vom Krieg,
Jahrhundert um Jahrhundert
Kam aus der Nacht sein Sieg.

In keinem Volk auf Erden
Ward's noch so hell und rein.
Wo kann's so Weihnacht werden?
In deinem Volk allein.

Das Licht, es will dir scheinen
Wie aus einem Muttergesicht,
Das über dem Wunder des Kindes
Dich anschaut und stumm zu dir spricht.

Herybert Menzel

Weihnachtsbrief aus dem Osten

Liebste Mutter! Sei nicht traurig, wenn ich auch in diesem Jahr nicht bei Dir bin. Jeden stellt die Pflicht auch zur Weihnacht an seinen Platz. Für uns ist es der verschneite Graben vor den Sowjetstellungen. Die Pflicht ist hart, aber gehöre ich nicht zu meinen Kameraden, mit denen ich nun sechs Monate Schulter an Schulter in Kampf und Gefahren des Ostens zusammenstehe, mit denen ich schwere und schöne Stunden verlebte, und deren schönste es sein wird, wenn wir am Weihnachtsabend um den Tannenbaum sitzen und aus der Weite der russischen Erde sich vor uns die Heimat auftun wird — die Heimat, für die wir marschieren, kämpfen und aushalten, bis der Sieg unser ist?

Du machst Dir Sorge? Du meinst, wir wären einsam und verlassen hier draußen? Wo Kameraden sind, wo gleichgesinnte Menschen einer großen Idee dienen, kann es nie einsam werden. Die Kameradschaft des Krieges kennt kein Verlassensein. Zwar sind wir Tausende von Kilometern von Euch zu Hause getrennt, und doch werdet Ihr alle am Weihnachtsabend mitten unter uns sein.

Im vorigen Jahr war es in Frankreich. Wir saßen in unserem schlichten Zimmer an der spanischen Grenze und hörten über den Rundfunk jene Sendung, die uns alle — ob in Narvik, in Hendaye, in der Geborgenheit der Heimat oder auf fernen Meeren — zu einer einzigen großen deutschen Familie verband. So wird es auch diesmal sein. Ganz in unserer Nähe wird ein Mikrophon in einem kleinen Bunker der Waldai-Höhen stehen, und der Unteroffizier, der im Osten ferngetraut wurde, wird das erstemal mit seiner jungen Frau sprechen können, der Obergefreite wird seinen Bruder aus dem Afrikakorps rufen, und der Gefreite, der jüngste seiner vier im Felde stehenden Brüder, wird über den Äther dem Vater in Hannover seine Weihnachtsgrüße bringen. Sie sprechen für alle, die wir im Norden der Ostfront auf Posten stehen, ihre Wünsche sind unsere Wünsche. So nimm dann, liebste Mutter, die Grüße jener Infanteristen auch als meine Grüße.

Im vorigen Jahr war es in Frankreich. Damals saßen wir in einer stillen sauberen Stube. Heute hocken wir in einem engen Bunker, und 150 Meter von uns feuert ein Maschinengewehr. Damals war es wie Weihnachtsfrieden. Heute ist härtester Kampf. Aber was kommt es viel auf Äußerlichkeiten an. Wir haben im Feuer des Krieges einen unbestechlichen Blick bekommen und sehen nicht so viel auf Schale und Kulisse als auf das Echte des Kerns. Draußen wird es in dicken Flocken schneien, und der Schnee wird unter den Stiefeln des Postens knirschen. Wir werden um unseren Tannenbaum sitzen, den wir vom letzten Spähtrupp mitbrachten, im Ofen werden die Fichtenkloben knistern und wohlige Wärme spenden, von der erdenen Wand wird mir Dein Bild entgegensehen, und aus Deinen Päckchen, die jetzt noch der Hauptfeldwebel sorgsam versteckt

und hütet, wird all Deine mütterliche Liebe mir entgegenströmen. Wir werden glücklich sein und reich beschenkt. Wir werden über alle Grenzen und Weiten zu Euch in die vertraute Stube kommen — Ihr werdet in unseren Bunkern sein, und so werden wir gemeinsam das Wunder dieser Kriegsweihnacht erleben und ihren Sinn verstehen — in stolzer Erinnerung an Deutschlands größtes Jahr, und in mutiger, unverzagter Sammlung vor neuen großen Aufgaben, die uns dem Sieg und auch der Heimat entgegenführen.

In solcher Zuversicht grüße und küsse ich Dich als dein Heinz.

Heinz Thiel, 1941

Der toten Soldaten Heimkehr!

Einmal im Jahr, in der heiligen Nacht,
Verlassen die toten Soldaten die Wacht,
Die sie für Deutschlands Zukunft stehn,
Und kommen nach Haus, nach Art und Ordnung zu sehn.

* * *

Schweigend treten sie ein in den festlichen Raum —
Den Tritt der genagelten Stiefel — man hört ihn kaum —
Sie stellen sich still zu Vater und Mutter und Kind;
Aber sie spüren, daß sie erwartete Gäste sind:
Es brennt für sie eine rote Kerze am Tannenbaum,
Es steht für sie ein Stuhl am gedeckten Tisch,
Es glüht für sie im Glase dunkel der Wein,
Und in die Weihnachtslieder, gläubig und frisch,
Stimmen sie fröhlichen Herzens mit ein.
Hinter dem Bild mit dem Stahlhelm dort an der Wand
Steckt ein Tannenreisig mit silbernem Stern.
Es duftet nach Tannen und Äpfel und Mandelkern
Und ist alles wie einst — und der Tod ist so fern. —
Wenn dann die Kerzen am Lichtbaum zu Ende gebrannt
Legt der tote Soldat die erdverkrustete Hand
Jedem der Kinder leise aufs junge Haupt:
„Wir starben für Euch, weil wir an Deutschland geglaubt."
Einmal im Jahr, nach der heiligen Nacht
Beziehen die toten Soldaten wieder die ewige Wacht.

Thilo Scheller

Kriegsweihnacht auf hoher See

Sie saßen beide an dem kleinen Tisch, abseits von den anderen. Es war den ganzen Abend viel Fröhlichkeit gewesen, trotz allem Ernst der Zeit. Denn die Menschen wollten atmen, wollten vergessen, was so drohend war und so schwer. Die Blicke des jungen Seeoffiziers aber waren, als begriffen sie dies alles nicht recht. Eine Unruhe lag in ihnen, und dann wieder eine Verträumtheit und Befangenheit. Er war wie ein Fremder in dem glanzvollen Saal. Er bemerkte auch kaum, wie die Augen der jugendlichen Frau, die schließlich allein bei ihm weilte, sich fragend zu ihm wandten.

Die anderen, die bis vor kurzem hier gesessen, waren enttäuscht fortgegangen. Sie hatten die Schilderung gefahrvoller, nervenspannender Erlebnisse von ihm erwartet — und hatten einen Schweigsamen gefunden, den sie nicht verstanden, der ihnen fremd, unheimlich erschien.

Der Offizier war in seinen Gedanken weit von hier. Er blickte in gischtende, überkämmende Nordseewogen, spürte das Beben des Schiffskörpers unter seinen Füßen, forschte durch die Dämmerung, in der Meer, Horizont und Nebel ineinander schwammen, und hoffte auf den ersten leuchtenden Stern am Himmel der Nacht.

Doch plötzlich fuhr er auf und strich mit der Hand über die gebräunte Stirn. Dann lächelte er ein bißchen verlegen; nur mühsam versuchte er, sich zurecht zu finden. Schimmernde Lampen, glänzendes Parkett, Musik und nahe das Stimmengewirr der Menschen. Wo war er denn?

Er sah verwundert die Frau an.

„Sie hier?" fragte er. „Bei mir? Allein? Wo blieben denn die anderen? Die waren doch eben noch hier. Ach so, sie gingen wohl... Ja, ich weiß, ich bin ein langweiliger Kerl geworden. Das hat mir schon mancher gesagt. Und es mag richtig sein! Da draußen, nur das Meer um sich, Wasser, nichts als Wasser, und Himmel, Wolken, Nebel, Sturm, und voraus allenfalls der Feind, mit dem es ein Rennen oder Kampf gibt auf Leben und Tod — man verliert da die Geschwätzigkeit... Aber daß Sie bei mir sind, ist lieb von Ihnen, Ingeborg!"

„Ich verstehe Sie, Joachim, so gut. Doch — Sie müssen auch die Freunde verstehen. Ist der Wunsch derer, die Ihnen nahe sind und von Ihren Schicksalen hören möchten, so unverständlich?"

„Aber was wollen die Leute hören? Die Kämpfe, die Versenkungen, die Kriegslisten — das alles ist in Zeitungen und Büchern hundert- und tausendmal beschrieben, und was ich vielleicht ein Erlebnis nennen würde, das ist so unbedeutend, so — ich will einmal den törichten Ausdruck gebrauchen — interesselos, daß niemand einen Sinn dafür haben kann."

„Niemand, Joachim?" erwiderte die junge Frau und sah, als hätte sie zu viel gesagt, zu dem Wortkargen hinüber. Der fing den Blick auf.

„Ja, Sie sind anders, Ingeborg, und Ihnen — gut, ich will Ihnen ein kleines, scheinbar belangloses Erlebnis erzählen, aber das wundersamste, das ich auf meinen Fahrten gehabt. Ich weiß, Sie lächeln nicht darüber, langweilen sich auch nicht.

Sie besinnen sich, als dieser Krieg ausbrach und die Begeisterung alle packte, da riß es auch mich mit fort. Vielleicht war es nur Abenteuerlust und der Drang nach dem Neuen, Unvorstellbaren, was mich trieb. Aber, mag das auch der Anfang gewesen sein, es war schließlich doch ein richtiges Feuer, das in mir flammte, kein Strohfeuer wie bei so vielen. Jedenfalls begann in mir, dem „lustigen Jochen", ein Selbsterkennen, ein Emporwollen. Ja, Ingeborg, ich wurde ein ernster oder, wenn man will, langweiliger Mensch. Und je mehr die große Woge ringsum abebbte, um so inniger verwuchs mein ganzes Ich mit der bedrohten Heimat und unserm opferbereiten Volk. Dieses erst dunkle Gefühl ward eines Tages zur Klarheit in mir. Da fiel mir in einem Liebesgabenpäckchen ein Band Gedichte zu. Weiß Gott, Ingeborg, ich hatte für Gedichte nie geschwärmt, aber jetzt zwang es mich, das Buch zu öffnen, und ich las das erste Gedicht. Von einem Arbeiter war es, und nun hören Sie die Strophe, die mir unvergeßlich geblieben ist:

„Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum —
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland!"

Dies Wort wurde mir Bekenntnis. Es verließ mich nicht, und in allen dunklen und drohenden Stunden klang es in mir wie ein Eid:

„Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum!"

Wir haben dunkle Stunden gehabt, Ingeborg. Doch ich will davon schweigen. Die Kameraden an Bord sprachen ja auch nicht davon, aber gefühlt haben sie es alle. Äußerlich waren wir meist guter Dinge — aber in aller Augen trat bald ein eigener Glanz. Beschreiben kann man das nicht recht, doch mußte ich manchmal an den Glanz denken, den innen die Muscheln haben.

Da schwammen wir denn, abgeschnitten von der Welt, wie der fliegende Holländer auf dem Meer, monatelang auf Kaperfahrt, und selten genug brachte der Funk uns eine Kunde von Deutschland. Ob wir lebten, das wußte man daheim nicht, und wie es zu Hause stand, davon hatten wir keine Kunde.

So kam das letzte Weihnachten heran, und wir feierten es auf unsere Art, in den Gewässern nördlich von England. Wir beschenkten uns, putzten einen

Baum, höchst fragwürdiger Gestalt natürlich, sangen die alten Lieder aus der Kinderzeit und brauten einen Grog. Aber — die echte Weihnachtsstimmung war es nicht. Alle waren mit ihren Gedanken, Wünschen, Erinnerungen irgendwo in der Ferne, daheim. Ein Kamerad, der stand auf, und es zuckte wie Groll über seine Lippen. „Verdammt", preßte er heraus, „so fährt man nun gottverlassen durch die Welt!" Und das war, unausgesprochen, das Empfinden aller in diesem Augenblick. Freilich, ich hatte es gut, ich hatte meinen Talisman: Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum... Aber daß die Fäden zwischen uns und der Heimat so abgeschnitten waren, das war doch schwer zu tragen.

Da, Ingeborg, stürzt plötzlich in unsere Messe ein Kamerad. Er kann kaum sprechen, und, wir täuschen uns nicht, ihm stehen die Tränen in den Augen. „Eben —" kommt es dann mühsam heraus — „eben hat der Telegraphist — etwas aufgefangen — von unserm Admiral, Jungens — die — Heimat — wünscht uns — ein — frohes — Weihnachten — —" und draußen war er wieder.

Uns schlug das Herz bis zum Hals. Die Heimat hatte unser gedacht! Ich weiß noch, wie so einer nach dem andern wortlos aus der Messe ging, und wie dann der und jener an der Reeling stand und nach Südosten starrte, dorthin, wo Deutschland lag.

Nachher, es war ganz dunkel, hörte ich zwei Matrosen miteinander flüstern. „Dat was een schöner Heiliger Abend west", meinte der eine von ihnen. „Ja, der schönste mines Lewens", sagte der andere...

Und das, Ingeborg, das war das kleine Erlebnis, von dem ich Ihnen erzählen wollte."

Franz Lüdtke



Urlaub — nach vorn!

Einer, der Romane schreibt, hat es nicht leicht, einmal eine Geschichte zu erzählen, die in allem wirklich und wahr ist.

Nein, was hier steht, ist Wort für Wort geschehen. Es wäre wenig, wenn wir uns bloß darüber freuen würden, daß unsere Dichter heutigentags so etwas schreiben, mehr ist es, daß wir stolz darauf sein können, weil unsere Jungen so sind.

Es war in dem grauen, öden Spätherbst des vorigen Jahres irgendwo in dem grauen, öden Land hinter der Front im Westen. Mit brennendem Herzen war der Junge in den Krieg gezogen, endlich, endlich in den Krieg, bei dem doch alles auf dem Spiele stand, bei dem es um die Welt ging! Und nun kam nichts, nichts als dieses Einerlei der grauen, öden Tage, deren einziger Sinn das Warten war.

Um das Handwerk nicht zu verlernen, wird hier hinter der Front Krieg gespielt, Krieg mit Platzpatronen, mit Rauchgranaten und Pappscheiben, Krieg mit dem Feind, der rote Bänder an den Mützen hat. Das ist alles. Der Junge macht seinen Dienst, genau und sauber. Er läßt sich nicht anmerken, wie ihm zumute ist. Nur einmal flucht er gottlästerlich, wie sie wieder die Gewehre mit den Platzpatronen laden, mit dem lächerlichen Zeug „Kinderspielzeug", wie er es nennt. Die anderen, die in Polen mit dabei waren, verstehen nicht, wie er das meint, sie lachen bloß über seine Ungeduld.

Da geschieht es einmal unversehens, wie alles Große geschieht, daß das Schicksal selbst mitten in seine grauen, tatenlosen Tage hineingreift. Ein feindliches Flugzeug wird abgeschossen. Es ist nicht das erste, das er splitternd niederschlagen sieht. Aber es trifft sich so, daß er als erster an der Stelle ist. Der Pilot ist verblutet, auch der Beobachter. Der Junge stellt es ruhig fest. Er stellt auch fest, daß keine Brandgefahr besteht. Das Flugzeug ist eigentlich noch gut beisammen. Ein seltener Glücksfall. Er weiß, was das bedeutet. Jetzt aber kommen Leute querfeldein gerannt, Bauern, Weiber, etliche Soldaten. Alle tun, als hätten sie selbst das Flugzeug abgeschossen. Sie wollen sich ein Andenken nehmen, der dies, der das. Der Junge weiß, wieviel wertvolles Material auf diese leichtfertige Weise schon verlorengegangen ist. Er weiß, was er als erster an der Stelle zu tun hat.

Er stellt sich vor das Flugzeug hin und macht die beiden Handgranaten, die er von der Übung bei sich trägt, scharf und steht Wache. Die Bauern wollen das nicht begreifen, auch die Soldaten nicht. Aber er läßt keinen an die Maschine heran. Sie sehen, daß ihm ernst ist, so schreit er sie an. Abseits bleiben sie alle stehen.

Dann schießt der Wagen des Flugdienstes über den Weg her. Ein Offizier springt aus dem Wagen, ein Oberst. Der Junge meldet. Nun läuft alles in Ordnung. Der Oberst sieht, wie das ist und klopft dem Jungen auf die Schulter: „Gut gemacht!" und blickt ihn prüfend an, denkt, wie jung er doch ist, kaum zwanzig, und freut sich an dem frischen Gesicht „Haben Sie einen Wunsch?"

Der Junge schaut auf.

Urlaub, denkt der Oberst, nun wird er um Urlaub bitten, was denn sonst? Acht Tage, bescheiden, wie er aussieht.

„Jawohl Herr Oberst, einen Wunsch!"

„Schieß los, mein Junge!" Er will ihm die 14 Tage leichter machen und nickt ihm aufmunternd zu.

„Ich möchte am Weihnachtsabend draußen stehen als vorderster Posten, Herr Oberst!"

„Wie?" Der Alte muß sich verhört haben.

Wort für Wort muß ihm der Junge den Satz wiederholen.

Er hat den Weltkrieg mitgekämpft, der alte Oberst, er hat viel Großes und Erhebendes erlebt in der Zeit, ein ganzes Menschenalter lang, das er Offizier ist. Doch dies erscheint ihm das Schönste. Dieser junge deutsche Soldat, der Leben und Liebe und alles vergißt um des einen willen: Vorn zu stehen im Kampf.

„Seltsamer Wunsch!" knurrt der Oberst. Er will nicht, daß der Junge merkt, wie ergriffen er ist. Und als wollte er ihm auf den Grund sehen, fragt er schroff: „Haben Sie denn kein Mädel daheim?"

„Ein Mädel, jawohl!" Der Junge errötet leicht.

„Und trotzdem nehmen Sie den Urlaub nach vorn?" fragt der Oberst prüfend.

„Nach vorn, jawohl!"

Der Oberst schüttelt den Kopf. Doch eine nie gekannte Freude ist in ihm, ein Stolz, wie er diesen Jungen vor sich sieht. Er legt ihm die Hände auf die Schultern, beide: „Recht so, mein Junge!"

Dem Alten erscheint dieser Soldat als der Inbegriff des Deutschen in dieser Zeit, und er weiß, daß dieses Deutschland, das eine solche Jugend hat, siegen wird.

Und so geschah es, daß an jenem Weihnachtsabend des Jahres 1939 ein junger Soldat im vordersten Graben bei Büschdorf über der Saar für Deutschland Wache stand, als Urlaub am Feind.

Carl Springenschmid

Weihnacht 1812

Ich habe diese Geschichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat sie erlebt und meiner Großmuter weitergegeben. Und sie wieder erzählte sie im ersten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug.

Mein Urahne besaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerstraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die Last feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Gehöft meines Ahnen war schadhaft und halb verfallen, die zwei letzten mageren Kühe dösten im Stall, das letzte Dörrfleisch hatten die Franzosen gefressen, als sie voll wilder Zuversicht nach dem Osten gezogen waren.

Das war im Frühling gewesen. Der Sommer brachte lähmende, von Angst durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die ersten Botschaften auf. Rückzug. Der frühe russische Winter fräße die stolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpfen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn sie glaubten, dann stand hinter der erlösenden Kunde die graue Angst vor den Rückkehrenden auf, die wohl das Letzte zertrümmern würden, was noch lächerlich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher.

Im frühen Dämmern saß die Familie in der großen Küche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gebracht, damit nun die Frauen schweigend den Baum schmückten. Der letzte rote Zierat bebte noch zitternd am Aste, da drang schneedumpfer Hufhall herein, kein Schellenklang, gespenstig hielt ein Schlitten. Die Zermürbten preßten den Atem, die Frauen drängten an die Männer, was immer kam, es mußte Unheil sein.

Noch immer saßen sie reglos, als schon der französische Offizier in der Tür stand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben sich langsam, deckten auf des Fremden Geheiß den Tisch in der dem Fenster fernliegenden Ecke, und die Mutter stellte Wasser zu einem heißen Trank auf den Herd. Der Sohn lauschte den Worten der Franzosen. Das war nicht der gellende Übermut von früher, ein gehetzter Klang lag darin, fast wie schlechtverhüllte Angst war es zu hören. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzosen zu betrachten. Ein Lachen wollte in ihm aufkeimen. Der zerschlissene Pelz ließ die Tressen der Uniform sehen, die Reitstiefel waren von Fetzen umwickelt, und statt des Tschakos deckte ein turbanähnlicher Tücherwulst den Kopf.

Der Fremde kehrte sich um, öffnete ehrerbietig die Tür. Ein kleiner Mann trat ein, so dicht in Pelz gehüllt, daß nur zwei stechende Augen aus dem Wirrsal blickten.

Die Alten kredenzten den Wärmetrank, stellten die letzten Speisen auf den Tisch. Gierig aßen und tranken die Fremden. Dann saßen sie schweigend. Der kleine Pelzvermummte schlief, der andere starrte, den Schlaf bewachend, in das Dunkel.

Schweigend saßen auch die Deutschen, gesenkten Hauptes, sich vor Ungewissem duckend. Nur des Sohnes Auge faßte die Fremden. Tiefer wob sich das Dunkel, spann eine unbestimmte, ahnende Furcht von einer Gruppe zur anderen. Still saßen die Fremden. Sterbekälte kroch von ihnen aus, den Deutschen an die Brust und Kehle, würgte ihren Atem, ließ sie eisig erbeben.

Noch immer mußte der Sohn auf die stummen Gäste starren. Bis er sich langsam dem Bann entwand, sich erhob, an Stein und Stahl Feuer schlug und mit ruhiger Kraft die Kerzen des Baumes entzündete. Heller verströmte das gütige Licht, freier atmeten die Deutschen, lösten sich aus der Starrheit. Der Schläfer drüben erwachte, sah ins plötzliche Licht, verhüllte die Augen. Und dann sagte er — mein Urahne hat es deutlich gehört, jedes Wort, er hat den hohlen Klang sein Lebtag nicht vergessen —: „C'est comme une âme brûlante!" („Wie eine brennende Seele!") Dann gingen die Franzosen. Der Schlitten verglitt wie ein Spuk. Und der letzte Hufhall ertrank im Knistern des Weihnachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den befreiten Raum erfüllte.
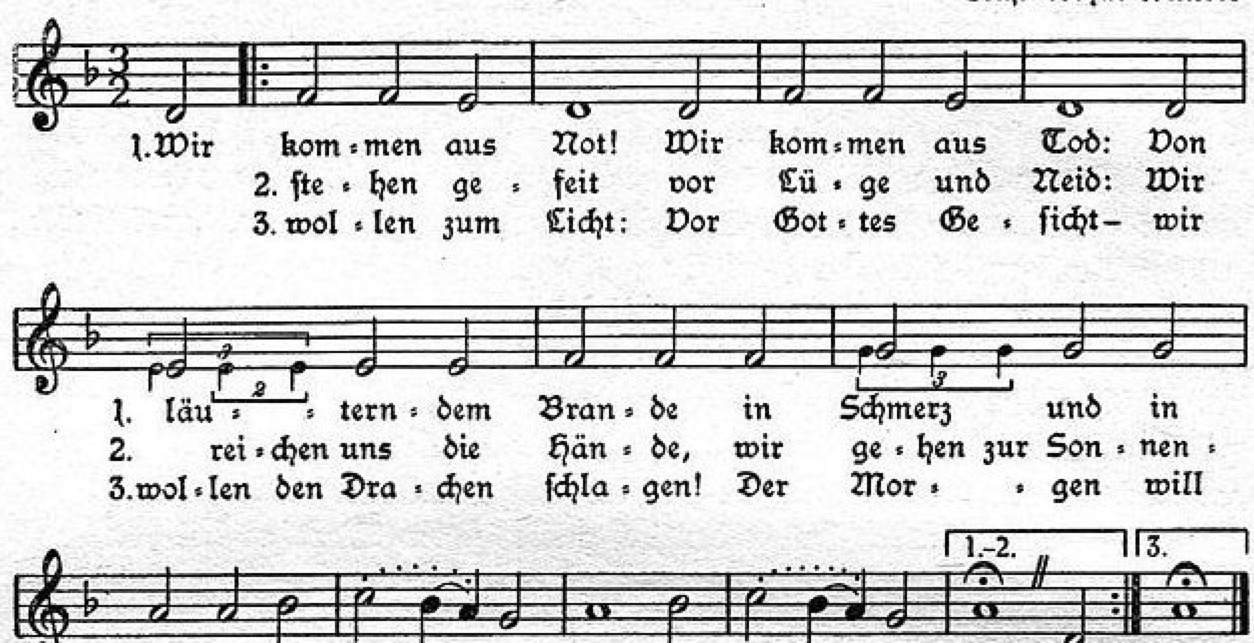
Robert Hohlbaum



Wintersonnenwende

(Hans Hahne)

Ernst-Lothar v. Knorr



Eine deutsche Mutter

Als ich dich unterm Herzen trug,
da blühte der Klee im Sommerwind.
Als du geboren wurdest,
da war es November, mein Kind.
Da roch die Luft nach kaltem Schnee,
da stiegen die Nebel im Wiesental.
Da brauste der Sturm um unsren Hof
und wehte die Wipfel kahl.
Du aber wuchst wie ein junger Baum
in lachendem Übermut.
Du warst unsres Hofes Erbe.
Dein rundes Gesichtchen wie Milch und Blut.
In deinem bernsteingelben Haar
da spielte der Heimatwind so gern.
Und immer batst du beim Schlafengehen:
„Mutter, zeig mir den Abendstern!"

Doch als die Kinderzeit vorbei,
da liefst du mir in die Welt hinaus.
Da stand ganz Deutschland in rotem Brand.
Es hielt dich nicht länger zu Haus.
Du bist mit vieltausend andern marschiert,
die Fahne gab dich nicht frei.
„Was Erbe, was Hof, wenn Deutschland stirbt!"
Und überall warst du dabei.
Bis wieder ein November kam.
Die Blätter sanken müd und fahl.
Da führten sie mich zu dir, mein Kind,
zum letztenmal.
Da lagst du, weiß wie frischer Schnee.
Deine Augen blickten so groß und fern.
„Mutter, wenn ich jetzt schlafen geh',
dann zeig' mir den Abendstern."

Und hast dich noch einmal aufgebäumt,
nach der Fahne über dir:
„Deutschland, Deutschland muß leben!
Ich sterbe doch dafür."
Jetzt geht zu Hause der Pflug übers Feld.
Du hörst es tief unten im Grab.
Und Wind und Regen tragen dir
eine frohe Botschaft hinab.
Der Führer, für den du so oft marschiert,
er hielt seinen Toten die Treu'.
Die Erde, für die du gestorben bist,
die deutsche Erde ist frei.
Als ich dich unter dem Herzen trug,
da blühte der Klee im Sommerwind.
Und als wir dich begruben,
da war es November, mein Kind.

Anne-Marie Koeppen

Weihnachtsabend 1924 auf Festung Landsberg

Grau und düster ragten die Mauern und Türme der Festungsanstalt Landsberg am Lech in den dunklen, nebelverhangenen Abendhimmel des 24. Dezember 1924. Vor drei Tagen hatte der Chef auf Grund der ihm, allerdings mit allerhand Auflagen, schließlich doch zugebilligten sogenannten „Bewährungsfrist" die enge kahle Festungsstube verlassen, in die er länger als zwölf Monate verbannt gewesen war. Mit schwerem Herzen und mit wehen Abschiedsgefühlen hatten wir Adolf Hitler von uns scheiden sehen. Uns Zurückbleibende bedrückte nicht etwa der weitere Entzug unserer Freiheit sowie die Aussicht auf ein weiters trostloses und zweckloses Leben hinter Mauern und Gittern, sondern das Bewußtsein, daß mit dem Chef unser väterlicher Freund und Berater und zugleich unser treuester Kamerad in guten wie in bösen Tagen von dannen gegangen war.

Das war die Lage am Heiligen Abend 1924. Wir Festungshäftlinge waren im Gemeinschaftsraum versammelt. In einer Ecke des sonst abends so düsteren Raumes strahlte heller Lichterglanz vom Weihnachtsbaum, den wir der Anstaltsverwaltung nach mancherlei Kämpfen schließlich doch abgerungen hatten. Leise ertönten aus der Geige eines unserer Kameraden die Klänge altvertrauter und doch immer wieder neuer Weihnachtslieder. Erst sang einer — zaghaft noch — dann fiel der zweite ein und schließlich sangen wir alle die alten Lieder. Dann Stille, nur hie und da knisterten die Lichter des Baumes. Jetzt sprach Dr. Friedrich Weber zu uns: All' das, was er uns in jener Stunde sagte, all' das, was er uns an Liebe und Güte entgegenbrachte, wird uns unvergeßlich bleiben und wird immer wieder zu uns sprechen, wenn wir in späteren Jahren, sei es wo auch immer, wieder unter dem Lichterbaume stehen. Alles was Dr. Weber an diesem Tage seiner Familie und seinen Angehörigen an Liebe und Zuneigung hatte geben wollen, hat er uns in Kameradschaft und Treue gegeben.

Wir gedachten Adolf Hitlers in München, wir gedachten unserer Lieben daheim. In jener Stunde begriffen wir den Sinn und den Inhalt der Stoßtruppkameradschaft, die uns in den engen, düsteren Festungsstuben mit dem Führer und den Kameraden in ganz Deutschland verband.

Dann wurden die hüllenden Decken von den Tischen, die den Lichterbaum umstanden, entfernt. Von unseren Lieben zu Hause, dann aber auch von unbekannten und ungenannten Parteigenossen und Freunden im ganzen Land waren wir samt und sonders mit reichen Gaben beschenkt worden. Wünsche, die wir schon Wochen vorher hatten aussprechen dürfen, waren erfüllt worden.

Die Festungsverwaltung hatte in einer Anwandlung menschlichen Verständnisses für diesen Abend ausnahmsweise ein längeres Aufbleiben der Festungsinsassen genehmigt. Auch die von der Hausordnung vorgeschriebene Alkoholmenge von einem halben Liter Bier je Mann oder einer Flasche Wein für vier Mann, war für diesen Abend erhöht worden. Dazu kamen seit Wochen aufgesparte Flaschen mancherlei trinkbaren Inhalts, die auf allerlei Um- und Schleichwegen heimlicherweise doch zu uns gefunden hatten.

Wir haben an jenem Abend im Kreise der Kameraden noch lange zusammengesessen und haben gesungen, gescherzt und gelacht. Doch ab und zu verschwand dieser oder jener aus unseren Reihen, trat still zu einem der hohen vergitterten Fenster und sah sehnsüchtig dort hinüber, wo jenseits der grauen Mauern die nahe und doch so ferne Welt der Freiheit still und festlich dalag. Mancher Gedanke eilte durch diese Heilige Nacht nach Hause und mancher Gedanke kam von dort zu uns zurück.

Langsam verlöschten die Weihnachtslichter, und dann war der Heilige Abend des Jahres 1924 zu Ende.

In dieser Nacht haben wir wohl alle noch lange wach gelegen. Manche Frage nach dem großen „Warum?" ist innerlich gestellt worden. Aber auch das große Verstehen dieser Frage überkam uns, genau so wie es vor über Jahresfrist über unsere Kameraden, die an der Feldherrnhalle geblieben sind, gekommen sein mag und sie im Todeskampf gewiß noch verstehen ließ, warum sie für Deutschlands Auferstehung sterben mußten...

Der zweite Feiertag sollte eine besondere Überraschung und damit das schönste Weihnachtsgeschenk für uns bringen.

Während des üblichen Morgenspaziergangs im Festungsgarten sahen wir plötzlich — wir trauten unseren Augen nicht — im Eingang des Festungshofes einen Mann, angetan mit einem uns seltsam bekannt anmutenden grauweißen Regenmantel. Wie auf Kommando standen wir still und starr — und dann kam ein einziger Aufschrei: „Adolf Hitler! — Unser Führer!"

Ja, es war Adolf Hitler! Die gleich nach seiner Ankunft in München unternommenen Bemühungen, auch uns Zurückgebliebene zum Weihnachtsfest in der Freiheit zu sehen, waren an dem Widerstand der bayerischen Staatsregierung gescheitert. Also mußte und wollte der Chef uns in der Festung sehen.

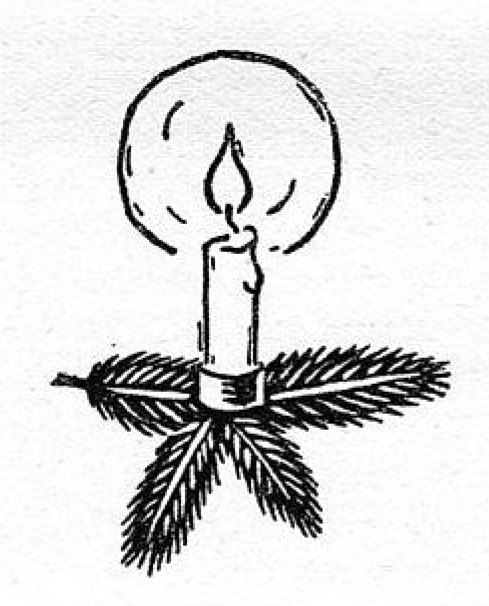
Darum war er am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages ganz früh von München abgefahren, um uns in Landsberg am Lech zu überraschen. Alle unsere Hände streckten sich ihm nun gleichzeitig entgegen. Vor lauter Freude wußten wir fast nichts zu sagen. Ganz fest nur konnten wir seine Rechte drücken und ihm dankbar in die Augen blicken. Langsam durchschritt Adolf

Hitler unsere Reihen. Jeden Händedruck erwiderte er. Für jeden von uns hatte er ein freundliches, gütiges und aufmunterndes Wort.

Und dann sprach er davon, daß er nicht rasten und ruhen wolle, bis auch uns, seinen Gefolgsmännern, die Freiheit wieder lache und wir dann mit ihm weiter opfern und kämpfen dürften, bis daß das Deutschland entstanden sei, für das unsere Kameraden an der Feldherrnhalle geblutet haben und gefallen sind, auf daß wir Überlebende zusammen mit dem ganzen deutschen Volk wieder wahrhaft „Fröhliche Weihnachten" feiern könnten, in einem einigen und freien deutschen Vaterland.

Das war Weihnachten 1924 auf Festung Landsberg!

Hans Kallenbach



An einen Eingekerkerten . . .

Der folgende Abschnitt ist einem Weihnachtsbriefe entnommen, den Dr. Goebbels 1926 an einen eingekerkerten Nationalsozialisten schrieb. Damals schmachtete der Gefangene bereits einige Jahre lang in den Kerkern des Systems. Die Zähne verfaulten ihm, man ließ ihn verkommen. Im Vorjahre hatte Dr. Goebbels 600 Mark — geopfert von Arbeitern, armen Pensionären, Erwerbslosen, SA.-Männern, Studenten und Soldaten — dem Eingekerkerten zum Weihnachtsfest übersandt. Der Staatsanwalt aber hatte dieses Geschenk an einen kranken Mann, der für seine Liebe zu Deutschland im Zuchthaus saß, beschlagnahmen lassen.

Es ist gestattet, in diesem christlichen Deutschland auf einen Menschen Höllenqualen zu laden und darüber zu triumphieren mit der salbungsvollen Gerechtigkeit des Biedermannes. Für jeden Neger hat die pazifistische Demokratie ein lächelndes Verstehen. Ihre Wunden dagegen heilen, das ist Verrat am souveränen Volk...

Draußen liegen wartend die Koffer. Es wird Zeit! Wenn ich nach den Festtagen wieder zurückfahre, dann steige ich aus und um, und dann werde ich in einer schweren Stunde vor Ihnen stehen. Dieses Jahr komme ich mit vollem Herzen und mit vollen Händen. Denken Sie: ich durfte nicht aufrufen. Dennoch, von damals dachten einige an Sie und opferten wie selbstverständlich. Wie soll nun das nächste Jahr werden? Grauenvoll, grauenvoller, als je eins war, auch für uns, auch für Sie. Dennoch appelliere ich an niemanden mehr. Wir werden das allein schon schaffen, daß Sie nicht bei lebendigem Leibe zu verfaulen brauchen. Wenn mir jemand jetzt in den nächsten Wochen Geld schickt, von 20 Pfennigen bis 20 Mark (darüber hinaus geht es bei niemandem von uns), dann kaufe ich Ihnen dafür im nächsten Jahr Bücher, Seife, Handtuch, und vielleicht finde ich einmal jemanden, der Ihnen eine Zigarette in die Qual des Gitters hineinschmuggelt.

Ich appelliere nicht, ich sammle nicht, Herr Staatsanwalt: aber ich bitte Sie um des Gottes willen, dessen Geburt auch Sie morgen festlich begehen, desselben Gottes, der am Kreuze starb um der Barmherzigkeit willen, ich bitte Sie nur eins: helfen zu dürfen!

Aber wohin geraten wir? Das ist ja Verräterei und Feigheit! Prima (so heißt der Gefangene), wie groß ist die Qual geworden, daß wir uns selbst zu Halben degradieren!

Kopf hoch, und dann die Zähne aufeinander, lachend dem Feind ins Auge geschaut, gebeugt, aber niemals gebrochen!

Wir werden siegen, weil wir besser und größer sein wollen, als die andern sind. Und das soll unsere Aufgabe für das nächste Jahre sein: diesen Willen zu festigen und zum herrschenden Faktor unseres politischen Glaubens zu machen.

Ein Staat stirbt, ein Staat wird geboren. Der eine verdirbt an seinen Sünden, der andere gewinnt Leben aus seiner Größe. Ehre, Charakter und Opfer werden und müssen triumphieren über Ehrlosigkeit, Charakterlosigkeit und Mangel an Opfersinn. Das wollen wir draußen predigen, was Sie hinter Gittern lernten in schweren, durchweinten Nächten: daß die Ehre alles ist, daß in ihr der Charakter sich stählt und daß Opfer zur letzten Tat bereit macht. Ehre, Charakter und Opfer werden von uns zu Formen einer neuen Lebenshaltung gestaltet, und in diesem bildet sich als siegreicher Faktor der neue Typ, den Sie, den ich, den wir alle vorzuleben haben. Askese ist da mehr als bloße Enthaltsamkeit, Askese ist gebändigte Leidenschaft, die in konzentrierter Form auf ein neues Ziel gerichtet wird. Wir züchten in uns bewußt den Stil einer neuen Lebensauffassung, die uns fähig macht, auch in der Minderheit, und gerade in der Minderheit triumphierend zu glauben und zu handeln. Was wir heute in uns und an uns und um uns beginnen, das ist Mobilmachung zum kommenden Sturm. Zucht bedeutet da in letzter Deutung Überschwang und Leidenschaft, Disziplin, Tat im freiwilligen Verzicht.

Sie hinter Gittern, wir hinter Gittern, im Zuchthaus, Deutschland genannt, schmachten wir alle und schauen in dieser bitteren Weihnacht durch enge Fensterlücken in ein Stück sternenübersäten Himmel und meinen, daß doch einmal der Tag kommen muß, wo auch uns ein pax hominibus auf Engelhänden in diese harte Welt getragen wird.

Das sei unser Gelöbnis zu Weihnacht 1926: Nicht zu verzweifeln, Männer zu sein, die Tränen wegzuwischen und zu lachen, hart und grausam, wenn die anderen glauben, uns quälen und peinigen zu können. Man mag uns ans Kreuz schlagen, vom Glauben lassen wir nicht! Man mag uns die Zunge aus dem Halse reißen, dann werden Hände reden und Augen zu sprechen beginnen. Es hat angefangen! Schon hält man draußen den Atem an. Schon peitschen die ersten Hiebe in die entstellte Fratze des Gegners hinein.

Friede auf Erden! Wir pfeifen auf öliges Gerede von Staatsanwälten, Gottesdienern, Ministern und bezahlten Judenknechten.

Hier sei es gesagt, weil Weihnachten das Fest des Friedens ist: es wird keinen Frieden geben, wir werden keine Ruhe lassen, bis unser Recht wieder Recht ist und die Schmach ausgelöscht wird vor der Geschichte.

In einer Zelle brennt eine kleine Kerze, darum klammern sich faltend zwei zitternde Männerhände. Man hört in dieser grausigen Stille nichts als das Flackern des Lichts und den schweren Schlag eines ungebrochenen Herzens.

Und dieser Schlag geht durch Stein und Gitter. Dieser Schlag ist bindend und verpflichtend zugleich. Der warme Blutschlag einer Jugend, die Zukunft ist, einer Jugend, deren Licht durch einen Fetzen Sternenhimmel auch noch in die enge Finsternis von Gitterstäben hineinstrahlt.

Sie dürfen nicht verzweifeln! Auch jetzt noch nicht! Keiner von uns darf verzweifeln! Wir haben kein Recht, den Kopf zu senken, auch Sie nicht, wir alle nicht! Keiner hat Rechte, alle nur Pflichten.

Wir beugen voll Demut das Knie vor Ihrem Opfer. Unser wird die Rache sein! Auf den Tag!

Das sei mein Weihnachtsgruß.

Weihnachten 1929

Wie war das doch mit Walter Fischer?...

Ein fabelhafter Kerl, jung, blutjung, wie immer die Tapfersten und Besten. Achtzehn Jahr alt.

Die Penne hat er hinter sich, jetzt gilt der Kampf um Deutschland. Es gilt sich einzusetzen als SA.-Mann im Frontabschnitt Berlin, der Hölle des Kampfes um die Seele des deutschen Arbeiters.

Der Vater sagt nein. — Walter Fischer fügt sich äußerlich. Er bringt Braunhemd, den Affen, das Koppelzeug und sonstige Ausrüstungsgegenstände ein paar Straßen weiter zu einem Sturmkameraden. Alles verschwindet aus der elterlichen Wohnung, denn der Vater duldet es nicht. Den Vater zwingen wirtschaftliche Verhältnisse; er ist Chauffeur des rosaroten Polizeikommandeurs Heimannsberg! Da kann er vielleicht nicht anders. Schweren Herzens muß er seinem Jungen den Dienst in der SA. verbieten. Und Walter Fischer sagt nichts und — handelt.

Es gibt keinen treueren SA.-Mann im Sturm als den gläubigen Jüngsten unter den alten wissenden Frontsoldaten, der Elite des vordersten Grabens.

Wie war es doch mit diesem Walter Fischer?

Nach langer Zeit marschiert eines Tages der Gausturm Berlin durch das rote Neukölln. Die Kommune gebärdet sich hysterisch. — Durch alle möglichen und unmöglichen Manöver versucht sie, den Marsch der soldatischen Truppe aufzuhalten. Die roten Weiber sorgen bestens dafür, daß die Straßen mit Blumentöpfen bepflastert werden. Die SA. wird bespien und verhöhnt, aber die Polizei greift nicht ein...

Ein schneller Opel-Wagen biegt vor den Kolonnen in den Vorplatz des Görlitzer Bahnhofs. Ein weißer Mantel flattert im Fahrwind. Tausend Hände

recken sich dem „Doktor" entgegen. An der nächsten Ecke hält er, läßt sie vorbeimarschieren, bis der letzte einfache SA.-Mann vorüber ist.

Auf der anderen Seite hat sich lichtscheues Gesindel gesammelt. Der letzte Sturm, die letzte Gruppe ist vorbei — da heulen die roten Strolche los, stürmen gegen den Wagen. Knarren werden gezogen, Pistolenschüsse peitschen und Schreckensschreie verstörter Weibsbilder durchgellen die Luft.

Die SA. flutet zurück. Der Fahrer versucht mit dem Wagen aus der Schußlinie zu kommen, eine wohlgezielte Klamotte klatscht an seinen Kopf, das Blut rinnt, er sackt zusammen. Der Wagen steht.

Fünf Schritte vor dem Wagen aber steht ebenso ruhig, kaltblütig, ohne Deckung der SA.-Mann Walter Fischer, in der Hand eine Schreckschußpistole, und feuert Schuß auf Schuß gegen die Kommune. — Ein Teil türmt, der andere Haufen liegt platt auf der Straße. Von überall stürmt Schupo mit gezogener Knarre heran...

Das war Walter Fischer!

Und gestern abend machte er Versammlungsschutz. Die ganze erste Standarte schob Dienst. —

In schweigendem Marsch geht es zurück ins Sturmlokal.

Auf den nachtdunklen Straßen nur die SA.-Männer, dahinter ein Polizeioffizier. An den Straßenecken lungern vertierte rote Verbrecher. Sie warten auf die fällige Beute!

Der Sturmführer, besorgt um die Sicherheit seiner Männer, weist den Polizeioffizier darauf hin.

„Ach was, dazu habe ich keine Zeit. Machen Sie, daß Sie mit Ihren Leuten ins Sturmlokal kommen!"

Im Sturmlokal ziehen sich die Männer um. Sie müssen sich für den Nachhauseweg tarnen. Zivilmantel über die Uniform, Mütze in die Tasche, dafür einen Spießerhut aufgesetzt, fertig sind sie. Dann vielleicht noch ein Glas Bier, ein guter Skat, ein paar Witze und es wird Zeit, nach Hause zu gehen.

Eine Salve dröhnt! Die Ladenscheibe splittert.

Zuerst ist der Sturmführer draußen.

Die Straße ist dunkel, die Laternen sind ausgelöscht — nichts zu sehen.

Das Mündungsfeuer einer neuen Salve zerreißt die lähmende Dunkelheit. Jetzt hat der ganze Sturm die Straße erreicht. Einer wälzt sich schon auf der Erde. Den feigen Schützen hat man gesehen. Acht SA.-Männer rasen hinterher, wollen den Lumpen fassen. An der einzigen brennenden Laterne dreht er sich um, ein peitschender Knall — der erste SA.-Mann macht noch ein paar Schritte

— dann bricht er lautlos zusammen. Unter der Laterne, im fahlen Licht, liegt der SA.-Mann Walter Fischer...

Er wird nicht mehr mit strahlenden Augen seine Sturmfahne grüßen, sein Platz wird leer bleiben, denn von seinem braunen Hemd, seinem Heiligtum, sickert rotes Blut...

Einer der Besten — das war sein Los — muß im Rinnstein enden.

Sie haben ihn geschüttelt, meinten, er sei nur bewußtlos, baten ihn, ein einziges Mal noch die Augen aufzumachen. Walter Fischer ist tot!

Gerhard Pantel





Und nirgends ist Tod: Das Jahresrad rollt immer wieder zu neuem Anfang, so folgen im Menschenleben Geschlechter auf Geschlechter. Überall geht es wieder vom Keimen zum Fruchttragen und Absinken und wieder zu neuem Blühen. Das natürliche Sterben vernichtet nur das, was seine Aufgabe erfüllt hat im Dienste des Ganzen! Wie das jährliche Blätterkleide am Stamme, der selbst weiterlebt. Die einzelnen Menschen gehen dahin im größeren Dasein ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Stammes und ihres Volkes.

Hans Hahne
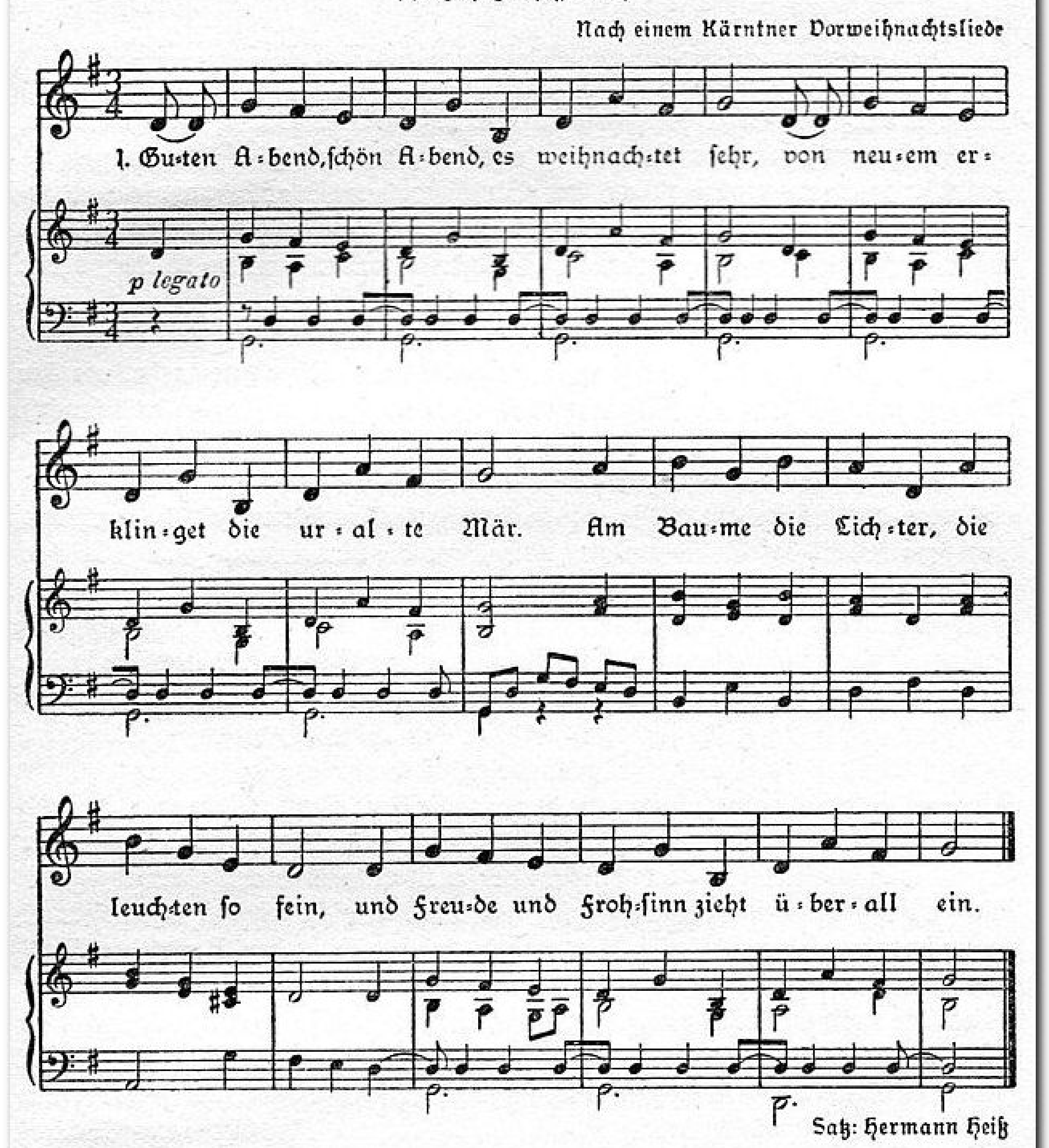
Weihnachten in der Fremde

WEIHNACHT

ist da
sie bringt in
der Fern' selbst
die Heimat
uns nah

Weihnachtslied

(Fritz Hugo Hoffmann)



2. Der Schnee fällt in Flocken, und weiß steht die Welt, der eine zum andern sein Herz nun gesellt. Am Baume die Lichter, die leuchten so fein und geben der Heimat ein'n hellichten Schein.

3. Jetzt freut euch und singet, die Weihnacht ist da, sie bringt in der Fern' selbst die Heimat uns nah. Am Baume die Lichter, die leuchten so fein und strahlen die Liebe ins Herz uns hinein.

Die rauchenden Zweige

Es muß viel Einsamkeit sein um die Bahnstrecke zwischen Keetmanshoop und Grootfonteine; zwar bin ich selber nicht dort gewesen, aber ein Pflanzer, ein Deutscher aus Pommern, der heute im Südwesten Afrikas noch immer daheim ist, schrieb davon in einem Brief. Arm sei er geworden, die Pflanzung wäre vernichtet, nun tue er Dienst auf der Strecke und wolle nicht unzufrieden erscheinen mit seinem Schicksal, immerhin wäre er Soldat gewesen im großen Krieg. „Ich bettele nicht", schrieb er, „ich bitte nur, denn meine Kinder, deren Mutter tot ist, möchten einen Tannenbaum kennen lernen... schicken Sie nur einen Ast, einen Zweig, es soll genügen!"

Wer konnte bescheidener, gar inbrünstiger bitten? Ich ahnte mehr, als der Brief offenbarte. Und die Fichtenzweige, die, behutsam in Papier und feuchte Tücher gebettet, nach Wochen den fernen, mir unbekannten Freund erreichten, taten wunderliche Wirkung. Zwar waren die Nadeln abgefallen, wie ich später, wiederum auf brieflichem Wege, erfuhr, doch hatte der Mann das Geschenk aus deutschem Walde auf die Ofenplatte, gelegt, wo die Nadeln und Zweige brieten und brannten, Raum und Nachbarschaft mit dem Duft eines geheimnisvollen Rauches füllend.

Was wissen wir Geborgenen der Heimat von der Sehnsucht derer, die in der Ferne von unausweichbarem Verlangen gepeinigt werden! Am Wunder der drei Zweige, die ich geschickt hatte, erhoben sich mehr als zwanzig Menschen, deutsche Brüder samt und sonders, fortgespült und verschlagen von einem Schicksal, dessen Hintergründe uns fremd bleiben. Der unbekannte Freund dankte so, wie ich es preisgebe: „Wir löschten das Licht und zündeten in der Dezembernacht eine Kerze an; da kam der greise Nachbar aus Schwaben und schlug die Hände vors Gesicht, daß wir sein Weinen nicht sehen sollten: Heimat rief er immer wieder, holte sein Pferd und trabte weit in den Bezirk der Siedlung, bis in der Morgenfrühe alle versammelt waren um den Rauch, alle die vielen, die meinen Brief nun unterschrieben haben. Sie wissen nicht, was es heißt, unter fremden Sternen so angerührt zu werden... bester Herr, eine Handvoll Tannennadeln haben wir aufgehoben fürs kommende Jahr... der greise Schwabe hat sich heute schon angesagt... die Nachbarn aus Wathok und Oranje-Byk wollen noch andere Freunde mitbringen, wir müssen den Kreis um zwei Dutzend Meilen weiterziehen... schön ist der Rauch, mild und liebevoll... wir danken, danken, danken!"

So also war die Weihnacht der Einsamen im Südwesten der alten afrikanischen Kolonie gewesen. Und wir, wieder mächtig und geeint geworden in der Heimat, können uns das Wunder der Zweige und des liebevollen Rauchs in die Stube zaubern, wie und wann wir Verlangen tragen. Mein Geschenk, dem

Unbekannten zur Bahnstrecke von Keetmanshoop und Grootfonteine geschickt, fand seinen Dank wie kein anderes zuvor; könnte ich das Bild malen, wie ich es in der Tiefe schaue: Abgemühte, vielleicht verbitterte Menschen, die rund um den Herd kauern, stumm, die Hände vor den Gesichtern, aber den Rauch glimmender Fichtenzweige mit jener Inbrust atmend, die man beim Anhören erhabener Musik zu empfinden pflegt: Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!

Daß ich es nicht vergesse: Als ich die Äste aus dem Schwarzwald verpackte fügte ich handgeschrieben den Vers Theodor Storms hinzu:

„Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder.
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn."

Auch das muß den Verlangenden in der Fremde ein Geschenk gewesen sein; denn wahre Sehnsucht fragt nie nach dem Preis, doch unerbittlich nach dem Wert.

Heinz Steguweit



Weihnacht in Ajaccio

Reife Goldorangen fallen sah'n wir heute, Myrte blühte,
Eidechs glitt entlang der Mauer, die von Sonne glühte.

Uns zu Häupten neben einem morschen Laube flog ein Falter —
keine herbe Grenze scheidet Jugend hier und Alter.

Eh' das welke Blatt verweht, wird die Knospe neu geboren —
eine liebliche Verwirrung, schwebt der Zug der Horen.

Sprich, was träumen deine Blicke? Fehlt ein Winter dir, ein bleicher?
Teures Weib, du bist um einen lichten Frühling reicher!

Liebst du doch die langen Sonnen und die Kraft und Glut der Farben!
Und du sehnst dich nach der Heimat, wo sie längst erstarben?

Horch! — durch paradieseswarme Lüfte tönen Weihnachtsglocken!
Sprich, was träumen deine Blicke? Von den weißen Flocken!?

Conrad Ferdinand Meyer

Weihnachten auf fremden Meeren

Über das weite, das dunkle Meer,
wo keine Brücke und wo kein Steg,
wandelt schweigend die Weihnacht,
kommt aus dem deutschen Lande her,
hat zu wandeln gar weiten Weg,
hat zu tragen gar schwere Fracht.

Tausend Gedanken aus Hütte und Haus,
alle in Liebe und Sorge gehegt,
sind ihr zu tragen auferlegt,
soll sie bestellen fern da drauß'.

Soll dem Sohne am fernen Strande
sagen: „Die Mutter denket dein",
soll dem Vater im fremden Lande
Bote von Weib und Kindern sein.

Weihenacht wandelt treulich, geschwind,
bis an die ferne, die fremde Bucht;
weiße Schiffe wiegen im Wind,
deutsche Schiffe, die sie gesucht.

Weihenacht schwingt sich an Schiffes Bord,
über den Schiffen wird ein Licht,
Schiffsvolk schlummert, vernimmt sie nicht,
singend erhebt sie ihr süßes Wort:

Blonder Knabe, dir einen Kuß
bring' ich vom fernen Muttermund,
bärtiger Mann, einen süßen Gruß
tu' ich von Kindern und Weib dir kund.

Schiffsvolk, du deutsches, jung und alt,
über das dunkle, das pfadlose Meer,
schickt eure Heimat mich zu euch her,
schickt einen Hauch euch der deutsche Wald.
Schiffsvolk träumend vom Schlaf erwacht:
Was ist geschehen, wer trat herein?
Heut' in Deutschland ist Weihenacht.
Ferne Heimat, wir denken dein.
Männer draußen im Wogentanz
denken heim an den Tannenbaum,
denken heim an den Lichterglanz,
jubelnder Kinder singender Kranz,
Männer, umbrüllt vom Wellenschaum,
träumen den seligen Weihnachtstraum.

Über das weite, das dunkle Meer,
wo keine Brücke und wo kein Steg,
wandelt schweigend die Weihenacht,
kommt aus dem fernen Lande her,
hat bis Deutschland gar weiten Weg,
hat zu tragen gar schwere Fracht.

Grüße an all', die in Hütte und Haus
heut' unterm Baume zusammen sind,
Vater, Mutter und Weib und Kind. —
Grüße, viel tausend am Herzen gehegt,
haben die Männer, die fernen, da drauß
ihr zu bestellen auferlegt.
Sorgt nicht — sorgt nicht, sie wird's bestellen.
Weihenacht wandelt, es spritzen die Wellen.

Ernst von Wildenbruch

Weihnachtsfeier trotz Haß und Not

Meine liebe Mutter, ich habe Dein liebes Schreiben und Deine schönen Geschenke erhalten, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich über beides erfreut war... Ich freue mich auch, daß Du mir nicht zürnst, weil ich Weihnachten heuer nicht mit Dir verbringe, das erstemal in meinem Leben. Daß ich mit allen meinen Wünschen und Gedanken bei Dir sein würde, das hast Du ja gewußt, auch wenn ich es Dir nicht geschrieben hätte.

Ich selbst habe den Heiligen Abend verbracht, als wärest Du bei mir gewesen. Es hat mir an nichts gefehlt und ich habe nicht verspürt, daß ich allein sei. Was das Schönste ist: Ich hatte eine recht große Freude, daß ich hier geblieben war. Und das muß ich Dir doch schreiben, wie das geschah.

Ich habe Dir von den Kindern geschrieben, die zu mir in die Schule kommen, und von den Leuten, die mit mir leben, von den Verhältnissen, die ich anfand. Dein gutes Herz wird den Jammer erkannt haben, der in Schatzdorf zu Hause ist, weil es auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, was man nicht schreiben kann, weil einem die Worte dazu fehlen...

Das alles weißt Du, meine liebe Mutter, denn ich habe Dir davon geschrieben...

Mich hat das Geschick nach Schatzdorf gestellt, und Schatzdorf ist einer von den tausend Kampforten an der deutschen Grenze. So soll der Kampf aufgenommen werden gegen den haßerfüllten Sturm, der brausend und vernichtend hereingebrochen ist und Geschlecht um Geschlecht entwurzelnd vernichtet.

Es sind nur einundzwanzig Kinder, die zu mir in die Schule kommen. Mein Gott, das ist nicht viel. Das ist nur eine Handvoll. Aber in jedem einzelnen liegt der ganze Reichtum eines deutschen Menschen verborgen. Es liegt an mir, diesen einundzwanzigfachen Reichtum zu bergen und zu retten, soweit er nicht schon verloren ist...

Man darf an das Fernste nicht zuletzt denken, und da hängen an den Kindern auch die kommenden Geschlechter. So hängt, wie immer man es auch betrachte, von diesen einundzwanzig Kindern die Zukunft eines ganzen Ortes ab und ob er bestehen wird gegen den Sturm, oder ob er untergehend, des eigenen Verschwindens ungeachtet, eine Lücke reißen wird in den Wall an der Grenze, durch den die tschechische Flut verheerend eindringen kann.

Ich lebe jetzt nur diesen Kindern; denn mit halber Arbeit ist so gut wie gar nichts geschaffen, und das wirst Du wohl einsehen, meine liebe Mutter. Darum darf ich sie jetzt auch nicht einen Tag verlassen, weil sie das sichere Gefühl gewinnen müssen, daß sie zu mir gehören und ich zu ihnen...

Darum habe ich das Weihnachtsfest mit ihnen verbringen müssen und nicht mit Dir, Du meine liebe Mutter...

Ich habe viele Briefe geschrieben, und man hat mir geholfen. Ich habe den Weihnachtsbaum am späten Abend in die Schule getragen und geschmückt. Ich habe für jedes Kind eine Gabe unter den Baum gelegt, und das beglückende Gefühl der Vorfreude, das mich erfüllte und das ich mit Absicht nicht immer verbarg, war ansteckend wie eine Krankheit. Aber es weckte Wunder über Wunder.

Am Weihnachtsabend ließ ich sie alle in die Schule kommen, in die tannreisgeschmückte Schule, die voll weihnachtlichem Duft war. Sie kamen alle, es hat niemand gefehlt, kein Einziger.

Ich sah es wohl, wie mancher von den Alten sich verstohlen durch die Tür drückte und, wenn ihn nicht heiße Kinderhände hereingezogen hätten, wohl lieber draußen geblieben wäre. Mancher kam nur, weil ihn die Neugierde trieb, was denn nun werden solle. Genug, daß sie kamen. Mehr wollte ich nicht. Und daß ich alle beisammen hatte in einem Raume, war mehr, als ich erwarten durfte...

Ich zündete den Baum an... Die Lichter begannen immer wärmer zu brennen. Dann sagte eines der Kinder das alte Weihnachtsgedicht auf, das Du, meine liebe Mutter, mich selbst vor vielen Jahren gelehrt hast. Es war schön wie damals, ja ich denke, es hat an Glanz gewonnen wie altes Gold...

Dann trat ich unter die Leute und sprach zu ihnen von all dem Schönen und Schlichten, das uns beim Schein der Weihnachtskerzen immer wieder bewegt. Auch davon, daß überall im deutschen Lande das gleiche Fest gefeiert, und daß, wenn auch sonst nie, so gewiß an diesem Tage der beglückende Segen der unlösbaren Gemeinschaft sichtbar werde. Ich deutete darauf hin, daß wir in Schatzdorf uns nur allzusehr verlassen dünkten, und das sei gar nicht der Fall. Viele Menschen, die uns gar nicht kennen, hätten unser gedacht, und weil sie mehr hätten als wir, hätten sie uns von diesem „Mehr" ein Stück abgetreten. So sei es möglich geworden, allen Kindern in Schatzdorf ein Geschenk zu machen...

Ich fühlte alle Herzen offen und wollte in sie die Freude der Kinder gießen, damit die gestreute Saat Nahrung und Licht bekäme. Darum verteilte ich jetzt die Gaben und ließ dem Segen seinen Lauf.

Das hättest Du freilich sehen sollen, meine liebe Mutter, wie die Kinder mit ihren Schätzen zu ihren Eltern drängten und wie das jubelnde Geplapper und jauchzende Geschnatter losging. Und ein Drücken und Drängen, ein Rufen und Reichen, ein Schwirren und Flattern erfüllte den Saal und wollte kein Ende finden. Da war ein Staunen und Starren, ein Entzücken und Beglücken, ein Tasten und Streicheln, und wahrhaftig: So viel Freude in so engem Raume habe ich noch nie beisammen gesehen.

Mein Herz war zum Springen voll und ich war glücklich, unendlich glücklich. Ich hatte einen Weg gefunden und einen Schlüssel zu allen Herzen. Ich nahm meine Geige hervor, und erst leise, wie von weiter Ferne, und dann immer

stärker anschwellend und dann mit lautem Jauchzen, das in meinem Herzen und den Saiten lag, spielte ich das Weihnachtslied.

Als ich endete, war eine Stille im Raume, wie sie nur das ganz große Glück mit sich bringt, dem die Worte fehlen.

Es waren die schönsten Weihnachten meines Lebens, und Du warst mit dabei, meine liebe Mutter... Lebe glücklich! Dein Sohn Ortwin.

Gottfried Rothacker

Nacht der Erwartung

Weißvermummt stehen Fichten und Tannen. Eine ungeheure Stille lastet überm Wald, eine Stille, die das Schlagen des Blutes zum gewaltigen Dröhnen wachsen läßt. Du hast das sonderbar beklemmende Gefühl, eine fremde Hand müsse sich aus der Schwärze der Nacht plötzlich rücklings auf deine Schulter pressen und dich zu Boden zwingen; vielleicht auch wendest du dich um, den unsichtbaren Begleiter zu fassen, aber du greifst in leeren Raum und gräbst die frostklamme Faust in den wärmenden Schutz der Manteltasche.

Es geht auf die Nacht. Auf die seltsame Nacht, die ein unerschlossenes Geheimnis birgt, — die noch etwas Besonderes bringen muß. Die einsame Frau im Schnee preßt die Finger vor den Dampf ihres Mundes. Schwerfällig kämpft sie sich weiter. Wird dieser unheimliche Wald nie ein Ende haben?

Es schneit in dichten, wattigen Flocken. Sie fliegen in die Augen, in den Mund, und machen das Atmen schwer. Sie verhüllen höhnend die letzte Sicht.

Entsetzt hält die Frau an. Ein zerrender Schmerz hat plötzlich ihren Leib zerwühlt.

„Mein Gott, nur noch eine kurze Spanne", sagt sie laut, „nur noch eine kurze Spanne Zeit."

Schrittweise quält sie sich vorwärts, ohne Richtung und Weg, nur von dem einzigen Willen erfüllt, einen Unterschlupf zu finden. Sie erinnert sich ganz ferne daran, daß Heiligabend ist und daß man sie, die Dienstmagd, herzlos fortgewiesen — sie erinnert sich aber plötzlich auch stark und heftig froh daran, daß draußen an der Front ein Mensch ist, der ihr gehört und er ihr dies alles, Schmerzen und Bitterkeit, tausendfach vergelten wird. Dieser wunderbare Gedanke aber ist wie ein ruhiges Licht, das sie führt, ist wie ein trostvolles Wort, das alle Ängste schweigen läßt.

Die Lichter des Dorfes sind noch fern. Es ist kein anderer Schein im Walde als die Mattheit des Schnees und das Sprühen der Kristalle an den Zweigen.

Nun wieder der entsetzliche Schmerz. Hat es Stunden gedauert, waren es Minuten? Sie vermag es nicht zu sagen, es gibt keine Zeit. „O Gott, nur eine kleine Weile noch", stöhnt sie im Weiterhasten, stolpert, und bricht in die Knie.

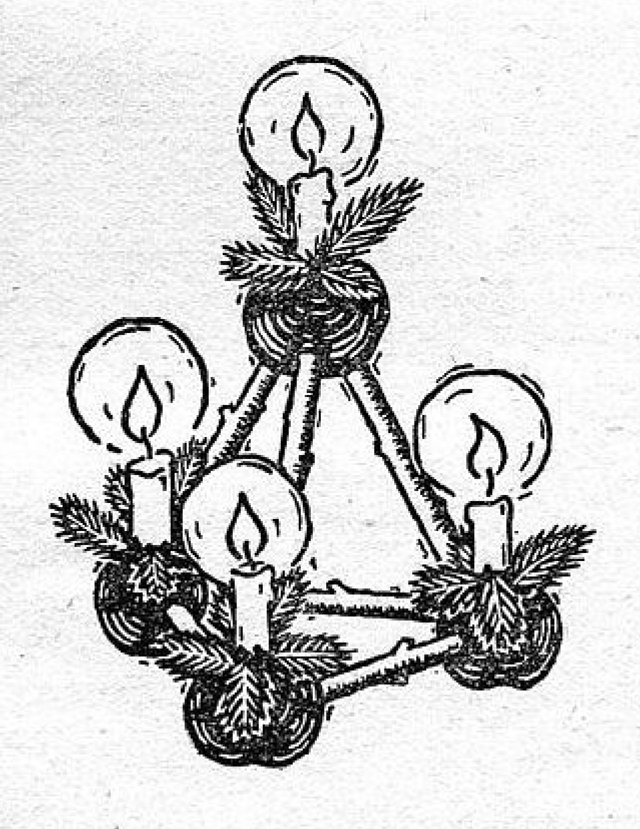
Und wie sie erschöpft sich aufzukommen bemüht, wie die letzte flackernde Hoffnung im Erlöschen ist, blüht dicht vor ihr ein tröstliches kleines Licht: es ist im Augenblick wie ein Wunder, an das zu glauben man nur mit Zweifeln wagt. Aber es ist wahrhaftig ein Licht, und kein Sturm vermag es hinwegzublasen.

Sie findet noch die Kraft, ans Fenster der Köhlerhütte zu pochen, sie steht im hellerleuchteten Rahmen der Türe in ihrer ganzen schweren Leiblichkeit — sie sagt zum Herbergsvater: „Ich habe kein Dach", aber der schwarze Köhler führt sie zur Bank am gekachelten Ofen und es ist, als habe es niemals die nächtliche Verlassenheit eines winterlichen Waldes gegeben.

Mit der Wärme wächst auch belebend die Entspannung. Es ist ein unendlich friedsames Bild: der gescheuerte Tisch mit der dunklen Bräune des Brotlaibs und der töpfernen Tasse und im Halbdunkel der Kammer das gewürfelte Leinzeug des Lagers, das weit und barmherzig aufgeschlagen liegt.

Es ist schön, zu leben — auf das Besondere zu warten, das diese Nacht noch erfüllen muß —, diese Heilige Nacht, die nun schwer von Erwartung und voll von brennender Mutterungeduld ist.

Maria Forster



Begegnung am Weihnachtsabend

Es war am Heiligen Abend vor elf Jahren, erzählte mein Kamerad. Es war in Tula, jener Stadt im Süden Rußlands, die durch ihr Silber berühmt ist. Wir waren seit dreißig Tagen auf der Flucht. Der Zugverkehr war rettungslos zerrüttet. Hier und dort lagen auf freier Strecke umgestürzte Züge, aus deren Trümmern sich Wölfe die Gebeine zerrten. Es fuhr meist nur ein Zug am Tag, und niemand wußte, ob jemals noch ein nächster kommen würde, denn überall war Kampf: Kosakenhetmans gegen Tachnoleute und Bolschewiken gegen Weißgardisten. Wir fuhren auf der Fahrt nach Tula auf dem Trittbrett — achtzehn Stunden lang bei dreißig Grad Kälte. Unsere Leiber zerstach der Windzug wie mit Nadeln, unsere Hände, die sich um das Gestänge des Aufgangs klammerten, erstarben langsam. Endlich erglänzten in der Ferne Bahnhofslampen. Wir streckten uns und stampften mit den Beinen, um uns zum Gehen zu bereiten. „Tula... Tula!" schrie man im Waggon. Der Zug hielt kaum, als fünfzig schwerbewaffnete Matrosen in die Wagen sprangen, jeden mit aufgehobenen Pistolen kontrollierten. Da wir von hier aus einen anderen Zug benutzen mußten, um weiter südlicher zu kommen, drängten wir uns durch die braunen Massen dem Bahnhofsgebäude zu. Der Leutnant Gerhart ging voraus, ich schleppte mich mühsam nach.

Der Wartesaal fürs Volk war leer und kalt. Der Wartesaal der ersten Klasse aber bis an die Türen vollgestopft. Nur mit Glück und Mühe kamen wir hinein, finden für uns zwei Plätze in der Nähe des Büfetts. Es war erdrückend heiß.

Nach einer Weile stand ich auf, um Tee zu holen. Am frühen Morgen sollte unser Zug nach Süden kommen, wir hatten also fast zehn Stunden Zeit, um uns zu erholen. So rauchten wir denn eine Zigarette nach der anderen, sprachen jedoch fast nichts dabei — es konnte immer sein, daß irgendein Spion schon auf uns lauerte.

Plötzlich wurde die Tür zurückgestoßen — zwanzig Matrosen lärmten in den Saal, suchten vergeblich einen freien Platz. „Wie, alles voll?"

„Platz für den Kommandanten!" schrie ein großer Blonder, trat mit einem Sprung zum Nachbartisch, hob seine mächtige Naganpistole und knallte einen Schuß zur Decke.

Im nächsten Augenblick war unser Nachbartisch verlassen. Wir lächelten uns eisig an — wir fühlten beide, daß wir an diesem Ort nicht lange verweilen durften.

Da trat der Kommandant herein.

Ich zog die pelzige Kosakenmütze noch tiefer in die Augen und starrte aus gesenkten Lidern zu ihm hinüber: Es war ein großer, schlanker, schwarzer

Mann mit einem auffällig feinen Gesicht. Zwei schwere Revolver staken in seinem Gürtel, ein breiter Säbel hing an seinem Koppel, zwei Patronengurte schlangen sich kreuzweise über seine Brust. Er ging mit weiten, weichen Schritten und in den Kniegelenken unmerklich federnd — niemand hielt seinen Augen stand, er schritt durch leere Gassen, wohin er sich auch wenden mochte, und seine sieghafte Gestalt wurde im Augenblick ihres Erscheinens zum großen Mittelpunkt.

Stumm trat er an den freien Tisch und setzte sich. Ein Adjutant brachte ihm Tee, ein zweiter legte ihm Gebäck dazu, ein dritter tat ihm Zucker ins Glas. Er dankte keinem. „Habt ihr den Deserteur gerichtet?" fragte er plötzlich. Er hatte eine warme, schwingende Stimme. Ich verstand jedes Wort.

„Soeben, Kommandeur!" sagte der Blonde und lachte scheppernd.

„Die Ordonnanzen dann..." Er warf den Kopf zurück, sah kurz umher — und traf auf meinen Blick.

Ich bebte auf... Er sah mich lange an. Im ersten Atem war sein Blick stählern wie ein Messer, hart wie das geschliffene Auge eines Vogels. Mit einem Male aber hob er an zu schimmern und sich mit einem matten, samtenen Schleier zu bedecken — ganz weich und gütig... Die Ordonnanzen traten an den Tisch, empfingen schneidende Befehle, schwirrten an die Tür zurück. In allen Zwischenzeiten aber sah er zu mir hin.

Da stand ich, äußerlich sehr lässig, auf. „Der Kommandant hat uns erkannt!" flüsterte ich dem Leutnant zu, lachte jedoch dabei wie über einen Scherz. „Es ist Gefahr im Anzug — komme in kurzem unauffällig nach — zum Wasserturm!" Er wurde blaß. Ich ging hinaus. Ein Ruf jetzt, dachte ich — und alles ist zu Ende. Mein Herzschlag setzte aus... sechs, sieben Schritte, immer näher kam die große Tür — dann hielt ich ihren Griff, öffnete sie... Niemand hatte mich zurückgerufen, niemand mich aufgehalten.

Draußen war tiefe Nacht. Mich packte jene klirrende Kälte, die durch die besten Pelze geht. Zu Hause brennt man jetzt den Weihnachtsbaum, dachte ich bitter. Dort ist es nicht so kalt und einsam wie in diesem Lande... Niemand war ringsum zu sehen, hier und dort schwelte eine trübe Lampe, auf der Kohlenstelle keuchten zwei Maschinen. Ich schritt mit stampfenden Schritten dem Wasserturm zu.

Ich hatte ihn jedoch noch nicht erreicht, als hinter meinem Rücken ein weiter, rascher, federnder Schritt erklang. Das ist des Leutnants Schritt nicht, durchfuhr es mich. Ich wandte mich mit Mühe um...

Es war der Kommandant!

Er sprach kein Wort, sah mich nur an. Sah tief und warm in meinen starren Blick — und lächelte. „Sie sind ein deutscher Offizier, mein Freund!" sagte er dann in deutscher Sprache.

Ich schüttelte den Kopf, machte eine hilflose Gebärde des Nichtverstehens. „Nje, Panjemaju...", sagte ich.

„Kommen Sie", sagte er da, schritt fünfzig Schritte weiter in den Schatten, bis uns kein Mensch mehr gewahren konnte. „Ich habe Sie im Saal gesehen", hob er an. „Auch Ihren Kameraden. Sie sind auf der Flucht und warten auf den Zug nach Süden. Gut... Ich wollte Ihnen dies nur sagen: Es geht kein Zug mehr nach Süden. Ein weißer General hat unsere Bahn gesprengt und wird in den nächsten Tagen auf Tula marschieren. Sie können nicht mehr fort" ... Ich schwieg — nur meine Kehle ächzte.

„Ich möchte Ihnen helfen, Kamerad!" sagte er plötzlich.

„Ich bin kein Deutscher!" stieß ich auf russisch heraus.

„Sehen Sie her", sagte er da, und öffnete sein schwarzes Matrosenhemd, „sehen Sie her..." Zwei Hände voller Perlenketten, an starken Schnüren aufgezogene Ringe, Armbänder und Medaillons, mit Brillanten besetzte Orden — das flimmerte auf seiner nackten Brust.

„Es ist der ganze Schmuck des Hauses Beljajeff, mein Freund!" sagte er langsam. „Ich nahm ihn an mich, als die Roten kamen und unser Schloß erstürmten. Und da ich nicht mehr aus dem Lande konnte, floh ich nur bis Kronstadt, machte mich dort durch einen Streich zum Kommandanten, erreichte es, daß ich als Truppenführer fast jeden Monat an einen südlicheren Platz befohlen wurde. Mein Regiment vergöttert mich, ich führe es von Sieg zu Sieg, von Beute zu Beute — im stillen aber immer näher jener Grenze zu, die mir wie Ihnen eines Nachts die Freiheit wiederbringen soll..." Er schwieg und wartete. Ich sah ihn saugend an.

„Mein Name ist Ilja Ritter von Beljajeff", sagte er schwer. Ich hob den Kopf, als ob ich träumte. Nein, es ist eine Falle, dachte ich immer noch, und hob abwehrend die Hände.

„Ach, glauben Sie mir noch nicht?" fragte er endlich. Seine weiche Stimme hatte jählings einen wilden, schmerzlichen Unterton. „Ich kann nicht mehr tun Freund, als mich so in Ihre Hände geben — wie ich es tat!"

„Ja...", flüsterte ich hilflos — in deutscher Sprache.

„Endlich!" rief er da. „Ach, endlich... Oh, ich liebe Deutschland!" fuhr er fort und lächelte mich weich und dankbar an. „Ich liebe Deutschland, ja, ich liebe vor allem — diesen Abend! Oh, ich war lange dort und feierte ihn oft, den hellen Baum! Und als ich Sie am Tische sah, griff mich die Sehnsucht danach übermächtig... und... und..."

„Es war das deutsche Auge, das mich rief!" setzte er hinzu.

Ich griff nach seinen Händen und gab sie nicht mehr frei. „Ich danke Ihnen!" sagte ich erstickt.

„Nun aber sagen Sie", fuhr er gestrafft fort, „haben Sie noch genügend Geld?"

Ich sah auf meine Füße. „Nein, faßt nichts mehr..."

„Ich bitte, Freund", sagte er rasch und griff in seine Tasche und drückte mir ein Päckchen in die Hände. „Vielleicht", setzte er mit bitterem Unterklang hinzu, „kann ich es einst in Deutschland wieder gebrauchen..."

„Ach, sagen Sie nur dieses..." rief ich überwältigt. „Ich... fremd... nie... nie gesehen..."

„Ich sah Ihr Auge", sagte er still, „und da es seit Monaten das einzige — menschliche Auge unter Tieren war, darum... Doch auch", fuhr er versonnen fort, „weil meine Hände so voll Blut geworden — daß sie zuweilen laut und schrill nach Güte schreien... Und heute abend..."

Da fiel am Bahngebäude ein Schuß. Zwei weitere folgten in gleichem Abstand. „Kommandant!" schrie eine wilde Stimme.

„Man ruft mich", sagte er rasch. „Nur eines noch: Ich habe Ihnen zwei Papiere ausgestellt für meinen Zug — es ist der letzte nach Süden! Nehmen Sie jetzt, Sie werden sicher bis zum Grenzbezirk damit gelangen. Leben Sie wohl, und: Auf Wiedersehen in einem freien Lande!"

Er ging davon. Leicht, weit und wiegend schritt er ins Licht zurück. Ein kleines später kam der Leutnant. In meinen Augen standen Tränen, als er kam.

„Was ist dir?" fragte er erschrocken. Ich sagte nur: „Mir ist in diesem Lande ein Mensch begegnet — ein echter Mensch."

Mein Kamerad schwieg. „Ja", sagte er dann. „So war es. Vor elf Jahren. Am Heiligen Abend."

Edwin Erich Dwinger

Schrifttumsweiser

Der Schrifttumsweiser erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und erfolgt ohne Wertung der aufgeführten Werke.

Ernst Moritz Arndt: Nordische Volkskunde, Philipp Reclam jun., Leipzig.

Wilhelm Beilstein: Lichtfeier, Deutscher Volksverlag, München 1940.

Karl Heinz Bolay: Deutsche Weihnachten, Brauchtum und Feiergestaltung, Teut-Verlag, Magdeburg 1938.

R. Walther Darré: Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, J. F. Lehmann, München.

Deutsches Winterhilfswerk: Ewiges Deutschland, G. Westermann, Braunschweig.

Günther H. Dohlhoff — Walter Schneefuß: Handbuch der Gemeinschaftspflege, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München 1938.

Die Edda, übersetzt und erläutert v. Hugo Gering, Bibliogr. Institut, Leipzig.

Hildulf R. Flurschütz: Das ewige Erbe der Deutschen. Widukind-Verlag, Berlin 1936.

Hans Hahne: Vom deutschen Jahreslauf im Brauch, Eugen Diederichs, Jena.

Kurt Heckscher: Heidmärker Volkskunde, Gerhard Stalling, Oldenburg 1938.

Georg Hüsing: Die vierte Märge. Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, Jahrg. 4.

Otto Huth: Der Lichterbaum, germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch, Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde 1937.

Otto Karstädt: Gesang der Weihnacht, A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz 1938.

Franz Kolbrand: Der Grün- und Blumenschmuck, Reichsnährstand-Verlags G. m. b. H., Berlin.

Otto Lauffer: Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch, Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1934.

Hans Lorenzen: Der Baum im deutschen Volkstum; Von deutscher Art und Kunst, Arved Strauch, Leipzig.

Bruno Manger: Mittwinter, Hermann Schroedel, Halle-Saale 1936.

Edmund Mudrak: Das wütende Heer und der wilde Jäger. Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, Jahrg. 6.

Friedrich Rehm: Deutsche Weihnachtsbräuche; Von deutscher Art und Kunst, Arved Strauch, Verlag, Leipzig.

Hans Christoph Schöll: Die drei Ewigen, Eugen Diederichs, Jena.

Wolfgang Schultz: Weihnachten, Nationalsozialistische Monatshefte, Dezember 1935.

Adolf Spamer: Weihnachten in alter und neuer Zeit, Eugen Diederichs, Jena 1937.

Karl von Spieß: Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur, Herbert Stubenrauch, Berlin 1934.

Karl v. Spieß: Marksteine der Volkskunst, 1. Teil. Herbert Stubenrauch, Berlin.

Karl v. Spieß u. Edmund Mudrak: Deutsche Märchen — Deutsche Welt. Herbert Stubenrauch, Berlin.

Hans Strobel: Bauernbrauch im Jahreslauf, Hase u. Köhler, Leipzig und Berlin 1937.

Hans Strobel: Brauchtum und Sitte des deutschen Volkes, Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza 1936.

Karl Th. Weigel: Runen und Sinnbilder, A. Metzner, Berlin.

Hermann Wille: Germanische Gotteshäuser zwischen Weser u. Ems, Hase und Köhler, Leipzig und Berlin.

Herman Wirth: Was heißt deutsch? Eugen Diederichs, Jena 1936.

O. v. Zaborsky: Urvätererbe in deutscher Volkskunst. Hase und Köhler, Leipzig und Berlin.

Quellennachweis

Beiträge lebender Dichter wurden mit deren Genehmigung in diesen Band aufgenommen. Soweit Beiträge in anderen Sammlungen enthalten sind, finden sich nachstehend die Quellenangaben.

d) Abbildungen:

Der Buchschmuck auf den Seiten 10, 33, 40, 41, 42, 43, 45, 48, 52, 54, 61, 63, 68, 70, 73, 75, 99, 107, 111, 114, 119, 122, 126, 128, 131, 132, 138, 143, 150, 155, 165, 166, 173, 174, 176, 194, 202, 204, 219, 223, 228, 233, 234, 236, 239, 245 stammt von Mano Paulsen, Dessau.

Die Zeichnungen und Entwürfe von Franz Kolbrand auf den Seiten 27, 29, 30, 31, ferner die Bildtafeln gegenüber den Seiten 32, 33 stehen in engem Zusammenhang mit seinem Beitrag „Weihnachtsschmuck" (Seite 26) und sind seinem Werk „Der Grün- und Blumenschmuck", Reichsnährstand-Verlags-G. m. b. H., Berlin SW 11 entnommen.

Lichtbilder

Die Bildtafeln gegenüber dem Innentitel, ferner die Bildtafeln gegenüber den Seiten 48 und 208 sind Originalaufnahmen von Hans Retzlaff, Berlin-Charlottenburg.

Die Bildtafeln gegenüber den Seiten 49, 80, 81, 209 bringen Aufnahmen aus den unter der Leitung von Franz Kolbrand stehenden K. D. F.-Lehrgruppen für Laienschaffen des deutschen Volksbildungswerkes bei der Wehrmacht in Norwegen. Die Aufnahme gegenüber der Seite 80 stammt von Fritz Walter, Kiel-Schulensee. Die Aufnahmen gegenüber den Seiten 49, 81, 209 stammen von Parnitzke.

Die Bildtafeln gegenüber den Seiten 96, 97, 128 sind Originalaufnahmen von Karl Haiding.

Die Bildtafel gegenüber der Seite 129 bringt eine Aufnahme von Gisela Brendel-Claus, Berlin-Weißensee.

Die Bildtafel Seite 144 gibt eine Aufnahme von R. Gerold, Dresden wieder (Bildstelle Heimatwerk Sachsen).

Die Bildtafel gegenüber der Seite 145 bringt eine Aufnahme der Landesbildstelle Sachsen (Bildstelle Heimatwerk Sachsen).